MAXIMILIAN HARDEN

KÖPFE

VERLAG ERICH REISS BERLIN

Author Harden, M.

Class No. PT 2615.A628 (2)

Accession No. 31046

QMW LIBRARY
23 0936297 4

WITHDRAWN
FROM STOCK
QMUL LIBRARY

WITHDRAWN
FROM STOCK
OMUL LIBRARY

31046
13.8.47

MAXIMILIAN HARDEN
KÖPFE

ZWEITER TEIL

MAXIMILIAN HARDEN

KÖPFE

ZWEITER TEIL

NEUNTE AUFLAGE

BERLIN
ERICH REISS/VERLAG
1911

WESTFIELD COLLEGE
LIBRARY
UNIVERSITY OF LONDON

VON DIESEM BUCHE KAMEN ZWANZIG EXEMPLARE AUF ECHT VAN GELDER-BÜTTEN GEDRUCKT, IN GANZLEDER GEBUNDEN UND HANDSCHRIFTLICH :: NUMERIERT, ZUR AUSGABE ::

COPYRIGHT 1911 BY ERICH REISS VERLAG
ALLE RECHTE VORBEHALTEN

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Der junge Wilhelm 9
Kaiserin Augusta 115
King Edward 129
Albert von Sachsen 173
Leo XIII. 187
Franz Josef 237
Nikolai Alexandrowitsch 263
Ludwig der Zweite 309
Johannes 341
Herbert Bismarck 375
Briand 393
Hedwig Niemann 419
Lueger 439
Réjane 461
Tolstoi und Rockefeller 487

DER JUNGE WILHELM.

Saulus, der mit Drohen und Morden so lange wider die Jünger des Herrn geschnaubet hatte, ward auf dem Wege gen Damaskus vom Licht des Himmels umleuchtet, von Jesu Stimme gerufen und in der Stadt dann, nachdem es ihm, unter der Hand des Ananias, wie Schuppen vom Auge gefallen war, zum Christglauben bekehrt. Dieser Erleuchtung dachte er, der nun Paulus hieß, da er, am elften Sonntag nach Trinitatis, aus Philippi an die Korinther schrieb: »Unter den Aposteln bin ich der geringste und, weil ich die Gemeine Gottes verfolget habe, des Apostelnamens im Grunde unwürdig. Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin. Und seine Gnade hat sich an mir nicht vergebens bemüht; viel mehr denn alle anderen habe ich gearbeitet. Dennoch ist nicht mir das Erreichte zu danken, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist.« In der selben Epistel sprach er: »Ihr seid Gottes Acker und Baugrund und wir sind Gottes Mitarbeiter. Als ein weiser Baumeister habe ich, der von Gottes Gnade ist, für den Grund gesorgt, auf dem ein Anderer bauen soll. Ein Jeglicher aber sehe zu, wie er darauf baue.« In diesen Sätzen bekennt fromme Demuth: Der gnädige Wille des Höchsten hat mein Leben

erleuchtet und aus dem Dunkel des Irrwahnes mir Blindem den Weg in die Klarheit gewiesen. Vierhundert Jahre nach der Zeit des ersten Sendschreibens an die Korinther, als Nestorius von Konstantinopel das menschliche vom göttlichen Wesen Christi scheiden wollte und sein Widersacher, Cyrillus von Alexandria, um die irdische Abkunft des vergotteten Menschensohnes zu heiligen, die Anbetung der Jungfrau Maria als neuen Kult heischte, wurde nach Ephesus ein Konzil einberufen: und in dieser Stadt, wo Herostratus einst (in der Stunde, die dem Makedonen Alexander das Leben gab) den Artemistempel angezündet, wo der tarsische Heidenmissionar Paulus der jungen Christenheit die stärkste Gemeinde erworben hatte, kam, in den heißen Tagen des cyrillischen Sieges über die Nestorianer, auch Pauli bescheidenes Wort zu neuer Ehre. Die versammelten Bischöfe beschlossen, die Formel dei gratia vor ihre Titel zu setzen, als ein sichtbares Zeichen der Demuth, die sich von Gottes Gnade abhängig fühlt. Seit dann dem Bischof von Rom, als dem Nachfolger des Apostels, auf dessen Felsenfestigkeit Jesus die Gemeinde gebaut hat, so viel Macht zugewachsen war, daß er sich Christi Statthalter auf Erden nennen durfte, schien ihm die Formel zu eng. Dei et Apostolicae Sedis gratia: so sollte sie fortan lauten. Sollte den Bischöfen einprägen, daß sie, um ihres Sitzes sicher zu sein, zu Gottes Gnade auch die des Papstes sich erhalten müssen. Von den Trägern geistlicher Würde übernahmen die Karlinge, die in dem Bischof Arnulph von Metz ihren Ahnherrn ehrten und von der Legende die Stammtafel mit den

Namen aquitanischer und brabantischer Heiligen schmücken ließen, die ephesische Formel. Wohl erst nach Pippins Krönung und der Gründung des Kirchenstaates, die dem Patrimonium Petri die Stützen und Gefahren weltlicher Macht schuf. Mochte Karl in seiner Lernbegierde mit Alkuin und Einhard, Angilbert und Theodulf wie mit im Rang Gleichen, wie mit Freunden der Freund verkehren und oft gar als dankbarer Schüler zu ihrer Lehrweisheit aufblicken: das Bewußtsein erhöhender, über den Troß hebender Weihe blieb in ihm lebendig; und der kräftigste Vertreter kaiserlicher Theokratie, den die Reichsnothwendigkeit trieb, die Kirche in seinen Dienst zu zwingen, durfte, ohne Mißverstand fürchten zu müssen, von sich sagen, daß er durch Gottes Gnade Oberhaupt des Imperiums geworden sei. Die Zumuthung, vor dem Sterblichen auf dem römischen Apostelsitz sich zu beugen, hat mit unwiderstehlicher Wucht dann Otto der Große abgewehrt, als er Johann den Zwölften der Unzucht und Simonie, des Meineids und Tempelraubes anklagen und von Petri Stuhl stoßen ließ und obendrein die Römer durch Eidschwur verpflichtete, nie wieder ohne seine Zustimmung einen Papst zu wählen. Der Gewaltige, der Leo dem Achten, dem Mann seines Vertrauens, mit eiserner Faust wieder den Weg auf die Sella gebahnt, den Gegenpapst Benedikt aus Rom in den deutschen Norden geschleppt und den diesem Usurpator anhangenden Stadtpräfekten mit den Haaren ans Reiterdenkmal des Marcus Aurelius geknüpft, auf einem Esel nackt durch die Tiberstadt gepeitscht und dann aus deren Mauern verbannt hatte,

war Herr auch über Rom; war nun jedem Papst überthan. Von Gottes Gnaden. Doch erst ein langes Halbjahrtausend nach Ottos Tod in Memleben kam die Formel überall in Gebrauch, wo ein Herrscher unumschränkt über das Leben und die Habe ihm Unterthaner gebot. Dann erst gewöhnte die Christenheit sich in den Anblick, in die Vorstellung eines Kaisers oder Königs, der laut künden läßt, er habe seine Krone, ohne Mitwirkung irdisch Gezeugter, von Gott empfangen und sei für sein (durch kein Gesetz je gebundenes, durch keine Schranke begrenztes) Handeln nur dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde verantwortlich. Leicht konnte da geschehen, daß aus dem Wort der Demuth ein Wort des Hochmuthes wurde und in Fürstenhirne sich der stolze Wahn einnistete, mit dem Goldreif habe auch eine besondere Kraft, eine den Gekrönten vorbehaltene göttliche Weihe sich um ihre Schläfen geschmiegt und die Empfänger solcher Gnade seien über den gemeinen Haufen erhaben. Das Gefühl der Abhängigkeit von dem Walten eines im Unermessenen thronenden Geistes schrumpfte oft allzu schnell und wich dem Wonnebewußtsein, in einem großen oder kleinen Erdenwinkel, als ein von Gottes Gnade Auserwählter, des höchsten Weltwillens Vertreter, Verkünder zu sein. Die Sätze des Korintherbriefes schwanden fast spurlos aus dem Gedächtniß. Wem frommte nun noch die Erinnerung? Paulus hatte geschrieben, nur durch die Gnade Gottes sei ihm, dem geringsten, unwürdigsten aller Apostel, beschieden gewesen, Gutes und Großes sogar zu vollbringen. Mancher König und Kaiser

sprach: In mir wirkt, aus mir redet Gott, dessen Gnade mich krönte, und an Rechte und Sitten, an Wollen und Wünschen des Gehudels da unten knüpft mich drum keiner Pflicht fesselndes Band; da eine Euch unhörbare Stimme mir das Nothwendige, das Nützliche ins Ohr raunt, weiß ich allein, was morgen geschehen und wie meines Reiches Ordnung, um dafür geeignet zu werden, beschaffen sein muß.

»Le premier qui fut roi fut un soldat heureux.« Als nach diesem Vers in Voltaires »Mérope«, die in Lyon, mit Talma und der Raucourt, vor italienischen Gästen aufgeführt wurde, ein Klatschgetos dem Ersten Konsul gehuldigt hatte, ließ Bonaparte den auch für die Theaterpolitik verantwortlichen Grafen Chaptal von Chanteloup kommen und fragte ihn, weshalb er gerade dieses Stück für die Festvorstellung gewählt habe. Weil, war die Antwort, die lyoner Schauspieler nur diese Tragoedie rasch herausbringen konnten. »Dann wärs besser gewesen, ein paar Tage zu warten. Ich will nicht, daß man dieses Stück spiele; weder hier noch in Paris. Ein vom Glück begünstigter Soldat wurde der erste König! Welchen Sinn hat diese populäre Redensart? Wer sich bis auf die Höhe des Thrones zu heben vermag, ist der erste Mann seines Jahrhunderts. Da soll man nicht von Glück schwatzen; nur von Verdienst auf der einen, von Dankbarkeit auf der anderen Seite kann die Rede sein.« Diese Abneigung von dem Brauch, das Königsrecht auf Kriegsglück und Gewalt zu stützen, war auch bei Denen zu spüren, die den Machtsitz auf glatter gebahntem Weg erreicht hatten als der Artillerist von Ajaccio.

Sehr früh auch der Drang, das Herrschergeschlecht einer Götterreihe zu verknüpfen. Große Menschen galten der griechisch-römischen Mythologie oft als Göttersöhne (Alexander, Platon, Pythagoras); und aus der altjüdischen, in die Legende von der Jungfrauenempfängniß fortwirkenden der Ueberlieferung wissen wir, wie gern in der Welt dieser Vorstellung der Menschenantheil an der Zeugung wichtiger Männer eingeschränkt und ihr Ursprung göttlicher Mitwirkung zugesprochen wurde. Isaak und Joseph, Samuel und Simson: der Ueberragende war das Kind greiser Eltern oder lange unfruchtbar gebliebener Mütter, war, wie Jesus, vielleicht gar der Sohn einer vom Manne nie berührten Jungfrau; und die Phantasie der Volkheit konnte träumen, die besondere Wesensart solcher Männer, die, nach dem Plan einer Vorsehung, ihrem Stamm Großes erwirken sollten, sei göttlicher, nicht menschlicher Zeugerkraft zu danken. Konnte sich mit dem Gedanken trösten: Weil ihn ein Gott schuf, wuchs er höher als wir armem Menschensamen Entsprossenen. Und da der König stets aller sterblichen Menschen größter scheinen mußte, war in allen Zeiten und Zonen das Mühen fühlbar, ihm im Glauben die Weihe göttlicher Abkunft zu sichern. »Wie dürfte er über uns herrschen und seiner Brust, seinem Hirn das Recht zur Vorschrift unserer Lebensordnung entnehmen, wenn er nicht aus anderem Stoff gefügt wäre als wir?« Die Könige von Hellas sahen in Zeus ihren Ahnherrn; Romulus, den ersten Römerkönig, hat, nach uralter Sage, Mars im Schoß der Vestalin Rea Silvia gezeugt; und im Germanenmythos ist

Wotan der Stammvater der Heerkönige. War jungen Völkern, deren Fühlen noch dumpf, deren Denkvermögen noch winzig war, denn zuzumuthen, dem Rath kühler Vernunft zu folgen und aus freiem Willen sich dem Wink eines ihnen Gleichen zu beugen, weil er geeignet sei, ihren nationalen Wünschen die Erfüllung zu bescheren? Wo sie gehorchen sollten, mußten sie einen Hauch göttlichen Odems wittern; ihr König durfte nicht ein Mensch wie andere Menschen sein. Und diesem König, der oft als Eroberer ins Land gekommen war, konnte die Berufung auf das immer verhaßte Recht des Siegers nicht behagen; wenn er ohne hemmende Schranke herrschen, die Gesetze nach Belieben aufheben oder ändern, nach Bedürfniß oder Willkür über die Habe der Unterthanen verfügen und selbst von Gekränkten und Beraubten als in der Glorie Thronender angebetet sein wollte, brauchte er einen stärkeren Rechtsanspruch, der doch milder schien und die Gemüther nicht zum Zorn aufreizte. Deshalb war die ephesische Formel ihm willkommen. Die paßte noch in die Vorstellung der Zeit des Byzantinischen Kodex, des dantischen Traumes von der Weltmonarchie und der Ubiquität des Kaiseradlers, des bedenkenlos gläubigen Satzes: »Den König müßt Ihr als Einen denken, der in seines Herzens Schrein alle Rechte gespeichert hat.« Der Zustand genügte dem Bedürfniß; und war drum erträglich. Die Völker hatten in der vom Himmelsglanz umleuchteten Krone einen der Anbetung würdigen Gegenstand und die Könige konnten das Recht auf schrankenlose Gewalt aus dem übersinnlichen Ursprung ihres Herrscherberufes ab-

leiten. Jahrhunderte gehen und kommen; und in willenlos frommer Demuth dulden in Ost und West die Völker den sanften oder harten Druck der Hand eines Imperator oder Basileus, Kaisers oder Königs von Gottes Gnaden. Noch im sechzehnten Jahrhundert der Christenzeit sagt William Barclay (in dem Traktat De regno et regali potestate adversus monarchomachos), die Monarchie sei das irdischem Blick sichtbare Abbild des göttlichen Regimentes: nur von Gott, der die Völker höchstens einmal als Werkzeug zum Thronbau benutze, habe der König seine Krone und sei darum, so lange er nicht wider Gottes Gebot handle, unantastbar und noch als ein Ungerechter, als der ärgste Tyrann dem Urtheil und der Rache des Volkes entrückt; denn ihm habe, als dem einzig von Gott zur Herrschaft Berufenen, das Volk sich mit all seinen Rechten und Sitten, seinem Besitz und seiner Kraft, mit Städten und Aeckern, Land und Wasser unterworfen und damit auf jede Möglichkeit verzichtet, die einmal hingegebenen Rechte und Gewalten je wieder zurückzufordern; als ein Theil oder Abglanz göttlicher Majestät sei die Gewalt des Königs weder an Recht noch Brauch, weder an Volkswünsche noch an den Rath Edler gebunden und jeder Versuch, sie zu fesseln oder ihrem Willen den Weg zu sperren, als frevle Auflehnung wider die göttliche Weltordnung anzusehen. Und der in Frankreich lebende und lehrende Schotte wurde bald von dem Italiener Albericus Gentilis noch übertrumpft, der den König gegen den unwürdigen Verdacht, der Hüter des Gemeinwohles zu sein, verwahrt und ihm das Recht zuschreibt, jeder launischen

Regung die unlösliche Fesselkraft des Gesetzes zu geben. Freilich nur einem König, der auf der Erde keinen Herrn über sich anerkennt und auch in Sachen des Glaubens, ohne des Papstes oder gar eines anderen Kirchenfürsten zu achten, das entscheidende Wort spricht. »Ein König im wahrsten Sinne des Wortes ist nur, wer sich in keiner Angelegenheit, geistlichen oder weltlichen, auch nicht in der allergeringsten, dem Richterspruch eines Anderen unterordnet. Der König steht nur unter Gott und ward allein berufen, auch die älteste Gesetzestafel nach eigenem Ermessen auszulegen. Was dem König paßt, ist Gesetz. Er ist ein auf Erden wandelnder Gott und seine Macht reicht weiter als die in vorchristlicher Zeit dem Vater über das Kind, dem Herrn über den Sklaven anvertraute.« Ungefähr eben so denkt Hobbes, der in dem Buch »De cive« den Unterthanen verpflichtet, auch ungerechtem, vom Gesetz unzweideutig verbotenem Befehl der Obrigkeit blind und stumm zu gehorchen, dem König die Befugniß vorbehält, den Sinn der Heiligen Schrift zu deuten und die Glaubenssatzung vorzuschreiben, den Besitz des Bürgers von der Willkür des Herrschers begrenzen, mehren und mindern läßt und als ein Vorrecht der Königsmacht verkündet, im ganzen Umkreis ihres Waltens mit alle Unterthanen bindender Kraft die Normen der Sitte und Sittlichkeit zu bestimmen, im Bezirk der gleicher Rechtssatzung Gehorsamen Ehre und Schmach zu prägen.

Ungefähr wie die Lehre Barclays und der Stuartvertheidiger Gentilis und Salmasius klang diese Rede. Nur glomm in Thomas Hobbes kein Fünkchen mystischen Glaubens. Der Mann,

der das Wort vom Krieg Aller gegen Alle sprach und die Behauptung, der Zweck könne jedes Mittel heiligen, nicht scheute, war den Römern näher als dem Galiläer und benutzte die Religion nur als Werkzeug zur Festigung der Staatsallgewalt. Mit Macchiavelli, dem beredtesten Anwalt des Absolutismus, hätte er sich verständigt; auch mit dem Doktor Luther, der rieth, wider Vernunft und Wissen, wenns die Obrigkeit befehle, zu glauben, die Addition von Fünf und Zwei ergebe Acht. Nicht so leicht mit Bossuet; der Bischof von Meaux wäre ihm allzu christlich und daneben allzu kritisch gewesen. »Der Königsthron ist der Thron Gottes, nicht eines Menschen. Als Diener Gottes, von dem alle Macht kommt, handelt der König: deshalb ist seine Person, als eines Statthalters Gottes, heilig; ist sie vom höchsten Herrn selbst gesalbt und auserwählt, hienieden den Willen der göttlichen Majestät zu vollstrecken. Der Friede jedes Gemeinwesens ist bedroht und das Staatsgefüge in Lebensgefahr, wenn das Volk sich das Recht zuspricht, aus irgendeinem Grunde sich in Empörung gegen den König zu wenden. Denn in dem König lebt der ganze Staat.« (Tout l'État est en lui: das Wort steht in der Schrift »Politique tirée des propres paroles de l'Écriture Sainte«. Daß Ludwig der Vierzehnte nie gesagt hat: »L'État, c'est moi«, scheint heute fast gewiß; daß ers nicht im April 1655, als gehorsamer Schüler Mazarins, der damals noch »der Staat« war, gesagt haben könne, hat schon Fournier erwiesen. Doch hätte der Satz nur mit der Deutlichkeit eines Entschüchterten ausgedrückt, was jeder Absolutist empfinden mußte. Und unter den Reden Napoleons

fand ich eine, in der, noch 1813, der Kaiser zu den in die Gesetzgeberversammlung Abgeordneten spricht: »Wer mich angreift, greift den Leib der Nation an. Was ist ein Thron? Ein mit Sammet überzogenes Holzgestell. In der Sprache der Politik bin ich der Thron. Nur ich bin der Vertreter des Volkes. Ich bin der Staat.«) Solche Sätze Bossuets hätten dem englischen Materialisten, der den »Leviathan« schuf, nicht gefallen; doch auch das Rügerecht und den Einspruch ins Monarchenamt hätte er dem genialisch eifernden Kronprinzenerzieher nicht eingeräumt. Der sah, beinahe noch aus dem Auge eines Augustinus oder Tertullian, die unter dem Wink und unter der Hut des dreieinigen Gottes stehende Majestät des allerchristlichsten Königs; und schrieb dennoch: »Etwas vom Wesen der Gottheit lebt in dem König und flößt den Völkern Furcht ein. Aber vergeßt nicht, Ihr Götter aus Fleisch und Blut, aus Staub und Schmutz, daß Ihr eines Tages sterben werdet wie andere Menschen! Nur für eine kurze Zeitspanne trennt die Größe die Glieder des Menschheitkörpers; das Allen gewisse Ende stellt die Gleichheit wieder her. Weil den Königen alle Gewalt von oben kommt, schulden sie Gott Rechenschaft und dürfen die Gewalt, die er ihnen gab, nicht nach willkürlicher Laune anwenden. Zitternd müssen sie ihres Amtes walten und stets bedenken, wie grausig das Verbrechen wäre, wenn sie die vom Himmel stammende Macht zum Bösen gebrauchten. Ein König, der nicht nützt, nicht für das Wohl des Volkes sorgt, ist ein schlechter Diener des Herrn und wird eben so gestraft wie einer, der gewaltthätig im Lande haust. Wer von

Gott die Macht hat, muß wie Gott herrschen: edel, uneigennützig, wohlthätig. Wie der König die Hand vom Blut Unschuldiger rein halten soll, so soll er auch die Zunge hüten, die nicht minder gefährliche Wunden schlägt als das Schwert. Was ist von einem König zu erwarten, der die Zunge nicht zügeln kann und dessen Rede unaufrichtig ist? Die Kunst der Rede soll dem König nicht ein versperrtes Gebiet sein. Doch darf er auch nicht zu viel reden. Ein Wäscher, heißts im Ekklesiastes, ist nicht besser denn eine Schlange, die unbeschworen sticht. Wer zu unrechter Zeit redet, wird nicht nur lästig, sondern schadet geradezu. Ein Narr, spricht der Prediger Salomo, macht viele Worte über Gewesenes und über Das, was nach ihm sein wird: und von Beidem weiß der Mensch doch nichts. Der König muß Herr seiner Zunge sein. Schweigen zu können, ist seine wichtigste Pflicht: denn ohne Wahrung des Geheimnisses frommt der nützlichste Entschluß nicht und ohne Schweigsamkeit ist keine Kraft. Wer viele Worte macht und keins davon hält, Der ist wie Wolken und Wind ohne Regen: so stehts unter den Sprüchen Salomos, des von David gezeugeten Königs; und ferner: Wer seine Zunge nicht im Zaum halten kann, ist wie eine offene, der Mauern beraubte Stadt. Durch unbedachte, verwegene Rede hat mancher König Unruhe gestiftet. Drum rief der weise Priesterkönig: Leget ein Schloß auf meine Lippen und stellet Wächter um meinen Mund, auf daß meine Zunge mich nicht verderbe!« Der Erzieher, der so zu seinem Zögling, zum Dauphin von Frankreich zu sprechen wagt, ist weit von dem Glauben an die All-

macht und Allweisheit, Allgegenwart und Allwissenheit der Könige. Ist, all in seiner Frommheit, dem Bracton, der die Möglichkeit sah, der Statthalter Gottes könne sich in einen Satanspriester wandeln, näher als dem ungläubigen Thomas aus Malmesbury. Mit hartem Wort rügt er die Willkürherrschaft; und tritt für den Absolutismus als Kämpfer nur ein, weil ihm die Völker noch gottmenschlicher Führung bedürftig, noch nicht reif für die Aufgabe scheinen, ihres Schicksals Ring mit starker, von Weisheit gelenkter Hand selbst zu schmieden.

Wie sie bald danach, auf der Angelninsel zuerst, dann im Frankenreich, reiften und, im stolzen Bewußtsein der Mündigkeit, aus schwüler Mystik in die kühle Klarheit der Vernunftatmosphäre langten, ist Völkern und Fürsten oft erzählt worden. Der asiatisch-egyptische Spuk zerflattert; und der Wirbelwind, der über den Aermelkanal ins Reich des Heiligen Louis weht, fegt des Dunstes letzte Schwaden in den Wolkenkehricht. Just in den Ländern, wo einfältiger Glaube einst der Hand des Königs die Kraft zur Heilung von jeglicher Siechthumsform zugetraut hat, richtet man nun die Könige, köpft die unter dem Auge der höchsten Himmelsmacht Gekrönten und schließt mit denen, die der erwachsene Volkswille leben läßt, Verträge, in denen die Rechte und Pflichten beider Kontrahenten genau abgegrenzt werden. Der Begriff der Monarchie bildet sich um; paßt sich neuer Nothwendigkeit an. Wer König heißen will, braucht nicht mehr, wie Saul in Israel, der an Körpermaß Längste, nicht, wie Herodots Aethiopierkönig, jedem Blick als der Kräftigste erkennbar, braucht auch nicht von der Weis-

sagung einer Sybille als Weltmonarch, Erlöser und Friedenbringer empfohlen zu sein. Gewissenhafte Haushalter und tüchtige Geschäftsführer werden gesucht. Ein Volk, das die Stuarts oder die Lilienlouis erlebt hat, wäre nicht von dem Bilde des Normannenherzogs zu blenden, der, als Sohn Roberts, des Teufels der Normandie, und einer Kürschnerstochter, im raschesten Ritt den Bogen zu spannen vermag, dessen Sehne der Griff eines britischen Edlen, auch eines mit beiden Beinen auf festem Grund stehenden, niemals noch vom Bügel zum Schaft herabzog. Kriegerkunst, dem Eroberer unentbehrlich, scheint an dem Erhalter. Verwalter des Staates kaum noch wichtig. Die heroische Zeit des Königsgedankens ist überlebt. Auch der Machtstreit mit der Kirche längst schon entschieden. Seit der erste Papst Gelasius an Anastasios Dikoros, den Basileus von Byzanz, geschrieben hatte: »Weil am Tag des Jüngsten Gerichtes die Nachfolger Petri auch vom Wirken der Könige Rechenschaft zu geben haben, lebt in der Priestergewalt höhere Bedeutung, heiligere als in irgendeiner Königsmacht«, war der Primat unter den Trägern geistlicher und weltlicher Gewalt streitig gewesen. Durchs ganze Mittelalter hin. Nun war die Saat der Reformatoren auch im Römerland aufgegangen. In dem Entschluß des zweiten Calixtus, von der Stunde des Wormser Konkordates an dem Kaiser das Recht zur Belehnung der Bischöfe mit Reichsgut und Kirchenregalien zu gewähren, hätte der kleinste Territorialherr jetzt nicht mehr ein ausreichendes Zugeständniß der Kurie gesehen. Am hellen Tag wenigstens öffnet sich dem von Rom

her in den Bereich weltlichen Regimentes vordrängenden Einfluß fortan kein Schleußenthor. Der Priester, der dem Akt der Krönung die im Volksempfinden nachhallende Weihe giebt, ist noch willkommen. Doch mancher König betont schon laut, daß er die Krone nicht von einem Papst oder anderen Fremden empfangen, sondern »aus eigenem Recht« aufs Haupt gesetzt habe. Von Gottes Gnaden? Die alte Formel hatte so gute Dienste geleistet; wozu sie ohne Zwang opfern? Sie putzte den Titel des Kaisers, den der Pfalzgraf vor seines Gerichtes Schranke lud und dem in der Wahlkapitulation, für den Fall schuldvollen Fehles, die Absetzung angekündet worden war. Wie im Patrimonialstaat, dem ins Weite gedehnten Erbgut einer Familie, so hatte sie auch in der Lehensmonarchie gegolten, die auf Eide gegründet, durch Eidbruch zu lösen war. Der Kluge bewahrt Ehrwürdiges, bis ers fahren lassen muß. Auch der hinter das Goldgitter eines Vertrages gezwängte König mag sagen: Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin.

Doch soll er, der Solches spricht, an den demüthigen Apostel Paulus denken, nicht an Karl Stuart und den Sonnenkönig. Woher nähme eine Europa, deren Antlitz von Zweifelssorge durchfurcht, von schlimmer Erfahrung verrunzelt ist, je noch Monarchen, wenn, nach dem Wort des Aristoteles, nur Einer, der, wie ein Gott die Menschheit, alle Mitlebenden überragt, des Königstitels würdig wäre, nur, nach dem Prahlruf des Korsen, der erste Mann seines Jahrhunderts den Thron besteigen dürfte? Rückfälle in den Brauch der Wahlmonarchie findet der Europens Leib umkreisende Blick heute ja höch-

stens noch auf den von Asiens Sonne gewärmten Flächen der Ostflanke. Dahin holt man aus Sigmaringen, Kopenhagen, Koburg einen Prinzen, aus Potsdam einen Offizier, aus Genf einen grauen Verschwörer: und kürt ihn zum Fürsten. (Weil er Halbgott und Heros scheint? Nein: weil er nützliche Familienbeziehungen hat oder im Wahlland Anhang zu werben wußte.) Der Westen weicht, wenn er nicht zur Republik abschwenkt, nicht von der Erbmonarchie, die alt und schon dadurch den Meisten heilig ist und zwar selbst den Untüchtigsten auf den Thron hebt, aber durch tausend Gefühlserinnerungen, durch die Gemeinschaft langen Erlebens, guten und schlimmen, geschirmt wird und für alle Zeit den Wettbewerb um die höchste Staatsstelle mit seiner ruhlosen Wirrniß und eklen Massenvergiftung ausschließt. Das Ziel aller Kämpfe für Volksrecht und Verfassung war, den monarchischen Staaten einen Zustand zu sichern, der dem König jede Möglichkeit zu nützlichem Wirken läßt und ihm jede Möglichkeit nimmt, dem Lande zu schaden. Nun mag der vom Zufall der Geburt (oder des Todes) mit dem Erbrecht Beschenkte herrschen. Die Namen, oft nur die Namensziffern wechseln; der König, der zur Regirung berechtigte Sohn der Dynastie, kann niemals sterben. Und wenn die Dynastie ausstürbe: wer vermag sich vorzustellen, daß statt eines Habsburg, Hohenzollern, Wittelsbach dann ein aus landfremdem Haus gewählter Mann in Oesterreich, Preußen, Bayern die Krone trüge? Die Tage solcher Wahlmöglichkeit scheinen für immer dahin. Weil sie allzu deutlich offenbaren würde, daß der so Gewählte nicht

von Gottes, sondern von Volkes Gnade ist? Diese Offenbarung könnte dem Wahn, der sich »Zeitgeist« dünkelt, nur schmeicheln. In der Frühe des neunzehnten Jahrhunderts schrieb Joseph de Maistre: »Ich bin es, der die Könige einsetzt: also stehet geschrieben. Und diese (nicht etwa als Redensart oder Rhetorenbild eines Predigers zu nehmende) einfache und leicht faßliche Wahrheit gilt auch für die Gebiete der Politik. Gott setzt die Könige ein; er pflanzt die königlichen Geschlechter, läßt sie in einem Gewölk, das ihren Ursprung verhüllt, reifen und erst hervortreten, wenn Ruhm und Ehre sie krönt. Der Mensch kann wohl da als Werkzeug nutzbar werden, wo einem souverainen Fürsten die Macht genommen, wo diese geraubte Macht einem schon vorher Gefürsteten übertragen wird, niemals aber souveraines Fürstenrecht verleihen. Noch sahen wir keine Dynastie, deren plebejischer Ursprung sich nachweisen ließ; der Tag, an dem dieser Nachweis gelingen könnte, begönne einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte.« Als Sardiniens Vertreter am Hof des Zaren schrieb der fromme Bruder des Zimmerreisenden Xavier diese Sätze. Das Buch, das sie ans Licht bringen sollte (»Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines«), erschien erst 1810 in Petersburg: fast sechs Jahre nach der Krönung des korsischen Plebejers, dessen Geschwister sich bald auf den Thronen großer und kleiner Reiche räkelten. Dämmerte der Monarchie nun der letzte Morgen? Sie lebt noch; sieht gar nicht schwindsüchtig aus. Nur Laetitiens Brut wohnt nicht mehr im Kronrecht. Kühler als

der späte Verkünder des theokratischen Absolutismus hat der Wirtschafthistoriker Wilhelm Roscher die Entwickelungmöglichkeiten beurtheilt, da er schrieb, nur eine in den Tagen kindhafter Volkseinfalt gegründete Erbmonarchie könne dauern: denn ohne Herzenshang, ohne ein religiöser Andacht ähnliches Massengefühl, wie es nur auf niedriger Kulturstufe keime, sei die willige, völlige Hingebung an ein Fürstenhaus und dessen schwache oder verächtliche Sprossen undenkbar. Das Haus Bonaparte zerfiel. Napoleon? Das Genie herrscht wirklich aus eigenem Recht. Und der Mann, der als Reiter, »ruhig auf einem wilden Roß«, gemalt sein wollte, vor einer Büste Alexanders des Großen aufbrüllte, der Makedone sei kleiner als er gewesen, und eben so laut bestritt, daß sein Sohn ihn, das Geschöpf der Zeit, ersetzen könne, sprach in Mailand dennoch, als er die Eisenkrone Karls des Großen auf den Schädel gestülpt hatte: »Weh Dem, der danach greift! Gott gab sie mir.« Der Gott, der Carolum auserwählt hatte.

Deutschen Fürsten hatte Fritz von Preußen, ehe es noch zu Grenzregulierung und Konstitution kam, den Imperatorenwahn auszutreiben versucht. »Der König muß sich an die Stelle des armen Mannes setzen und sich fragen, was er, unter solchen Lebensbedingungen, vom Monarchen wünschen würde. Wenn der König seine Pflicht erfüllen will, darf er nie vergessen, daß er ein Mensch ist, wie der Geringste der ihm Unterthanen, und als Erster Diener des Staates so redlich, klug und uneigennützig zu handeln hat, als müsse er in der nächsten Stunde den Mitbürgern von seiner Verwaltung Rechenschaft geben.

Könige sind Menschen wie andere; haben nur Wichtigeres zu thun. Wer sich für besonders merkwürdig hält, meint in seiner Eitelkeit, die Welt wolle jede Kleinigkeit erfahren, die ihn angeht. Wer immer regirt hat, ist, wie ein Gott, an den Weihrauch gewöhnt und müßte verschmachten, wenn ihm das Lob versagt bliebe. Der König nennt sich zwar ‚Wir', ist aber nicht etwa vielfach da. Wie der Herrgott während der Messe, so dürfte auch der König sich stets nur in seiner Herrlichkeit zeigen.« Das war einmal Preußenstil. Auf den Sohn des gekrönten Korporals folgt ein dicker Lüdrian und Wundersucher, dann ein unköniglich kleinmüthiger Herr, den York und Schill, Stein, Scharnhorst, Gneisenau zur befreienden, rettenden That zwingen mußten. Friedrich Wilhelm der Vierte: »Keiner Macht der Erde soll je gelingen, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein konventionelles, konstitutionelles zu wandeln. Von Gott allein habe ich meine Krone und nur ihm bin ich von jeder Stunde meiner Regirung Rechenschaft schuldig.« Sieben Jahre später, im Zorn über die widerspenstigen Unterthanen: »Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen.« Acht Monate danach: »Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene! Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, tränenreichen Bitten mit den meinigen.« Der König von Gottes Gnaden

muß unter die Urkunde des »konstitutionellen Verhältnisses« seinen Namen setzen; vor den Leichen der Rebellen den Hut ziehen; wird zur Zielscheibe giftigen Pöbelspottes. Das Ministerium ist zu feierlicher Anerkennung der Revolution gezwungen, »als einer, deren ruhmvoller und eigenthümlicher Charakter darin besteht, daß sie, ohne Umsturz aller staatlichen Verhältnisse, die konstitutionelle Freiheit begründet und das Recht zur Geltung gebracht hat. Auf rechtlicher Grundlage steht die Versammlung, steht die Krone; diese Grundlage halten wir fest.« (Hansemann.) In der Preußischen Nationalversammlung sagt Lothar Bucher: »Das ganze Gebäude des Absolutismus, so sorgfältig gezimmert, so voll künstlicher Dunkelheit, anscheinend so unerschütterlich gegründet, es ist vor dem Frühlingshauch einer Märznacht über den Haufen gefallen.« Wird die Frage erörtert, ob man die ephesische Formel erhalten oder abschaffen solle, und auf die Aenderung des Titularrechtssatzes schließlich nur verzichtet, weil (wie ein Minister zu bedenken empfiehlt) dem Christenglauben Jeder, der Geringste selbst, von Gottes Gnaden sei. Das war die Antwort auf die Reden, die der Abgeordnete Otto von Bismarck-Schönhausen im Ersten Vereinigten Landtag gehalten hatte. »Die preußischen Monarchen waren nicht von Volkes, sondern von Gottes Gnaden im Besitz einer faktisch unbeschränkten Krone, von deren Rechten sie freiwillig einen Theil dem Volk verliehen haben: ein Beispiel, welches in der Geschichte selten ist. Für mich sind die Worte ‚von Gottes Gnaden', welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer

Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntniß, daß die Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen.« Der so sprach, ließ sich durch Revolution und Konstitution nicht im Glauben wandeln. Im März 1849 ruft er: »Es ist ein weit verbreitetes Vorurtheil, daß ein konstitutioneller König kein König von Gottes Gnaden sein könne. Ich bin der Meinung: er ist es gerade recht!« Und sagt im Herbst des selben Jahres: »Die preußische Krone darf sich nicht in die machtlose Stellung der englischen drängen lassen, die mehr als ein zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes erscheint, während ich in der unseren dessen tragenden Mittelpfeiler erkenne.« Er hats noch bereut; hat noch gesehen, daß Victoria die fette Frauenhand über das Erdenrund reckte und in ihrem Weltreich Alles in Allem war. Nicht verantwortlich und dennoch ungemein mächtig: nicht, wie in heidnischer Zeit mancher Skandinavenkönig, in Staatsnoth den zornigen Göttern als willkommenes Opfer bestimmt, sondern, wie (nach Diodors Bericht) alte Egypterherrscher, als Quell alles Guten gepriesen und von der Schuld an allen Uebeln, die sicher nur von gewissenlosen oder dummen Räthen bewirkt waren, vor dem Richtstuhl der Volksgemeinde entbürdet. Auch von der Kuppel aus, merkte er, läßt sich ein Haus leiten; und hätte weder dem Elferausschuß der Konservativen Partei, der dem König von Gottes Gnaden größere Zurückhaltung empfahl, noch Herrn von Heydebrand widersprochen, der 1908, am Tag Luthers und Schillers, im Reichshause sagte: »Man muß ganz offen aussprechen, daß es sich hier um eine Summe

von Sorgen, von Bedenken, von Unmuth handelt, der sich seit Jahren angesammelt hat, angesammelt auch in Kreisen, an deren Treue zu Kaiser und Reich bisher noch Niemand gezweifelt hat.« Der in Friedrichsruh Vereinsamte, dem der Schoßrock des Deichhauptmannes nicht mehr paßte, hätte die Warnung dick unterstrichen; nicht zaudernd bedacht, ob Bossuet, dem schon ehrfurchtloses Gemurr Todsünde schien, so laute Rüge eines Herrscherwandels billigen könnte; und der Frage nach der heute noch erhoffbaren Lebensdauer der alten Formel vielleicht die Antwort gefunden: »Die hält wohl noch eine Weile, wenn sie nur an den höchsten Hoffeiertagen, wie Krone und Purpur, Szepter und Schwert, den in den Dom oder Weißen Saal Zugelassenen gezeigt wird, und bricht erst unter der Hand, die darauf pocht.«

Wilhelms Jugendgeschichte, des Kaisers, ist die Geschichte seines Verhältnisses zu dem Inbegriff eines Königthumes von Gottes Gnaden und seines Verhältnisses zu Otto Bismarck, dem Diener, dem Kanzler, des legitimen Herrn zum beamteten Genius. Dieses Zwillingverhältniß ist der Jugend Wilhelms des Zweiten zum Schicksal geworden.

Achtzehn Jahre lang sah es, in der Zeit, die man die Jugendepoche Wilhelms des Zweiten nennen durfte, aus, als wolle die deutsche Menschheit Dantes Traum von dem Universalmonarchen, spät und auf ihre besondere Weise, noch einmal träumen. »Der Kaiser will durchaus allein regiren«, sprach Bismarck zum Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe. Dieses Ziel

ward erreicht. Wer über deutsche Politik spricht oder schreibt, muß, wenn er nicht heucheln will, den Kaiser nennen. Nur auf ihn blickt das Ausland; das einem Minister des Zaren, einem chinesischen Provinzherrscher mehr Willensfreiheit zutraut als einem deutschen Kanzler. Von Wilhelms Lippe fällt jede Entscheidung, jede Antwort sogar auf Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit, der Kultur und der Kunst. Ist dieser Zustand für das Reich und den Kaiser ersprießlich? Wilhelm hat ihn gewollt. Und weil er ihn wollte, mußte der Mann bald lästig werden, der in der Ubiquität monarchischer Gewalt das gefährlichste Reichsverhängniß sah. Weil der Aar ihm, der Kaiservogel die Gaffer entzog? Blendete Ehrgeiz das Auge des Greises? Wollte etwa er durchaus allein herrschen?

Am einundzwanzigsten April 1890 hat Friedrich von Baden, zwei Tage danach der Kaiser zu Chlodwig gesagt: »Es handelte sich um die Frage, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle.« Und schon am zweiundzwanzigsten Juni 1888 hatte die Kaiserin Friedrich vor dem selben Vertrauensmann das Urtheil gesprochen: Bismarck hat zwanzig Jahre unumschränkt regirt und konnte nicht ertragen, bei dem Monarchen einem Willen zu begegnen.« Die Kaiserin war schlecht unterrichtet. Chlodwig konnte ihr Urteil aus eigener Erfahrung berichtigen, war aber zu pfiffig, um höchste und allerhöchste Herrschaften durch Widerspruch und Belehrung je zu ärgern. Bismarck hat niemals unumschränkt regirt, hat stets mit dem zähen Willen des Monarchen zu rechnen gehabt und unter der Hartnäckigkeit dieses Greisenwillens oft ge-

litten. Graf Saint-Vallier, dem er einst sein übervolles Herz ausschüttete, hat die folgenden Sätze notirt: »Ich achte den Kaiser sehr hoch, bin ihm ganz ergeben und habe Gesundheit und Kraft in seinem Dienst wirklich nicht gespart. Er aber giebt mir beständig Grund zur Mißstimmung und versetzt mir die schmerzhaftesten Stöße. Ohne die Briefchen, die er mir zu schreiben geruht, würde mirs besser gehen. Er ist von Natur nobel, aber ängstlich, eigensinnig und in Vorurtheilen befangen. Er weiß selbst nicht, welchen Einflüssen er zugänglich ist; ich fühle sie, ohne immer ihre Herkunft zu ahnen, und nutze mich im Kampf gegen ihre Wirkung ab. Wie Penelope muß ich stets wieder von vorn anfangen. Meine Geduld wird auf harte Proben gestellt und manchmal fürchte ich, daß die Nerven nicht länger aushalten.« So sprach der Groll des Ueberbürdeten. An solche Seufzer, die wie Anklagen klangen, mag er gedacht haben, als er später schrieb: »Dem Kaiser gegenüber lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern; er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber eben so wenig gehabt haben wie im elterlichen Hause. Das hinderte nicht, daß mich sachliche, politische Interessen, für die ich bei dem Herrn entweder kein Verständniß oder eine vorgefaßte Meinung vorfand, die von Ihrer Majestät oder von konfessionellen oder freimaurerischen Hofintriganten ausging, in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstand gegen ihn geführt haben, den ich heute, in ruhiger

Stimmung, mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des Dissenses«. Große und kleine Entschlüsse mußten dem Herrn abgerungen werden. Das Gerede vom »Hausmeierthum« wirkte auf ihn, der de relation sûre war, kaum; doch nie verließ ihn die Angst, des Dieners stürmende Leidenschaft könne auch ihn und mit ihm das Land in Fährniß reißen. Fast immer gab er schließlich nach, weil er sich zwingenden Gründen nicht aus Eitelkeit entziehen mochte. Er wollte nicht glänzen, brauchte es nicht: denn er war ja der König. Zur Befriedigung persönlicher Eitelkeit genügte ihm die Gewißheit, daß sein Instinkt die Lebensfragen der Armee stets richtig beantwortet hatte. Nie hätte er auf eigene Faust die Politik Preußens noch gar des Reiches festgelegt, nie hinter dem Rücken seines Ministers einem Souverain oder Botschafter ein auch nur lose bindendes Versprechen gegeben. Er wußte, was er an Bismarck hatte. War stolz darauf, daß alle gekrönten Vettern ihm diesen Berather neideten. Schämte sich nicht, ihm die höhere Intelligenz, die reifere Erfahrung, das Genierecht sogar zuzuerkennen und seiner Leitung zu folgen. Ein Entlassungsgesuch des Kanzlers lehnte er mit der Frage ab: »Soll ich mich in meinen alten Tagen blamiren?« Und blieb immer der Herrscher. Er hatte (schreibt Bismarck) »das königliche Gefühl, daß er es nicht nur vertrug, sondern sich gehoben fühlte durch den Gedanken, einen angesehenen und mächtigen Diener zu haben. Er war zu vornehm für das Gefühl eines Edelmannes, der keinen reichen und unabhängigen Bauern

im Dorfe vertragen kann«. Die Enthüllung des National-denkmals auf dem Niederwald nannte er »den Schlußstein Ihrer Politik, eine Feier, die hauptsächlich Ihnen galt.« Und als Bismarck fünfundzwanzig Jahre preußischer Staatsminister war, bekam er von dem »ewig dankbaren König und Freund« einen Brief (den vorletzten), dessen zweiter Absatz lautete: »Ein leuchtendes Bild von wahrer Vaterlandliebe, unermüd-licher Thätigkeit, oft mit Hintenansetzung Ihrer Gesundheit, waren Sie unermüdlich, die oft sich aufthürmenden Schwierig-keiten im Frieden und Kriege fest ins Auge zu fassen und zu guten Zielen zu führen, die Preußen an Ehre und Ruhm zu einer Stellung führten in der Weltgeschichte, wie man sie nie geahnet hatte; solche Leistungen sind wohl gemacht, um den fünfundzwanzigsten Jahrestag mit Dank gegen Gott zu be-gehen, daß Er Sie mir zur Seite stellte, um Seinen Willen auf Erden auszuführen. Und diesen Dank lege ich nun erneut an Ihr Herz, wie ich Dieses so oft aussprechen und bethätigen konnte.« So dachte, in so kindlichen Lauten sprach der treue Mann, der auf des Enkels Befehl jetzt von willenlos, taub und blind Gehorsamen Wilhelm der Große genannt wird.

Er hätte gelächelt, wenn ein Höfling ihm mit einer Warnung vor der Dynastie Bismarck gekommen wäre. Für ihn gab es keine Rivalität. Daß er König geblieben und Kaiser geworden war, dankte er dem Diener. Der trug die doppelte Last der Arbeit und der Verantwortung vor Volk und Geschichte. Hoch über ihm aber thronte der König; und kein Zornruf, kein Pfeil drang bis auf diese Höhe. Daß über den Kanzler mehr

als über den Kaiser geredet wurde, war nur in der Ordnung, nur nützlich; und die Hauptsache, daß Preußen und Deutschland vorwärts kamen. Dynastie! Wollte der Kanzler die erworbene Macht denn vererben? Niemals war er töricht genug, solchen Wunsch zu hegen. Weil er unter dem Nachwuchs keinen anderen zuverlässigen Gehilfen fand, nahm er den Sohn ins Amt; gab ihm eine Stellung, für die seitdem die Richthofen und Tschirschky gut genug befunden wurden, und einen Sold, für den der bedachtsame Chlodwig nicht arbeiten wollte. Nie hoffte, nie wünschte er, Herbert solle sein Nachfolger werden. Hielts gar nicht für möglich. Dynastie! Der Vater setzte bei seinem Geschäft Jahr vor Jahr mindestens hundertundzwanzigtausend, bei dem des Sohnes noch ungefähr dreißigtausend Mark zu und Beide quälten sich redlich im Dienst. Als der Fürst die Zuweisung eines militärischen Adjutanten erbat (der seit 1890 zum Stab jedes Kanzlers gehört), wurde die Bewilligung im Militärkabinet abgelehnt; dreimal. In der winzigsten Personalfrage stieß er auf Schwierigkeiten, die oft erst nach Wochen zu überwinden waren. Augusta, Victoria, Luise, die Herrinnen der drei für die berliner Stimmung wichtigsten Höfe, waren gegen ihn. Im Großen Generalstab saß ihm kein Freund. Ihm wurde nicht, wie dem vierten Kanzler, in einem Hohenzollernschloß Krankenquartier bereitet; er fuhr nicht, wie dieser Durchlauchtige, im Sonderzug. Freilich: die Welt sprach von Bismarcks, nicht von Wilhelms Politik. Und darf deshalb von einer Dynastie Bismarck sprechen? Wurde der Glanz der Krone dadurch gemindert, daß die Nation

für den Kulturkampf, den Schutzzoll, das Sozialistengesetz nicht den König, den Kaiser verantwortlich machte? Der Retter der Hohenzollern wurde nicht wie ein Lakai behandelt; doch auch nicht wie das Haupt einer Dynastie. Er hatte, da Alle zag zurückwichen, für den König den Kopf und die Ehre aufs Spiel gesetzt und in Sturm und Sonne, in Noth und Glück tausendfach seine Treue, seine persönliche Hingebung bewährt. Daß deutsche Fürsten den Schöpfer ihres Reiches dynastischer Anmaßung zeihen, ihm vorwerfen würden, er habe schlecht für das Haus Hohenzollern gesorgt, konnte er nicht erwarten. Wilhelm der Zweite und sein Großohm habens gethan. Seine Antwort hätten sie vielleicht wieder »grob« gefunden. Aber er brauchte nicht selbst zu sprechen; konnte ihnen den Brief vorlegen, aus dem sein König ihm zurief: »Zur Erinnerung an Ihre Silberne Hochzeit wird ihnen eine Vase übergeben werden, die eine dankbare Borussia darstellt und die, so gebrechlich ihr Material auch sein mag, doch selbst in jeder Scherbe dereinst aussprechen soll, was Preußen Ihnen durch die Erhebung auf die Höhe, auf welcher es jetzt steht, verdankt.« Das schrieb der Ahn, der Sieger in drei blutigen Kriegen. Der war stolz auf den großen Diener und gönnte ihm Raum. Der Enkel wollte allein regiren.

Als Mazarin gestorben war, fragten Beamte und Hofleute Ludwig den Vierzehnten; »Wer weist uns jetzt den Weg?« Und hörten die Antwort: »Ich!« Dankbarkeit hatte den König bestimmt, geduldig sich dem herrischen Willen des Kardinals zu fügen. Ludwig zählte freilich erst dreiundzwanzig Lenze,

als der Tod ihn von dem übermächtigen Minister erlöste. Und er hat später gesagt: »Je ne sais ce que j'aurais fait, s'il avait vécu plus longtemps.« Was? Er hätte das Joch wohl noch länger getragen. Wenn nicht Einer mit dem Stachelwort gekommen wäre: Da sitzt der Todfeind Deiner Größe, Deines Ruhmes; Du bist nicht König, so lange dieser Schatten auf Deinen Thron fällt. Zu Wilhelm kam der Eine früh; der schlauste Winkelstratege: Graf Alfred Waldersee. Alle Stimmen klingen im Urtheil über diesen Krieger zusammen. Bismarck: »Waldersee ist ein konfuser Politiker, auf den nichts zu geben ist; was er sagt, ist werthlos. Er will den Krieg, weil er fühlt, daß er zu alt wird, wenn der Friede noch lange dauert. Es ist töricht, zu glauben, daß Waldersee Reichskanzler werden könne. Auch als Generalstabschef ist er ungenügend.« Der Kaiser: »Bismarck und Waldersee können einander eigentlich nicht leiden, haben sich aber im gemeinsamen Haß gegen Caprivi, den Bismarck stürzen will, verbündet. Was nachher kommt, ist ihnen gleichgiltig.« (Dieser freundliche Glaube trog. Bismarck hat sich niemals Waldersee verbündet, niemals ein intimes Wort mit ihm gesprochen und zu mir gesagt: »Ich würde den Mann nicht über die Schwelle lassen, wenn er nicht im Auftrag des Kaisers käme. Ich habe bei seinen Besuchen immer das Gefühl, er wolle — oder solle — nachsehen, ob es schon Zeit sei, einen schicklichen Kranz zu bestellen.«) Des Kaisers Mutter: »Waldersee ist ein falscher, gewissenloser Mensch, dems nicht darauf ankommen wird, sein Vaterland ins Verderben zu stürzen, wenn sein persönlicher Ehrgeiz befriedigt wird. Auch

Kaiser Friedrich hat ihm nicht getraut und ihn für falsch angesehen.« Und damals war der böseste Theil seiner Thaten noch nicht ansLicht gebracht. Eine Gestalt, wie sie in der Geschichte des preußischen Heeres vornan nicht zum zweiten Male zu finden ist; ein frommer Degen aus der Sphäre des Kriminalromanes. Sein hohes Ziel hat er nicht erreicht. Er konnte nicht warten; versuchte immer wieder, seine knospenden Wünsche am Lampenlicht zu wärmen, um sie schneller so zu reifer Erfüllung zu bringen. Doch für die ihm und den ihm 1888 Verbündeten wichtigste Aufgabe war er der rechte Mann: er hat den künftigen Kaiser von dem ersten Kanzler getrennt; und im frühesten Stadium dieses Feldzuges sich als so guten Strategen bewährt wie niemals auf einem Schlachtgefild.

Verlasse Dich auf Fürsten nicht!
Sie sind wie eine Wiege.
Wer heute Hosianna spricht,
Ruft morgen: Crucifige!

Mit diesen Versen pflegte Bismarck die Erzählung der Vorgänge einzuleiten oder zu schließen, die zu seiner Entlassung geführt hatten. Die Verse sollen aus einem alten Kirchenlied stammen und nach Tagen, an denen Friedrich Wilhelm der Vierte ungerecht und ungnädig gewesen war, bei der Abendandacht im Hause des frommen Generals Leopold von Gerlach gesungen worden sein. »Von ihrer Wahrheit«, sagte der Fürst, »konnte ich mich eigentlich nur am Anfang und am Ende meines politischen Lebens überzeugen. Denn der alte Herr

war zuverlässig. Gentleman: Sie können sich nicht vorstellen, wie selten Das in dieser Sphäre ist. Er wars. Kavalier alter Schule und preußischer Offizier. Wirklich Edelmann, im besten Sinn des Wortes, und nicht der Meinung, durch ein besonderes Geheimrathsverhältniß zum Lieben Herrgott von dem Satz Noblesse oblige dispensirt zu sein. Vorher habe ich Mancherlei gesehen (persönlich hatte ich über den armen König, der um meine politische Erziehung bemüht war, ja kaum zu klagen: er nahm sogar meine Schroffheiten gnädig auf); und was ich nachher am eigenen Leibe erlebt habe . . .« Wer die Tagebücher Hohenlohes liest, muß glauben, der Konflikt zwischen Kaiser und Kanzler habe knapp drei Monate vor Bismarcks Entlassung begonnen. Dieser Glaube würde trügen; wie fast jeder, der sich auf Angaben des im tiefsten Sinn treulosen, nur auf seinen Vortheil bedachten Mannes stützt.

»Cave: adsum!« Das steht auf einer Photographie, die der fünfundzwanzigjährige Prinz Wilhelm von Preußen dem neunundsechzigjährigen Fürsten Bismarck zum Geburtstag schenkte. »Nimm Dich in Acht: ich bin Dir nah!« Lächelnd zeigte der Kanzler das Bild. »Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist? Diese Jugend glaubt sich fürchterlicher, als sie ist. Aber ich denke, wie Mephisto: Es gibt zuletzt doch noch 'e Wein.« Im Dezember 1887 empfahl er dem neunzigjährigen Kaiser, dessen Sohn von den deutschen Aerzten aufgegeben war, den Prinzen Wilhelm allmählich in die Staatsgeschäfte einführen zu lassen. Das war nicht leicht zu erreichen. Der Kaiser schwieg eine Weile; und sagte dann (in dem letzten

Brief, den er seinem Kanzler schrieb) am Tag vor der Weihnacht: »Im Prinzip bin ich ganz einverstanden, daß Dies geschehe; aber die Ausführung ist eine sehr schwierige. Sie werden ja wissen, daß die an sich sehr natürliche Bestimmung, die ich auf ihren Rath traf, daß mein Enkel W. in meiner Behinderung die laufenden Erlasse des Civil- und Militärkabinets unterschreiben werde unter der Ueberschrift ‚Auf Allerhöchsten Befehl', daß diese Bestimmung den Kronprinzen sehr irritirt hat, als denke man in Berlin bereits an seinen Ersatz! Bei ruhigerer Ueberlegung wird sich mein Sohn wohl beruhigt haben. Schwieriger würde diese Ueberlegung sein, wenn er erfährt, daß seinem Sohn nun noch größere Einsicht in die Staatsgeschäfte gestattet wird und selbst ein Civil-Adjutant gegeben wird, wie ich seiner Zeit meine vortragenden Räthe bezeichnete... Ich schlage Ihnen daher vor, daß die bisherige Art der Beschäftigung-Erlernung der Behandlung der Staats-Orientirung beibehalten wird, Das heißt: einzelnen Staatsministerien zugetheilt werde und vielleicht auf zwei ausgedehnt werde, wie in diesem Winter, wo mein Enkel freiwillig den Besuch des Auswärtigen Amts ferner zu gestatten neben dem Finanzministerium, welche Freiwilligkeit dann von Neujahr ganz fortfallen könnte, und vielleicht das Ministerium des Inneren, wobei meinem Enkel zu gestatten wäre, in (unleserlich) Fällen sich im Auswärtigen Amt zu orientiren. Diese Fortsetzung des jetzigen Verfahrens kann meinen Sohn weniger irritiren, obgleich Sie Sich erinnern werden, daß er auch gegen dieses Verfahren scharf opponirt. Ich bitte Sie also um

Ihre Ansicht in dieser Materie.« Hand und Hirn sind müde. Auch hier, wo es sich um einen Akt der Familienpolitik handelte und der Chef des Hauses frei verfügen konnte, begnügte der alte Herr sich mit einem Vorschlag und bat um eine Ansicht. Bismarck konnte nicht widersprechen. Der Brief des Kaisers war noch nicht sechs Monate alt: da war sein Enkel Deutscher Kaiser und König von Preußen. Wer würde ihn nun in die Staatsgeschäfte einführen? Der Kanzler natürlich. Den hat der Prinz ja stets höher geschätzt als irgend einen Ungekrönten. Prinz Wilhelm, schreibt Chlodwig, „ist ein etwas jugendlich rücksichtloser junger Mann, vor dem seine Mutter sich fürchtet und der auch mit seinem Vater Konflikte hat.« So ists geblieben; und die Eltern klagten dem Kanzler ihr Leid. Wenns in den neunundneunzig Tagen Differenzen gab, stand Kronprinz Wilhelm immer auf Bismarcks Seite. Der allein war ihm Autorität. Dem schien er ergeben, wie je ein dankbarer Schüler dem Meister. Schien? In einem Winkel keimte schon andere Hoffnung. Der alte Kaiser lebte noch, als General von Heuduck, ein Anhänger Waldersees, zu Chlodwig sagte: »es seien Anzeichen dafür vorhanden, daß der Prinz, wenn er Kaiser werde, sich doch nicht auf die Dauer mit Bismarck werde vertragen können.« Doch dieses Grüppchen irrt gewiß. Am ersten April 1888 ist Kronprinz Wilhelm des Kanzlers Tischgast und spricht also: »Um mich eines militärischen Bildes zu bedienen, so sehe ich unsere jetzige Lage an wie ein Regiment, das zum Sturm schreitet. Der Regimentskommandeur ist gefallen, der Nächste im Kommando liegt

schwer verwundet darnieder. In diesem kritischen Augenblick wenden sechsundvierzig Millionen treue deutsche Herzen sich in Beängstigung und Hoffnung der Fahne und ihrem Träger zu, von dem Alles erwartet wird. Der Träger dieser Fahne ist unser erlauchter Fürst, unser großer Kanzler. Möge er uns führen! Wir wollen ihm folgen. Möge er lange leben!« Auf Bismarcks Wunsch wurde der Wortlaut der Rede für die offiziöse Veröffentlichung geändert (»weil es mir doch nicht passend schien, mich auf Kosten des leidenden Kaisers, der gerade damals, in der battenbergischen Sache, die Tapferkeit eines Märtyrers zeigte, feiern zu lassen«); aber sie war gehalten worden. Der Kronprinz hatte gesagt: Der große Kanzler führt und wir folgen ihm. Der Erbe des totkranken Kaisers.

Am vierten April überreicht Bismarck im Charlottenburger Stadtschloß die Denkschrift, in der er sagt, er müsse seine Entlassung erbitten, wenn die Prinzessin Victoria von Preußen dem Fürsten Alexander von Battenberg verlobt werde. Der Kronprinz konferirt fast täglich mit dem Kanzler (dem, nach der Geburtstagsrede, Kaiser Friedrich in einem heftigen Brief den Sohn unfreundlich geschildert hat). Am zehnten April kommts in Charlottenburg zum Waffenstillstand; die Kaiserin verständigt sich mit dem Kanzler über Kontresorfragen und andere Besitzrechtsansprüche und ist »enchantirt« von ihm. Inzwischen hat, unter dem Eindruck des antibritischen Preßfeldzuges, der Botschafter Malet an die Königin Victoria von England geschrieben, der deutsche Groll gegen britische Ingerenz werde wachsen, wenn Ihre Majestät sich merkbar für

das Heirathprojekt der Tochter einsetze. Am vierundzwanzigsten April kommt sie; und empfängt am nächsten Tag den Kanzler. Erklärt sich für ihn und gegen die Kaiserin. Die Heirath ist politisch gefährlich; und die Tochter dürfe sich, als Frau des Deutschen Kaisers, nicht nur vom Heimathgefühl der Britin stimmen lassen. Sehr vernünftig und energisch. Sie versöhnt (unter Mitwirkung Friedrichs von Baden) den Kronprinzen endlich auch wieder seiner Mutter. Ende Mai wird die Puttkamer-Krisis akut. Sieben Tage nach Puttkamers Entlassung stirbt Friedrich. Und der Mann, der dem großen Kanzler als dem Führer folgen will, ist Kaiser. (Die Absicht, Puttkamer zurückzurufen, giebt er auf Bismarcks Rath auf; verleiht dem Entlassenen bald aber den Schwarzen Adler.)

Am letzten Julitag besucht der aus Rußland, Schweden, Dänemark fröhlich heimkehrende Kaiser den Kanzler und bleibt über Nacht in Friedrichsruh. »Damals«, sagte der Fürst später, »war der Herr von fast genanter Rücksicht. Daß ich ihn abends bis Elf erwartet hatte, fand er viel zu viel. Und morgens war ich noch beim Waschen, halb nackt, als er vor mir stand, mich bat, nicht etwa seinetwegen mich in Uniform zu werfen, und mir in den Hausrock half. Auch politisch mindestens noch die Stimmung des Bakkalaureus, der eigentlich von den Leuten über Dreißig nichts wissen mag, vor dem einen Exemplar aber gesteht: Der erste Greis, den ich vernünftig fand! Nur hats nicht lange vorgehalten«. Wie lange? Dreizehn Tage nach dem Schlafzimmergespräch schrieb der Hofprediger Stoecker an den Freiherrn Wilhelm von Hammer-

stein: »Man muß rings um das politische Centrum, das Kartell, Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Optimismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschnaufen lassen; dann regire ich selbst'. Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch behutsam sein.« Wir: nicht die hochkonservative Partei oder Fraktion, sondern das Häuflein, dessen Glieder aus sehr verschiedenen Gründen für Alfred Waldersee fechten. Der hatte schon damals das schlau sich ins Ohr schmeichelnde Wort gesprochen: »Eurer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte.« Der war seit dem zehnten August 1888 Chef des Großen Generalstabes und hielt (nach Hammersteins Wort) »mit Moltke und Albedyll wie ein Rattenkönig zusammen.« Kochte aber auf allen erreichbaren Feuern. Gatte der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers, also mit dem Vorrecht begnadet, die Kaiserin als Nichte seiner Frau ansprechen zu dürfen. Der Kaiser sieht ihn täglich, spazirt mit ihm durch den Thiergarten, will ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap

mitnehmen. Die Triasformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein braucht nur noch ein Bischen nachzuhelfen; »behutsam, ohne persönlich zu reizen.« Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und äugelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und die konservativen Interessen gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse, scheut, weil er sich für sich einen Krieg zu alt fühlt, die offene Auseinandersetzung mit Rußland und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um es mit jeder Koalition aufzunehmen. Ungefähr so las mans alle paar Tage. Wirkts auf den Kaiser? Gewiß. Er preist die sittliche und geistige Kraft des Hofpredigers. Der Generalstabschef hat sein Ohr. Und der »Alte« soll ja nur noch vier Monate »verschnaufen«. Der kluge (von Bismarck wohl nicht immer mit der nöthigen Vorsicht gebrauchte) Bleichröder stöhnt: »Wer steht dafür, daß die Herren nicht wieder das alte Spiel anfangen und dem Kaiser sagen: Eigentlich bist Du doch nur eine Puppe; Bismarck regirt. Das hat auf den alten Herrn keinen tiefen Eindruck gemacht; der junge wird empfindlicher sein«. Noch aber ist die Wirkung nicht sichtbar. Der Kaiser wünscht die Veröffentlichung des Immediatberichtes über das Tagebuch des Kronprinzen Friedrich. Nimmt den Grafen Herbert mit auf die Reise nach Süddeutschland, Wien und Rom. Uebernachtet am neunundzwanzigsten Oktober wieder in Friedrichsruh. (»Er ließ mich fast drei Stunden lang reden, so daß ich

nachher furchtbar müde war, und zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite. Meine Frau konnte sein heiteres, natürliches, bescheidenes Wesen gar nicht genug rühmen«.) Und schreibt am letzten Dezembertag: »Lieber Fürst! Das Jahr, welches uns so schwere Heimsuchungen und unersetzliche Verluste gebracht hat, geht zu Ende. Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor Allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken«. Als dieser Brief ankam, war eben ein Jahr seit den Tagen vergangen, in denen Kaiser und Kanzler berathen hatten, wie man den Prinzen Wilhelm in die Staatsgeschäfte einführen könne. Bismarck wußte zwar schon, daß mit dem neuen Herrn nicht leicht zu arbeiten sein werde; hatte aber versprochen, sich auch schwerem Dienst nicht zu versagen. Dem Großvater und der Großmutter Wilhelms versprochen. (Noch Weihnachten 1888 schrieb Augusta an ihn: »Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt«.) Er würde seine Pflicht thun und der Jugend ihr Recht lassen. Und glaubte, wie ein Ackerpferd einst in den Sielen, den Halftern des Dienstes sterben zu sollen.

Noch siehts so aus. Chlodwig (der immer gern Kamarilla spielte und sich mit seinen Anliegen sogar an Herrn von Lucanus wandte, trotzdem dessen verbindliche Glätte ihm kein

rechtes Vertrauen einflößt) will am einundzwanzigsten Januar 1889 den Kaiser »in vorsichtiger Weise« gegen die von den verantwortlichen Militärbehörden für das Reichsland geforderten und von Bismarck gebilligten Maßregeln stimmen; muß aber notiren: »Der Kaiser hüllte sich in Schweigen und war nicht dazu zu bringen, eine Meinung zu äußern. Ich sah, daß er ganz unter dem Einfluß des Reichskanzlers steht und sich nicht traut, eine dessen Meinung abweichende Ansicht zu äußern.« Da haben wir ein Beispiel der Tonart. Weil der Kaiser, der, ohne Vorbereitung auf den Regentenberuf, vor sieben Monaten auf den Thron gelangt ist, gelten läßt, was die höchste militärische und civile Behörde für nothwendig hält, wird ihm Mangel an Muth und an Selbständigkeit nachgetuschelt. »So mußte ich den Versuch aufgeben, an dieser Stelle eine Stimmungänderung anzubahnen«. Im Bunde mit Chlodwig ist die Kaiserin Augusta und die Großherzogin Luise (er »vertröstet die hohen Damen auf die Zukunft«). Schon am fünfundzwanzigsten Januar aber sagt der Großherzog von Baden, »es sei nicht unmöglich, daß der Kaiser mit Bismarck hintereinander kommen werde, wenn er merke, daß man ihn nicht Alles mittheile; vorläufig wolle er Alles vermeiden, weil er den Fürsten Bismarck für die Militärvorlage brauche.« Chlodwig findet, der Kanzler »mache den Eindruck eines geistig nicht ganz gesunden Mannes.« Die letzten Monate hatten den samoanischen Aerger, die Eröffnung des Strafverfahrens gegen Geffcken, die Konflikte mit der Royal Niger Company und dem Engländer Levis gebracht, der in Südwest-

afrika der deutschen Verwaltung unbequem wurde; lästige Sachen, die anständig erledigt werden, aber keinen Putzerfolg eintragen konnten. Am sechzehnten Februar wird Waldersee als neues Mitglied des Herrenhauses vereidet. Am ersten April holt der Kaiser ihn ab, ehe er in die Wilhelmstraße fährt, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratuliren. (Das Geschenk, eine Ulmer Dogge, hatte Boetticher ausgesucht.) Im März war Bismarck sehr oft zum Vortrag befohlen worden. Der Großherzog von Baden hatte ihn zweimal besucht und mit dem Kaiser die Frage erörtert, wie lange der Kürassier wohl noch dienstfähig sein werde. Das sickert durch. Als er im Reichstag für die Alters- und Invaliditätversicherung eintritt, sagt der Kanzler: »Ich glaube, daß die öffentlichen Blätter meiner politischen Feinde übertreiben, wenn sie von mir sagen, daß ich, schnell alternd, der Arbeitunfähigkeit entgegenginge. Einiges kann ich noch leisten, aber nicht Alles, was ich früher gethan habe. Wenn ich die Aufgaben eines Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten eines großen Landes und auch nur die noch zur Zufriedenheit leiste auf meine alten Tage, dann werde ich immer noch das Werk eines Mannes thun, das in anderen Ländern als ein volles Manneswerk und als ein dankenswerthes Werk gilt. Wenn es mir gelingt, dabei in Einigkeit mit allen Verbündeten Regirungen und mit Seiner Majestät dem Kaiser, im Genuß des Vertrauens der fremden Regirungen, unsere auswärtige Politik weiter zu führen, so sehe ich Das für meine erste, für meine primo loco-Pflicht an. In allen anderen Beziehungen bin ich leichter ersetzbar. Die Summe von Ver-

trauen und Erfahrungen, die ich aber in etwa dreißig Jahren auswärtiger Politik mir habe erwerben können, die kann ich nicht vererben und die kann ich nicht übertragen«. Auch nicht vererben. Ein Vater, der seinem Sohn die Nachfolge sichern wollte, hätte nicht so gesprochen.

Ists nur eine Antwort auf das Gerede über den »rasch alternden Kanzler« oder der Versuch, sich das Ressort des Auswärtigen als Altentheil zu retten? Jedenfalls läßt sich aus der Rede bei Hof Etwas machen. Die Verbündeten Regirungen sind darin vor dem Kaiser genannt; mit dem der Kanzler nur »einig« zu sein braucht. Kein Wort von der Gehorsamspflicht. Der Ausdruck des stolzen Bewußtseins, in der internationalen Politik unersetzlich zu sein. »Wer ihn hört, muß wahrhaftig glauben, wir säßen im tiefsten Sand fest, wenn er vom Bock steigen muß. Welche Rolle er dabei den Kaiser spielen läßt, ist ihm gleichgiltig. Und wer genau hinsieht, merkt, daß er auch den alten Herrn noch im Grabe zu verkleinern sucht.« Der Beweis? »Ich darf mir die erste Urheberschaft der ganzen sozialen Politik vindiziren; es ist mir gelungen, die Liebe des hochseligen Kaisers Wilhelm für die Sache zu gewinnen.« Richtig. »Allein Ihr Werk großer Voraussicht«: so hatte, in einem Brief an den Kanzler, der erste Kaiser seine Botschaften von 1881 und 1882 genannt. Darf mans aber öffentlich sagen? Der richtige Hausmeier. Hohe Zeit, daß die Leute wieder an kaiserliches Regiment gewöhnt werden. Alle paar Tage ist jetzt Vortrag, Audienz oder Kronrath. Im April wird General Verdy du Vernois zum preußischen Kriegsminister ernannt;

wider den Wunsch des Ministerpräsidenten; auf Empfehlung Waldersees, der einen Vertrauensmann im Ministerium haben und einen möglichen Nachfolger mit Ehren abschieben will. Noch aber kommts nicht zum sichtbaren Konflikt. Im Mai beginnt der Ausstand der westfälischen Bergarbeiter. Am Achtzehnten spricht der Kanzler im Reichstag. (Ahnt er, daß es das letzte Mal ist? Er läßt sich im Foyer photographiren.) Er verhehlt nicht, daß er mit fast allen Parteien schlecht steht; auch der Konservativen nicht mehr sicher ist (denen der schwarztower Hammerstein den nahen Sturz des Kartellpatrons verkündet hat.) Vom Einundzwanzigsten bis zum Sechsundzwanzigsten ist König Umberto mit seinem Sohn und Crispi in Berlin. Der Kaiser schenkt dem italienischen Ministerpräsidenten eine Photographie mit der Aufschrift: »A gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi.« Crispi glaubt sich als Korsaren erkannt und rennt aufgeregt in die Wilhelmstraße, wo er, nicht ganz leicht, überzeugt wird, der Satz solle nur ausdrücken, daß der Kaiser ihn für einen gentilhomme halte. Am Tag nach der Abreise der Italiener ist Kronrath. Der Strike, der beendet schien, hatte wieder begonnen. Der Kaiser hat vierzehn Tage vorher die Delegirten Bunte, Siegel und Schröder im Schloß empfangen und gesagt, wenn sich »sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen«, werde er mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten. Im Kronrath spricht er sehr schroff gegen die Grubenbesitzer. »Wenn diese reichen Leute keine Vernunft annehmen, ziehe ich mein Militär zurück; wird ihnen dann der Rothe Hahn aufs Dach ihrer

Villen gesetzt, ists nicht meine Schuld.« Bismark antwortet, auch diesen reichen Leuten sei der Schutz der Staatsgewalt nach preußischer Tradition und Verfassung nicht zu versagen; ihr Recht, über die Arbeitbedingungen nach freier Ueberzeugung zu verhandeln, sei in einer nicht sozialistischen Gesellschaft unbestreitbar. Der Kaiser habe geirrt, als er den »vaterländischen Sinn« der von ihm empfangenen Delegirten rühmte und ihnen, die »decidirte Sozialdemokraten« seien, lobend nachsagte, sie hätten »sich der Fühlung mit der Sozialdemokratie enthalten«; der Kanzler fürchte eine neue Täuschung des Allerhöchsten Vertrauens und müsse, wenn er auch den beantragten Belagerungzustand noch nicht für nöthig halte, doch für energische Schutzmaßregeln eintreten. Schon während er sprach, fühlte er, daß er nicht mehr alle Kollegen hinter sich habe; konnte es aber nicht beweisen. Der Kaiser schied verstimmt. Eine ängstliche Excellenz ringt die Hände. »Hätten Euer Durchlaucht es ihm wenigstens unter vier Augen gesagt!« Antwort: »Soll ich im Kronrath vielleicht den Obersten der Eunuchen spielen? Dann hätte die Geschichte doch wirklich keinen Zweck, und es wäre nur schade um die verlorene Zeit. Ehre und Reputation kann ich dem Allerhöchsten Dienst nicht opfern.« Vier Tage danach wurde Hagemeister aus Westfalen abberufen und im Oberpräsidium durch Studt ersetzt.

Im Juni ist der Konflikt mit der Schweiz (Fall Wohlgemuth-Lutz) Hauptstoff aller politischen Gespräche. Auch Konservative erzählen, der Kaiser tadle das brüske Vorgehen des Kanzlers. Der Großherzog von Baden ist »erbittert über Bis-

marck; selbst Herbert sage, er verstehe seinen Vater nicht mehr, und viele Leute fingen an, zu glauben, daß er nicht mehr richtig im Kopfe sei. Der Kaiser werde Vertrauen gewinnen, wenn er jetzt ein Machtwort einlege und den Streit beendige. Bismarck lasse sich jetzt nur von egoistischen Motiven leiten. Er wolle keinen Krieg mehr; deshalb mache er den Russen allerlei Avancen, lancire mitunter Artikel gegen Oesterreich und verwirre die Geister.« Nach diesen Mitteilungen des Großherzogs notirt Chlodwig: »Es ist möglich, daß es demnächst zu einem Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler kommt. Das wäre schlimm trotz Alledem.« Bismarck geht nach Varzin, der Kaiser (mit Herbert) nach England. Am elften August sind Beide wieder in Berlin und konferiren ziemlich lange. Am nächsten Tag kommt Franz Joseph mit dem Thronfolger, dem Grafen Kalnoky und dessen Sektionchef Szögyenyi. Der Kaiser von Oesterreich besucht, mit Franz Ferdinand, den Fürsten und schenkt ihm seine Marmorbüste. Am vierzehnten August fragt Herr von Szögyenyi, ob Bismarck nicht wenigstens prinzipiell zum Abschluß eines Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn bereit sei; höfliche, aber entschiedene Ablehnung. Beide Kaiser hatten den Handelsvertrag gewünscht. Am Zwanzigsten reist der Kanzler nach Friedrichsruh. Am Dreiundzwanzigsten sieht Chlodwig in Metz (wo ein Wilhelmsdenkmal enthüllt wird) den Kaiser und Friedrich von Baden. Der Großherzog erzählt; »Die Schwankungen des Kanzlers (zwischen Rußland und Oesterreich) haben den Kaiser stutzig gemacht, dagegen sein eigenes Selbstgefühl gehoben; er merke,

daß man ihm hier und da Etwas verschweige, und werde mißtrauisch. Es hat schon einen Zusammenstoß zwischen Kaiser und Kanzler gegeben (im Kronrath) und man muß die Eventualität ins Auge fassen, daß der Kanzler einmal gehe. Was aber dann? Der Kaiser denke sich wahrscheinlich, daß er selbst die auswärtige Politik führen könne. Das sei aber sehr gefährlich.« Waldersee, dem Chlodwig (wie jedem Mächtigen, dem er nah kommt) seinen Werki-Schmerz klagt, räth, den Verkauf der russischen Güter nicht zu übereilen; in zwei Jahren könne viel passiren. »Mir scheint, als wolle er auf einen bevorstehenden Krieg mit Rußland hindeuten.« Beginn der Preßfehde zwischen Kanzler und Generalstabschef (der sich aus Petersburg und Paris diplomatische Spezialberichte schicken und, nach einem Gewohnheitrecht, im Auswärtigen Amt von Holstein alles ihn Interessirende vorlegen läßt). Bismarcks Blätter schelten über »politisch-militärische Unterströmungen,« die den Frieden bedrohen, munkeln von einer dem Kaiser überreichten Denkschrift, die einen Präventivkrieg gegen Rußland empfehle, und vertreten, unter Berufung auf Clausewitzens »Theorie des Krieges«, die Ansicht, der Generalstabschef dürfe nur der militärtechnisch geschulte Helfer des dem Volk und dem König verantwortlichen Staatsmannes sein, dem die letzte Entscheidung über Lebensfragen der Nation stets vorbehalten bleiben muß. Dem Kanzler? Die letzte Entscheidung, wisperts, gebührt doch wohl dem Kaiser. Gegner Bismarcks verbreiten eine dumme Brochure, die Herbert als künftigen Kanzler empfiehlt und, trotzdem sie den Fürsten verdrießt, weder offiziell

noch offiziös getadelt wird. Also ists wirklich auf eine Dynastie Bismarck abgesehen! Hammerstein geht in der Kreuzzeitung heftig für Waldersee (der ihm hunderttausend Mark geborgt hat) und gegen Bismarcks Kartellpolitik ins Zeug; wird aber am zweiten Oktober im Reichsanzeiger mit der kaiserlichen Acht bedroht. Herr von Rauchhaupt schreibt ihm: »Sie dürfen nicht, wie Sie es unzweideutig gethan, den Kaiser mit Zuckerbrot und Peitsche traktiren wollen. Sie haben seinen absolutistischen Neigungen gefröhnt, weil Sie glaubten, ihn in Dissensus mit den Nationalliberalen zu bringen.« Das sei falsch gewesen. »Es galt, ihn in seinen konservativen Auffassungen zu stärken. Das Uebrige folgt dann ganz von selbst daraus.« Vom elften bis zum dreizehnten Oktober ist Alexander der Dritte in Berlin. Lange Aussprache mit Bismarck, der die Frage, ob er sicher sei, im Amt zu bleiben, zuversichtlich bejaht. Nach der anderthalbstündigen Audienz geht der Kanzler zur Galatafel und (zum letzten Mal) zur Galavorstellung (Rheingold, Koppelia) ins Opernhaus. Als der Zar abgereist ist, begleitet der Kaiser den Kanzler in die Wilhelmstraße (daß er den Wagen vorher halten und den Fürsten auf der Straße aussteigen ließ, hat Bismarck mir nie erzählt) und berichtet unterwegs strahlend, er habe sich für die Manöverzeit in Spala zum Gegenbesuch angesagt. Bismarck hat Einwände; die Pause zwischen den Besuchen sei zu kurz, in Spala für einen so hohen Gast kaum bequem Platz zu schaffen, Alexander mit Vorsicht zu behandeln und durch trop de zèle leicht mißtrauisch zu machen. (Mit ähnlichen Gründen hatte Herbert die Ab-

sicht bekämpft, den König von Italien wieder in der Hauptstadt zu besuchen.) Dem Kaiser ist die Freude verdorben; er fährt verstimmt ins Schloß. Zwei Tage danach kommt Waldersee ins Kanzlerhaus, um zu beweisen, wie nützlich die Reise nach Rußland sein werde. (In diese Zeit fällt eine Aktion mit petersburger Berichten. Sind sie der Besuchsabsicht günstig oder ungünstig? Herbert scheint hier, wohl unwissentlich, eine andere Politik getrieben zu haben als der Vater, dem die Vorlegung der ungünstigen Berichte gerade in diesen Tagen nothwendig schien. Sie werden, trotz Holsteins Warnung, nicht vorgelegt.)

Der Kaiser (der in einer Manöverrede gesagt hat, an dem Wachsthum der Sozialdemokratie sei die falsche Methode des Geschichtunterrichtes schuld) reist mit Herbert nach Monza, Athen (zur Hochzeit seiner Schwester Sophie), Konstantinopel. Am sechsundzwanzigsten Oktober ist Chlodwig in Baden-Baden bei der Kaiserin Augusta. »Sie mißbilligt das gar zu viele Herumreisen des Kaisers und hält die Reise nach Athen (die, wie ich von Fürstin Betsy hörte, den griechischen Hof ruinirt) für überflüssig.« Der Großherzog von Baden beklagt sich über Bismarck und sagt: »‚Der Kaiser hat den Fürsten auch bis hierher'. Dabei zog er die Linie nicht am Hals, wie Dies gewöhnlich bei dieser Redensart geschieht, sondern an den Augen. Der Kaiser wolle sich jetzt, so lange er ihn noch für die Bewilligung der Militärvorlage brauche, nicht mit ihm überwerfen. Später werde er ihn nicht mehr halten.« Am selben Tag empfängt Bismarck vom Kaiser aus Athen ein Telegramm, das mit dem Satz schließt: »Mein erstes Wort ins Vater-

land ist ein Gruß an Sie von der Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon, dessen erhabener Anblick auf mich den tiefsten Eindruck gemacht hat.« Andere huldvolle Depeschen folgen; aus Konstantinopel und Korfu. Am siebenten November: »Nach einem Aufenthalt, der einem Traum gleicht und der durch die freigiebigste Gastfreundschaft des Großherrn zu einem paradiesischen gemacht worden ist, passirte ich soeben bei schönem Wetter die Dardanellen.« Die Generalstabspartei, der Herr von Tausch die Spione stellt, Herr Normann-Schumann auch im Ausland Luft macht, tadelt die Veröffentlichung dieser »privaten« Telegramme, die nur zeigen solle, wie jugendlich der Monarch noch empfinde und wie fest er an dem Fürsten hänge. Zwei Tage nach Herberts Rückkehr interpellirt Eugen Richter im Reichstag, ob der Generalstabschef, wie man nach offiziösen Artikeln vermuthen müsse, die Politik des Kanzlers durchkreuze. Herr von Verdy tritt mit klugem Eifer für Waldersee ein und Herbert stimmt »aus vollem Herzen« der Erklärung des Kriegsministers zu. Das klingt wie Chamade. Geben sie den Kampf auf? Bill Bismarck fährt nach Berlin und warnt den Bruder: »Wenn Ihr den Kerl nicht totschlagen könnt, wärs besser gewesen, ihn ungeschoren zu lassen; was jetzt gemacht wird, ist Blech.« Herbert muß im Reichstag viel reden und findet nur selten einen wirksamen Ton. Auch die Nationalliberalen entschleiern nun sacht ihre Ansprüche an die Masse. Miquel hält der alten Zeit eine Grabrede, sieht (in der after-dinner-Ekstase, die sein Diskontokollege Hansemann so unausstehlich und »nur für

Attachés berechnet« fand) ein Neues, Gewaltiges werden; und charmirt den Kaiser. Der rühmt ihn (in Potsdam, am elften Dezember) vor Chlodwigs Ohr; und schilt die berliner Kommunalverwaltung. »In Berlin werde man es noch so weit bringen, daß die Sozialdemokraten die Mehrheit haben. Diese würden dann die Bürger plündern. Das sei ihm gleichgiltig; er werde Schießscharten ins Schloß machen lassen und zusehen, wie geplündert werde. Dann würden die Bürger ihn schon um Hilfe anflehen«. Am vierzehnten Dezember ist Chlodwig in Friedrichsruh, um Bismarck für Werki anzuspannen. Artige Ablehnung. Wir können uns nicht in die innere russische Verwaltung einmischen. Naher Krieg sei unwahrscheinlich. Waldersee ein konfuser Politiker; mit Verdy auf Gegenseitigkeit versichert. Rußland sei frühstens in fünf Jahren fertig (neues Gewehr, Eisenbahnen) und wir brauchten nur loszuschlagen, wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet wäre. Chlodwig, der ihn doch für einen »geistig nicht ganz gesunden Mann« hält, ist für die Erlaubniß zum Besuch und für den Rath, die russischen Güter lieber zu verkaufen, ungemein dankbar. Bismarck wird vor berliner Intriguen gewarnt, sagt aber lächelnd: »Diese Sachen kommen an mich nicht heran.« Graf Bill erzählt, er habe in Hannover auf dem Bahnhof den General von Caprivi getroffen, der unbemerkt nach Berlin fahren wollte und verlegen wurde, als er sich vom Sohn des Kanzlers erkannt sah; denkt sich dabei aber nichts Schlimmes. Die Arbeit mit dem neuen Herrn, der »am Liebsten zugleich Kaiser und Kanzler sein möchte«, bringt zwar harte Zumuthun-

gen, muß im Reichsinteresse aber geleistet werden. Schließlich hat der Kaiser sich offiziell ja gegen die Hyperkonservativen und für die Kartellpolitik erklärt. Und der Brief, den er dem Kanzler zu Neujahr schreibt, rühmt Bismarcks Antheil an der »Fürsorge für die arbeitende Bevölkerung« und schließt mit dem Satz: »Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungvollen Herrscherberufe Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten.«

Gerade um die Arbeiterfrage entbrennt nun aber der Streit. Am zwölften Januar 1890 eilt Stumm nach Friedrichsruh. Der Kaiser habe (von der hinzpeterischen Seite her) Ideen, deren Ausführung die deutsche Industrie im Wettkampf mit dem Ausland lähmen und der Sozialdemokratie zu neuem Wachsthum helfen müsse. Kommt dieser Plan jetzt ans Licht, dann erleben wir rothe Wahlen. Nur der Fürst könne das Reich aus dieser Noth retten. »Wir stehen geschlossen hinter Ihnen«. Auch Herbert seufzt, es sehe schlecht aus; der Kaiser wolle jedes Detail bestimmen, fordere von dem Staatssekretär, der die halbe Nacht am Schreibtisch verbracht hat, in aller Herrgottsfrühe die Vorlegung der neusten Depeschen und Berichte, ordne dann sofort an, wie Alles gemacht werden müsse; und die ruhige Erwägung, die dem Entschluß vorangehen sollte, sei bei diesem System fast unmöglich geworden. Schlimm sei auch, daß der hohe Herr so oft mit den Botschaftern unter vier Augen verhandle. Der abgehetzte Sohn war mit der Kritik kaiserlichen Wesens nicht immer vorsichtig gewesen und die Kleinen der Wilhelmstraße (Nr. 74, 76, 77) hatten den hof-

fenden Blick längst auf die »maßgebende Zukunft« gerichtet. Das wußte Herbert nicht; fand aber nöthig, »daß mit dem Kaiser ein ernstes Wort gesprochen werde«. Wieder wird er (von Holstein) gewarnt: »Sorgen Sie nur dafür, daß unangenehme Dinge dem Kaiser nicht vor Zeugen gesagt werden! Das verzeiht er nicht; und ist, als König von Preußen, stärker als jeder Minister«. Zu spät. Am vierundzwanzigsten Januar kehrt, nach dreimonatiger Abwesenheit, der Fürst nach Berlin zurück. Da weht nun andere Luft als noch im Oktober. Die Kreaturen haben das Zittern verlernt. Herr von Boetticher sogar, sonst unermüdlich im Dienst des Herrn, sagt jetzt zu Allem Ja und bleibt gelassen stehen; führt die Aufträge nicht mehr aus. Bismarck kommt mittags an; von Drei bis Acht: Sitzung des Staatsministeriums, Audienz beim Kaiser, Kronrath. Im Staatsministerium scheint ihm die Herrschaft noch sicher; wenigstens eine Mehrheit für die Verlängerung des Sozialistengesetzes. (Der Kaiser, der mit der Sozialdemokratie »schon allein fertig zu werden« hofft, will die Verlängerung nicht.) In der Kronrathssitzung liest Boetticher die sozialpolitischen Erlasse vor, die der Kaiser veröffentlichen will. Bismarck kann nicht zustimmen; er ist in individualistischer Wirthschaftauffassung zu alt geworden, um für Verbote der Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit eintreten zu können. Spricht von der üblen Wirkung auf die Wahlen und wagt, als der Kaiser gesagt hat, diese Wirkung könne und werde höchst günstig sein, die Bemerkung, solchen Optimismus könne nur Jugend hegen, die noch nicht Erfahrungen gesammelt und Enttäuschungen erlebt

hat. Anderthalbstündige Debatte; deren Unterton manchmal schon recht schrill klingt. In puncto Sozialistengesetz dringt Wilhelm nicht durch. »Ja, wenn hier mit Majoritätbeschlüssen gegen meine Intentionen gearbeitet wird...« Der Kriegsminister, der sich, als General, für den Kaiser erklärt hat, berichtet ihm nach der Sitzung, Bismarck habe die Ressortchefs festzulegen, von vorn herein gegen die Absicht des Monarchen zu stimmen versucht. Am letzten Januartag wird der Fürst (auf seinen mit der Unvereinbarkeit der Ueberzeugungen motivirten Wunsch) vom Amte des Handelsministers entbürdet; als seinen Nachfolger hat er »angebrachtermaßen« den Freiherrn von Berlepsch vorgeschlagen (den die Herren von Boetticher und von Rottenburg längst in die Sonne zu bringen trachteten). Am dritten Februar trägt er die Erlasse, die er umgearbeitet, in die er die Staatsrathsinstanz und die internationale Konferenz hineingebracht hat, ins Schloß. Noch einmal warnt er; bittet inständig um die Erlaubniß, die Papierbogen ins Kaminfeuer zu werfen. Der Kaiser schüttelt heftig den Kopf. »Ich verspreche mir sehr viel davon.« Die Erlasse werden ohne Gegenzeichnung des Kanzlers veröffentlicht. (Der Kaiser hat zu Chlodwig gesagt: »Bismarck versuchte, die Schweiz zu bestimmen, an ihrer Konferenz festzuhalten, was durch Roths, des schweizer Gesandten in Berlin, loyale Haltung vereitelt worden ist.« Bismarck erzählte mir, der Kaiser habe Roth nachts ins Schloß holen lassen, drängend den schweizerischen Verzicht auf das Prioritätrecht durchgesetzt, dem Kanzler aber nichts davon gesagt. So habe ichs, nach Roths Bericht, auch von Ludwig Bamberger gehört.)

An dem Abend, wo der Reichsanzeiger die nicht gegengezeichneten Erlasse veröffentlicht, ist Wilhelm zum Parlamentarierdiner beim Kanzler. Der sagt: »Ich imponire dem Kaiser nicht; versuchen Sie mal Ihr Glück!« Am nächsten Tage kommt Stumm und bringt das Gelöbniß »unverbrüchlicher Treue«; das Sozialistengesetz müsse verlängert, die Industrie vor der unheilvollen Wirkung der Erlasse geschützt werden. Am achten Februar geht an die deutschen Missionen ein Rundschreiben, in dem gesagt wird, nur internationale Vereinbarung könne den Arbeiterschutz sichern. »Les classes ouvrières des différents pays, se rendant compte de cet état des choses, ont établi des rapports internationaux qui visent à l'amélioration de leur situation.« Die internationale Arbeiterorganisation wird den Regirungen als Muster empfohlen. Und in der Rede, die den Staatsrath eröffnet, spricht, am elften Februar, der Kaiser von »willkürlicher und schrankenloser Ausbeutung der Arbeitkraft.« Stumm und Genossen fallen im Staatsrath um; und beschließen, als sie sich nothdürftig wieder aufgerichtet haben, durch Dick und Dünn mit dem Monarchen zu gehen. Der Fürst ist degoutirt und sagt, er wolle aus seinen Aemtern scheiden. Wilhelm redet ihm diese Absicht nicht aus. Am Zehnten ist Bismarck bei Schuwalow; er möchte vor seinem Rücktritt noch den deutsch-russischen Assekuranzvertrag verlängert sehen, um wenigstens die internationale Politik vor plötzlichen Ueberraschungen zu sichern. Am Zwanzigsten ist Reichstagswahl; große Verluste der Konservativen, der Reichspartei und der Nationalliberalen; die sozialdemokratischen

Stimmen fast verdoppelt. Vorher saßen elf Sozialdemokraten im Reichstag; nun kommen fünfunddreißig hinein. Jetzt vom Platze zu weichen, wäre Feigheit; nach dieser Wahl wäre ein Kanzlerwechsel das offene Geständniß irreparabler Niederlage. Bismarck (den Graf Limburg-Stirum in diesen Tagen »in hochelegischer Stimmung« findet) weist ohne Scheu auf die von ihm vorausgesagte Wirkung der Erlasse hin und erklärt, er fühle sich verpflichtet, einstweilen im Amt zu bleiben. »Das war dem Kaiser unangenehm, aber er remonstrirte nicht dagegen«, schreibt Chlodwig. Inzwischen war mit Caprivi schon mehrfach über die Nachfolge Bismarcks verhandelt worden, die General von Albedyll abgelehnt hatte. Am fünften März hält der Kaiser beim Festessen des brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede, die mit der Drohung schließt: »Diejenigen, welche sich mir bei meiner Arbeit entgegenstellen, zerschmettere ich.« Und überall wird geraunt, hier und da auch deutlich gesagt: »Das geht auf Bismarck!«

Der Fürst war nicht immer »in hochelegischer Stimmung«, auch in diesen schweren Tagen noch zu niederdeutschem Spaß aufgelegt. Er ließ sich Reuters »Stromtid« holen und las aus dem Kapitel vor, das von der Entamtung des alten Inspektors Hawermann handelt. »Ik heww nicks mehr tau seggen; ik bün bi Sid schaben; ik ward den jungen Herrn all tau olt.« »Der Herr von Rambow hat Alles so befohlen; und er hält zu Pferd auf dem Haidberg und übersieht und kommandirt das Ganze.« »Hat woll in der einen Hand en Sperfektiv und in der andern en Kommandostab as der olle Blüchert auf dem Hoppenmark

in Rostock?« Ohne Harm. Ohne sich zu den Gerüchten zu erniedern, die ihm zugetragen werden. Daß Friedrich und Chlodwig ihn für geistig nicht mehr normal hielten, wissen wir schon. Hinzu kam jetzt (wie Bucher behauptete: von Boetticher) die Verdächtigung, er sei Morphinist. Der Kaiser fragt Schweninger; und erhält die Antwort: »Das ist eine elende Verleumdung und ich kenne die Quelle, aus der sie stammt.« (Schweninger hat seinem Fürsten bis in die letzten Lebenstage nur in ganz seltenen Nothfällen Narkotika gegeben; meist, unter der Firma Morphium, reines Wasser; und ihm durch die Suggestion des Namens zu Schlaf verholfen.) Bismarck ahnt kaum, was die Maulwürfe erwühlen; noch am Tag der Entlassung hielt er Boetticher für seinen Nachfolger. Doch zur Ruhe kommt er nun nicht mehr. Er will den Rest seiner Einflußsphäre gegen kollegiale Treibereien schützen, den Verkehr der Minister und Staatssekretäre mit dem Kaiser kontroliren; und stößt auf ungeduldigen Widerstand. Der Monarch fordert die Aufhebung der Kabinetsordre vom achten September 1852, die dem Ministerpräsidenten die straffe Leitung der Geschäfte sichern sollte. »Wenn der König diesen Zustand ändern will, muß er selbst sein Ministerpräsident werden; die Befugnisse des Amtes übt er ja thatsächlich schon aus.« Mit solchen Redensarten, heißts, sei nichts bewiesen; der Fürst solle über den Gegenstand eine ausführliche und objektive Denkschrift liefern. Am fünfzehnten März wird die internationale Konferenz eröffnet. Der Kanzler nennt sie im Privatgespräch »eine große Phraseologie«; und der Kaiser erfährts.

Am Siebenzehnten wird Bismarck zweimal offiziell aufgefordert, schleunig sein Entlassungsgesuch einzureichen. Am Achtzehnten schreibt ers; weil er nach den Mittheilungen der Herren von Hahnke und von Lucanus annehmen müsse, daß er damit den Wünschen des Kaisers entgegenkomme. Sechsunddreißig Stunden danach liest er in einem Handschreiben Seiner Majestät die Worte: »Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben.« Solcher Versuch war nicht gemacht worden.

Generaloberst, Herzog von Lauenburg, »unauslöschlicher Dank« und, am neunundzwanzigsten März, »Begräbniß Erster Klasse.« Bismarcks einziger Vorgänger, Freiherr vom Stein, war unter sichtbareren Zeichen der Ungnade entlassen worden. Dem hatte, weil er, im Interesse des Staates und der Krone, königlichen Willensmeinungen zu widersprechen wagte, Friedrich Wilhelm der Dritte geschrieben: »Ich habe mit großem Leidwesen ersehen müssen, daß ich mich leider nicht anfänglich in Ihnen geirrt habe, sondern daß Sie vielmehr als ein widerspenstiger, trotziger, hartnäckiger und ungehorsamer Staatsdiener anzusehen sind, der, auf sein Genie und seine Talente pochend, weit entfernt, das Beste des Staates vor Augen zu haben, nur durch Capricen geleitet, aus Leidenschaft und aus persönlichem Haß und Erbitterung handelt. Dergleichen Staatsbeamte sind aber gerade diejenigen, deren Verfahrensart am Allernachtheiligsten und Gefährlichsten für die Zusammenhaltung des Ganzen wirkt. Es thut mir wahrlich weh, daß Sie

mich in den Fall gesetzt haben, so klar und deutlich zu Ihnen reden zu müssen. Da Sie indessen vorgeben, ein wahrheitliebender Mann zu sein, habe ich Ihnen auf gut Deutsch meine Meinung gesagt, indem ich noch hinzufügen muß, daß, wenn Sie nicht Ihr respektwidriges Benehmen zu ändern Willens sind, der Staat keine große Rechnung auf Ihre ferneren Dienste machen kann.« Treitschke selbst, der diesen König mit so hitzigem Eifer vertheidigt, muß doch schreiben: »Von Jugend auf an den Umgang mit mittelmäßigen Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten überwunden. Ihn erschreckte jener laute, rücksichtlose Freimuth, der den großen Germanen eignet.« Und auch an Steins Schicksal dachte er, als er, nach dem Jahr 1890, von der »Undankbarkeit der Hohenzollern« sprach, dem »umschönen Erbfehler des Herrscherhauses, von dem unter allen preußischen Königen allein Friedrich der Große und Kaiser Wilhelm der Erste ganz freigeblieben sind.«

Wer in der Tatsache, daß der junge Kaiser den alten Kanzler wegschickte, einen Fehler sieht, kann Wilhelms Großohm von der Mitschuld nicht freisprechen. Großherzog Friedrich von Baden war ein guter Regent. Gewissenhaft, bescheiden, schlicht im Wandel; er blieb lange auch ruhig. Erst in den letzten drei Lustren suchte er oft die Gelegenheit zu rednerischer Wirkung; und sprach dann ungefähr wie ein gekrönter, etwas verstimmter Bennigsen. Bismarck hielt ihn längst für seinen Feind. Glaubte, der Großherzog trage ihm nach, daß der Elsaß 1871 nicht an

Baden kam. Das hätte ein hübsches Königreich gegeben. Dieses Motiv ist aber nicht erwiesen; und Alles, was aus Friedrichs Briefen seitdem bekannt geworden ist, zeugt gegen Bismarcks Verdacht. Die Feindschaft kann auch andere Ursachen gehabt haben. Unterschiede der Weltanschauung. Schwiegersohn der Kaiserin Augusta, liberal, immer geneigt, auf Oeffentliche Meinungen zu hören, Optimist mit zuversichtlichem Glauben an das Gute, Wahre, Schöne, das in der Menschenbrust lebt, dabei, namentlich als Alternder, sehr auf die Würde des Fürsten bedacht, dem von Gottes Gnaden besondere Rechte eingeräumt, besondere Aufgaben zugewiesen seien und in dessen Nähe ein nicht im Purpur Geborener sich nie freventlich vermessen dürfe. Einem Mann, der so empfand und dachte (und doch nie hochmüthig ward), konnte Bismarcks unbequeme Art manches Aergerniß geben. Der erste Kanzler fürchtete den Gegner nicht; zürnte ihm nicht einmal. Lächelte, wenn ihm ein unfreundliches Wort des Großherzogs hinterbracht wurde, und meinte: »Er hat nun die Antipathie«. Noch 1891 hat er zu mir gesagt: »Wenn Sie sich ein Bild von dem Herrn machen wollen, müssen Sie an Auerbachs Romane denken. ‚Auf der Höhe': Das ists so ungefähr«. Die Bücher von Ottokar Lorenz und Chlodwig Hohenlohe hätten ihn den Machtbereich des Großherzogs richtiger einschätzen gelehrt. So lange der alte Kaiser lebte, konnte selbst Augusta, der »Feuerkopf«, im Großen nichts verrichten. Als Bismarck sie aus Wilhelms Zimmer komplimentirt und am Abend des selben Tages höchst unhöfisch ermahnt hatte, »die schon bedenkliche Gesundheit

ihres Gemahls zu schonen und ihn nicht zwiespältigen politischen Einwirkungen auszusetzen«, ließ sie ihn zwar stehen, entlud ihren Groll aber nur in den Satz: »Unser allergnädigster Reichskanzler ist heute sehr ungnädig«. Da vermochte auch Friedrich von Baden nicht viel. Dessen Zeit aber kam im achtundachtziger Sommer. Im Mai war er noch Vermittler in der battenbergischen Sache. (Die Kaiserin Friedrich hatte ihren todkranken Mann überredet, den Prinzen Alexander von Battenberg telegraphisch nach Potsdam einzuladen. Da sollte schnell dann die Verlobung mit der Prinzessin Viktoria proklamirt werden. Der Plan, dessen Ausführung in Petersburg wie ein schriller Fehderuf gewirkt hätte, wurde durch den Generaladjutanten von Winterfeldt vereitelt, der sich in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, die Depesche vor der Absendung dem Kanzler zu zeigen. Sie ging nicht ab; und nach einer Aussprache, die in Dur begann und in Moll endete, war die Kaiserin von Bismarck »enchantirt«.) Bald danach aber deutet der Großherzog die nahe Möglichkeit eines Konfliktes zwischen Kaiser und Kanzler an. Schon im Januar 1889. Spricht mit rasch wachsender Erbitterung über Bismarck. Und thut, was er kann, um den Lästigen aus dem Amt zu bringen. Daraus ist ihm kein Vorwurf zu machen. Nach seiner Ansicht (die er dem Kaiser suggerirt haben mag; denn Beide gebrauchen im Gespräch mit Chlodwig die selben Worte) handelte es sich um die Frage, »ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle.« Da konnte die Antwort nicht zweifelhaft sein. Friedrich glaubte, ohne Bismarck werde das

Reichsgeschäft besser gehen; und das Recht zu solchem Irrthum ist nicht ihm zu bestreiten. Warum aber suchte er den grimmen Leun dann in seiner Höhle auf? Warum machte er dem Manne, den er als eine Reichsgefahr bekämpft hatte und nicht einmal für einen zuverlässigen Royalisten und treuen Diener des Kaisers, des Königs von Preußen hielt, einen Abschiedsbesuch?

Hohenlohe notirt: »Er erzählte, er sei eingetreten und habe dem Fürsten gesagt, er komme, um Abschied zu nehmen und ihm zu sagen, daß er sich stets der Zeit, in welcher sie gemeinschaftlich für das Wohl Deutschlands gearbeitet hätten, mit Dankbarkeit erinnern werde. Der Fürst sagte dann, daß es die Schuld auch des Großherzogs sei, wenn er jetzt abgehe; denn die Befürwortung der Arbeiterschutzgesetzgebung durch den Großherzog bei dem Kaiser habe zum Bruch zwischen dem Kaiser und Bismarck beitragen. Dies bestritt der Großherzog, indem er darauf hinwies, daß es preußische Angelegenheiten gewesen seien, die die Meinungverschiedenheiten zum Bruch geführt hätten, und in preußische Angelegenheiten habe er sich nie eingemischt. Hierauf wurde Bismarck grob (was er gesagt hat, theilte der Großherzog nicht mit); und da stand denn der Großherzog auf und sagte, er könne sich Das nicht gefallen lassen, wolle in Frieden von ihm scheiden und gehe mit dem Ruf, in den auch Bismarck einstimmen werde: ‚Es lebe der Kaiser und das Reich!' Damit war die Besprechung zu Ende.« Ob Chlodwig richtig notirt hat? Er läßt den Großherzog eine seltsame Rolle spielen. Der war ja wirklich mitschuldig an Bismarcks Abgang. Hatte diesen Abgang voraus-

gesagt und gewünscht. Und nur preußische Angelegenheiten sollen zum Bruch geführt haben? Am sechsundzwanzigsten März schreibt Chlodwig: »Der Großherzog von Baden behauptete gestern, daß die Ursache des Bruches zwischen dem Kaiser und Bismarck eine Machtfrage gewesen sei und daß alle anderen Meinungverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Anderes, nebensächlich gewesen seien.« Und diese Machtfrage war nur durch die Kabinetsordre vom Jahre 1852 entstanden, die noch heute in Kraft ist? Kaum glaublich. Kaum auch, daß der Großherzog, nachdem Bismarck grob geworden war, noch versöhnlich gesprochen und einen Toast auf Kaiser und Reich ausgebracht haben soll. Zwei alte Männer in einem stillen Zimmer allein. Der Kanzler wird grob. Der Großherzog antwortet: »Stimmen Sie mit mir in den Ruf ein: Es lebe der Kaiser und das Reich!« Die wunderlichste Szene, die sich erträumen läßt. Si tacuisses, Chlodwig! Soeben erst hat ja Deine Chronik gemeldet: »Der Großherzog gab seine besondere Befriedigung über den Rücktritt des Reichskanzlers zu erkennen. Hätte der Kaiser diesmal nachgegeben, so hätte er jede Autorität verloren und Alles würde lediglich nach Bismarck geblickt und ihm gehorcht haben. Das sei nicht mehr zum Aushalten gewesen. Ueber den Artikel in den Hamburger Nachrichten war er ganz empört und nannte ihn eine Infamie.« Einen Artikel, für dessen Verfasser er Bismarck hielt. Also: er freute sich als deutscher Patriot über die Entlassung des Fürsten, hatte sie ersehnt, fand sie im Interesse der Monarchie dringend nöthig und traute dem Entlassenen Infamien

zu. Und dennoch im Zimmer dieses Entlassenen eine Melodramenszene?

Bismarck hat (nicht mir allein) den Abschiedsbesuch anders dargestellt. »Daß ich in diesen Tagen nicht besonders gut aufgelegt war, ist am Ende begreiflich. Ich hatte ja nicht erwartet, nach dreißig ministeriellen Dienstjahren an die Luft gesetzt zu werden. Und ich wußte, daß der Großherzog dem jungen Herrn mehr als einmal gerathen hatte, sich von mir zu trennen. Wenn er mirs offen gesagt hätte, wäre man, unter alten Leuten, vielleicht zu einer Verständigung gekommen. Er hielt sich aber für verpflichtet, mir eine huldvolle Miene zu zeigen; noch, als hinter meinem Rücken längst Alles abgemacht war. Auch die Visite hatte ich wohl als einen letzten Gnadenbeweis anzusehen. Mir wäre, rebus sic stantibus, die Begegnung mit einem deklarirten Feind weniger peinlich gewesen. Daß ich auf die gemeinsame Arbeit hin angesprochen wurde, nahmen die Nerven auch einigermaßen krumm. Die patriotischen Verdienste des hohen Herrn in Ehren: aber zu gleichen Theilen hatten wir die Geschäftssachen doch wohl nicht erledigt. Und als ich dann den Ausdruck des Bedauerns über die vorzeitige Trennung zu hören glaubte, kam der Gesichtsschmerz, mein ältester Feind, und, bei so kumulirtem Unbehagen, die aller Hoftradition widersprechende Andeutung, Seine Königliche Hoheit habe, wenn ich recht unterrichtet sei, doch selbst im Sinn dieser Trennung auf den Kaiser eingewirkt und ich könne deshalb mein Erstaunen über das Beileid nicht verhehlen. Der Großherzog stand auf, nahm seinen Helm und ging stumm

aus dem Zimmer«. Das klingt glaublicher, menschlicher als Clodwigs Bericht, hinter dem man den Vorhang fallen sieht.

Leute, die es wissen konnten, erzählten bald danach, der Großherzog bedaure seine Haltung und wünsche dem Reich den ersten Kanzler zurück. Das war vielleicht von frommer Loyalität erfunden. Betrübend bleibts, daß der redliche Mann und tüchtige Fürst, der auf Badens Thron die deutsche Sache betreute, für die Stunde, die seine größte werden konnte, nicht groß genug war. Und wenn er hundertfachen Grund zum Groll hatte, durfte er auf dieses Berathers unwirsche Stimme nicht lauschen. Mußte zu dem Enkelsohn seiner Frau sprechen: »Vor Dir liegt ein langes Leben und Dieser ist alt. Lerne ihn ertragen. Deine Vorgänger habens gelernt. Gewöhne Dich in die Erkenntniß, für die ersten drei, vier Jahre wenigstens, daß er jede Sache, die winzigste wie die beträchtlichste, besser verstehst als Du, dem alle Vergleichsmöglichkeiten fehlen, und daß er Konsequenzen stets sicherer ermißt. Dann wird er fast Achtzig sein; und selbst nach Entbürdung verlangen. Nütze ihn, so lange Du ihn hast; nie wieder findest du solchen Lehrer. Der ist kein Minister wie andere. Ohne Den wärest Du heute nicht Kaiser. Wenn er 1862 nicht Kopf und Kragen aufs Spiel setzte, stieg Dein Großvater vom Thron, Keiner hätte an die deutsche Frage zu rühren gewagt und Du herrschtest jetzt höchstens über einen anglisirten Preußenstaat Fritzens. Du darfst ihm nicht mehr zumuten als der alte König. Nicht fordern, daß er sich in Reihe und Glied stelle und einer unter Deinen Berathern sei. Dich nicht wundern, wenn er Dir nicht

Alles sagt, was er plant. Du bist jung, hitzig und behältst nicht leicht bei Dir, was Dich erfüllt. Du trägst in die Politik Sentimentalitäten hinein, mit denen da nichts anzufangen ist, und hegst romantische Treugefühle, die nicht erwidert werden. Du hast nur helle Tage erlebt und weißt, als reicher Erbe, nicht, wie unbequem sichs im Sturm auf einem Thron sitzt. Er hat achtundzwanzig Jahre lang richtig geführt und kennt jeden Schleichpfad, von dem uns Gefahr droht. Laß ihn, bis er morsch wird, gewähren und trachte einstweilen nur, ihm seine feinsten Künste abzugucken. Du hast Zeit, wirst an seinem Grab stehen und wohnst dann ruhig im Recht des Ueberlebenden. Wird das Warten Dir schwer, dann lies die Briefe, die Dein Großvater ihm geschrieben hat, und tröste Deinen Stolz mit dem Bewußtsein, daß es für einen jungen Regenten immerhin schon ein Ruhmestitel ist, einen Minister zu haben, um den die Nachbarschaft ihn beneidet.« Friedrich von Baden konnte so sprechen. Er war eingeweiht, hatte noch böse Tage gesehen; und Wilhelm verschloß sein Ohr damals nicht dem Rathe des Großohms. Friedrich von Baden aber sprach: »Es handelte sich zuletzt nur darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern regiren solle«. Sprach wie von einem romanischen Gassendiktator von dem deutschen Manne, der für das Haus seiner Könige, für Monarchie und Dynastie mehr gethan hatte als je Einer, der im Gedächtniß lebt.

»Daß die Oeffentliche Meinung der Demokratie zufrieden ist, mich endlich los zu sein, wundert mich nicht sehr; trotz allgemeinem Wahlrecht und gehobener Lebenshaltung. Daß

auch die Fürsten mich wie ein unbrauchbares Möbel weggeschoben haben, ist eine Erfahrung, auf die ich innerlich nicht eingerichtet war.« Allmählich hat er sich mit ihr abgefunden, mit ruhiger Stimme die Geschichte seiner letzten Dienstjahre diktirt und die hohen Herren, die, etwas scheu, zu ihm in den Sachsenwald kamen, artig, als sei er gestern huldvoll von ihnen verabschiedet worden, begrüßt. Und doch hatte Keiner für ihn den Finger gerührt. Keiner auch nur gefragt, ob vor dem Entschluß zur Trennung des Reiches Wohl weislich bedacht worden sei. Nicht Einer von Allen. Die Legitimen fühlten sich freier, als der Genius ihnen nicht mehr im Licht stand.

Ueber das Motiv, das den jungen Wilhelm zur Trennung trieb, hat fast jeder Zeuge anders ausgesagt. Großherzog von Baden: »Die Ursache des Bruches ist eine Machtfrage. Alle anderen Meinungverschiedenheiten, über soziale Gesetzgebung und Anderes, waren nebensächlich. Der Hauptgrund war die Kabinetsordre vom Jahre 1852. Auch die Unterredung mit Windthorst hätte nicht zum Bruch geführt. Dazu kam das Mißtrauen des Kaisers in die auswärtige Politik des Fürsten. Der Kaiser hatte den Verdacht, daß Bismarck die Politik nach seinen, dem Kaiser unbekannten Plänen leiten und es dahin führen wolle, Oesterreich und den Dreibund aufzugeben und sich mit Rußland zu verständigen, während der Kaiser Dies nicht will und an der Alliance festhält«. General von Heuduck: »Der Kaiser hat den Kommandirenden Generalen mitgetheilt, warum Bismarck weggegangen sei. Die Frage der Kabinetsordre und die maßlose Weise, in der er gegen den Kaiser auf-

getreten sei, hätten es ihm unmöglich gemacht, länger mit dem Fürsten zusammenzugehen. Rußland wolle Bulgarien militärisch besetzen und dabei die Neutralität Deutschlands haben. Bismarck wolle Oesterreich im Stich lassen. Der Kaiser will mit Oesterreich gehen, selbst auf die Gefahr hin, mit Rußland und Frankreich Krieg zu bekommen«. Caprivi: »Bismarck hatte mit Rußland einen Vertrag gemacht, durch den wir Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel garantirten und Rußland sich verpflichtete, im Krieg mit Frankreich neutral zu bleiben. Diesen Vertrag habe ich nicht erneuert, weil das Bekanntwerden den Dreibund gesprengt haben würde.« Herr von Holstein: »Bismarcks Plan, Oesterreich im Stich zu lassen, hätte uns so verächtlich gemacht, daß wir isolirt und von Rußland abhängig geworden wären.« Der Kaiser: »Bismarck wollte das Sozialistengesetz mit der Ausweisung dem Reichstag wieder vorlegen, diesen, wenn ers nicht annehme, auflösen und dann, wenn es zu Aufständen komme, energisch einschreiten. Dem widersetze ich mich. Wenn mein Großvater nach einer langen, ruhmreichen Regirung genöthigt worden wäre, gegen Aufständische vorzugehen, so hätte ihm Das Niemand übel genommen. Mir wird man vorwerfen, daß ich meine Regirung damit anfange, meine Unterthanen totzuschießen. Die Verbitterung wurde durch die Kabinetsordre von 1852 verschärft. Auch der Besuch Windthorsts beim Fürsten gab zu unliebsamen Erörterungen Anlaß, gab aber nicht den Ausschlag. Es war eine hanebüchene Zeit und es handelte sich darum, ob die Dynastie Bismarck oder die Dynastie Hohenzollern

regiren solle. In der auswärtigen Politik ging Bismarck seinen eigenen Weg und hat mir Vieles vorenthalten, was er that. Ich habe neulich Herrfurth, der allen Ministerialsitzungen beigewohnt hat, gefragt, ob ich in der ganzen Zeit Etwas gethan habe, was Bismarck verletzen konnte und ihm Anlaß gab, gegen mich aufzutreten. Darauf hat Herrfurth gesagt, alle Minister seien im Gegentheil erstaunt gewesen, mit welcher Langmuth und Geduld ich die Grobheiten Bismarcks ertragen habe.«

Die Art, wie der alte, von den Sozialdemokraten Tag vor Tag beschimpfte Bismarck die soziale Bewegung auffaßte und eindämmen wollte, habe ich immer bekämpft; und trotzdem ichs mit dem Hut in der Hand that, hat dieser Kampf doch für ein ganzes Jahr den mir liebsten Verkehr unterbrochen (dessen Wiederaufnahme dann ein gütiger Wunsch des Fürsten ermöglichte). Wer Bismarcks Reden, namentlich die aus den achtziger Jahren, gelesen hat, kann nicht glauben, daß diesem Mann sozialpolitisches Verständniß fehlte; oft genug ist ihm von den Manchesterleuten Neigung zu Sozialismus und Kommunismus vorgeworfen worden. Daß auch der Aermste ein Wahlrecht hat und daß Deutschland auf dem Weg zum Arbeiterschutz »in der Welt vornan« war, ist sein Verdienst; nur seins. Aber er war 1815 geboren, hat moderne Großindustrie nie gesehen und ohne die Helferkraft der Intuition nirgends Großes vermocht. Die Raschheit seiner Auffassung und Association blieb schwächeren Hirnen stets unbegreiflich; was er aber nicht nah gesehen hatte, blieb ihm innerlich immer fremd.

(Beispiele: England, die Kolonien, die asiatischen Völker, Großindustrie.) Er wollte eine starke Staatsgewalt, brauchte sie und war mit der Sorge für die Sicherheit und die Zukunft seines Reiches zu schwer belastet, um sich an Theorien, Utopien, ungewisse Experimente verlieren zu können. Mit Lassalle konnte er sich vielleicht verständigen; nicht mit Marx noch mit dessen Epigonen. Nie hätte er geglaubt (er hat das Thema auf manchem Spazirgang mit mir erörtert), daß die Sozialdemokratie nicht auf den Tag laure, wo sie Revolution machen, den Staat entwaffnen und dem Ausland so zum Spott und zur Beute hinwerfen könne. Wozu sonst der ganze Apparat? Ein Millionenheer und ein Kriegsschatz, für den vom Dürftigsten Tribut geheischt wird? Auch sagens die Leute ja selbst. Sollen wir etwa warten, bis sie sich stark genug fühlen? Je länger wirs mitmachen, desto mehr Blut kostet es nachher. Wir sind als Großmacht neu in Europa, haben die schwierigste Stellung und dürfen uns nicht der Gefahr einer Revolution und folgenden Anarchie aussetzen. Auch unsere junge Industrie nicht so mit kostspieligen Pflichten bepacken, daß sie unfähig zu erfolgreichem Wettbewerb wird. Das waren seine Leitsätze. Und seine Berather: Stumm und andere tüchtige Industriekapitäne, die für ihre Arbeiter väterlich sorgten, ihr Vaterrecht aber nicht opfern wollten; und deren Sachkunde und Leistungen ihm imponirten. Mehr jedenfalls als die der Bebel und Genossen, deren politische Ziele er indiskutabel und kindisch fand. Sozialistische Republik (wenn sie an sich möglich wäre) zwischen Rußland und Frankreich? Und die

Mädchenschulhoffnung, die Menschen würden friedlich fortan, wie die Lämmlein, neben einander grasen? .. Mußte nicht auch die Behandlung, die er von dieser Seite erfuhr, auf ihn wirken? Unwissender Tropf, Abenteurer, Fälscher, Schurke, Verbrecher: Anderes hörte er nach Lassalles Zeit kaum je noch von Sozialdemokraten. Und daß er ein Mensch war, mit Menschenschwachheit und Menschenempfindlichkeit, brauchte uns wirklich nicht erst ein Hohenlohe zu sagen.

Ein tragisches Verhängniß wars, daß der Schöpfer des Reiches, der Staatsmann, dem am Ende doch auch der deutsche Arbeiter wohl mehr verdankt als allen Kirchenvätern des Marxismus, allen Organisatoren und Agitatoren, gegen ein Phantom focht, ein großes Gestirn nicht in reinem Glanz schauen lernte. Doch soll man die Tragik nicht ins Kriminalromanhafte verzerren. Nicht thun, als habe in Berlin, Friedrichsruh, Varzin ein blutgieriges Scheusal nach der Möglichkeit gelechzt, »auf das Volk schießen zu lassen«. (Ich glaube, daß solche Scheusale sehr selten sind; daß jeder Mächtige mit bangem Herzen den Befehl zu blutiger Repression giebt; daß oft Unverstand den Befehl diktirt; daß aber das Recht, im Interesse des Staates Aufstände niederzuzwingen, mindestens so unbestreitbar ist wie das, gegen den Mißbrauch staatlicher Gewalt die Massen zu waffnen. Nur in Kinderköpfen ist jeder Revolutionär ein lichter Held, jeder General, der die Truppen wider rebellirende Haufen führt, ein Nero oder Alba.) Bismarck wollte »schießen lassen«, wenn nur die ultima regis ratio noch die Ordnung sichern konnte. Was der Kaiser da-

gegen sagt, ist unhaltbar. Ob in solcher Schicksalsstunde der Regent jung oder alt, an Ruhm reich oder arm ist, ob seinem Handeln Beifall oder Zischen folgt, ist gleichgiltig: er hat, ohne an sein Applausbedürfniß zu denken, dem Befehl staatlicher Pflicht und des königlichen Gewissens zu gehorchen. Auch Wilhelms Beispiel ist falsch gewählt. Sein Großvater war nur als junger Mann »genöthigt, gegen Aufständische vorzugehen«; war, ehe er auf den Thron stieg, der »Kartätschenprinz« und in Baden, von der preußischen Demokratie sogar lauter verflucht als Murawiew und Trepow in Rußland. Für die Beurtheilung des Zwistes vom Jahre 1890 sind psychologische Erwägungen überhaupt wichtiger als theoretisch-politische; warens auch für Bismarck. Hatte der Kaiser denn etwa die Wetterzeichen der Zeit klarer erkannt als der Kanzler? Er sagt: Nächstens werden die Sozialdemokraten die Bürger plündern; mir ists gleichgiltig; ich lasse Schießscharten ins Schloß machen, sehe zu, wie geplündert wird, und warte, bis die Bürger mich um Hilfe anflehen. Wollte also auch »schießen lassen«, nur etwas später; und hielt die Sozialdemokraten für Straßenräuber. Warum widersprach er dem Kanzler? Dem wars freilich nicht »gleichgiltig«, ob geplündert werde. Der wollte so lange nicht warten. Glaubte, allen Ständen und Klassen staatlichen Schutz zu schulden. Und hat später gesagt: »Ueber Sozialistengesetz und Erlasse ließ sich reden. Aber ich kannte diese Jugend doch genug, um zu wissen, daß die Lokomotive des Sonderzuges nicht lange auf diesem Strang bleiben werde. Und dann? Sobald die unvermeidliche

Enttäuschung kam, gings dann in anderer Richtung vorwärts, mußte plötzlich in allen Kesseln Feuer gemacht werden, um das Versäumte nachzuholen. Auf diese Art Politik zu treiben, habe ich aber nicht gelernt. Um Massenbewunderung habe ich nie gebuhlt. Wie bedenklich es ist, die Bourgeoisie vor den Kopf zu stoßen, haben wir in den Konfliksjahren erlebt. Der junge Herr war ohne alle Erfahrung und bekam von byzantinischen Dilettanten täglich tonics, die sein Selbstbewußtsein stärken sollten und auch wirklich stärkten. Da einfach meine Ueberzeugung abzustreifen wie ein vertragenes Hemd: Das konnte mir nicht einfallen; auch nicht um den Preis von Gnade und Amt. Was da, unmittelbar vor den Wahlen, unternommen werden sollte, war caesarische Politik, meinetwegen auch louisnapoleonische; dafür war ich nicht zu haben.« Nicht dafür, wie Caprivi, nachdem man sich eben mit dem »Muth der Kaltblütigkeit« gebrüstet hat, die Umsturzvorlage auszuarbeiten, noch, wie der Jammerchlodwig, ein galantes Leben mit der Vorlegung der Lex Heinze zu krönen. Bismarck könnte heute sagen: Als Wilhelm der Zweite auf den Thron kam, waren 763128 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden; als er fünfzehn Jahre regirt hatte, warens 3025000. Könnte auf all die Reden weisen, in denen der Kaiser seitdem die Sozialdemokratie gescholten, der ärgsten Verbrechen angeschuldigt hat. Recht oder Unrecht: er ließ sich nicht von Popularitätsucht leiten, nicht von der Gier, sein Amt zu behalten, noch von der Berechnung persönlichen Vortheils. Litt er, litten seine Einkünfte, wenn den Arbeitern der Großindustrie mehr Lohn

und mehr Muße bewilligt wurde? Er that, was Pflicht und Ueberzeugung gebot. Setzte seinen Namen nur unter Urkunden, deren Inhalt er billigen konnte. Trotzte der Ungnade, um sich nicht als einen feigen Wicht verachten zu müssen. Das sollte selbst der erbitterte Gegner anerkennen. Wo ist heute der Mann, der, wenn Gewissensnoth dazu drängt, dem Kaiser so aufrecht entgegentritt? Seit Bismarck ging, sahen wir keinen.

Die Kabinetsordre vom achten September 1852. Was Bismarck in dem erzwungenen Entlassungsgesuch darüber gesagt hat, zeigt den Rechtszustand und die Konsequenzen der damals gewünschten Aenderung in einleuchtender Klarheit. Der Ministerpräsident ist für die Gesammtpolitik des Kabinets verantwortlich. Das kann er nur, wenn er im Staatsministerium und in dessen Verkehr mit dem König die Einheit des Wollens und des Handelns zu sichern vermag. Kanns aber nicht, wenn jeder einzelne Ressortschef die Möglichkeit hat, in günstiger Stunde, ohne Premier und Kollegen vorher nach ihrer Meinung gefragt zu haben, Anordnungen des Königs zu extrahiren. Im Jahr 1889 hatten einzelne Minister sich an das Ohr des Monarchen gedrängt und waren dann mit den von ihm gebilligten Projekten (eigenen oder geheimräthlichen) ins Staatsministerium gekommen; triumphirend, denn sie hatten die Unterschrift des Königs, vor der jeder Widerspruch verstummen mußte. Um diesen Brauch wieder auszuroden, rief Bismarck den Kollegen die Ordre Friedrich Wilhelms des Vierten ins Gedächtniß zurück. Sie ist von Manteuffel gegengezeichnet und bestimmt: Der Ressortchef hat sich über alle wichtigen

Verwaltungmaßregeln mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen; bedürfen solche Maßregeln der königlichen Genehmigung, so geht der Bericht des Ressortchefs zunächst an den Ministerpräsidenten, der ihn glossiren kann und dem König vorzulegen hat; will ein Ressortchef dem König Vortrag halten, dann muß er diese Absicht so früh mittheilen, daß der Ministerpräsident, wenn ers nöthig findet, dem Vortrag beiwohnen kann. Diese Bestimmungen fand Wilhelm obsolet. Das Entlassungsgesuch, das, in den Kurialien der Unterthänigkeit, dem König bitterste, heilsame Wahrheit sagt, giebt die Antwort: »In der absoluten Monarchie war eine Bestimmung, wie sie die Ordre von 1852 enthält, entbehrlich und würde es noch heute sein, wenn wir zum Absolutismus, ohne ministerielle Verantwortlichkeit, zurückkehrten. Nach den zu Recht bestehenden verfassungmäßigen Einrichtungen aber ist eine präsidiale Leitung des Ministerkollegiums auf der Basis der Ordre von 1852 unentbehrlich«. Jetzt sind die Briefe veröffentlicht worden, die Friedrich Wilhelm der Vierte an seinen Ministerpräsidenten Ludolf Camphausen geschrieben hat. Die lehren, wie es vor dem September 1852 aussah; lehren, welchen Zustand der König ersehnte. Er schreibt: »Für den König soll und muß ein konstitutionelles Ministerium eine deliberirende Versammlung sein. Es soll und muß mit dem König berathen. Das heißt: ein jeder Minister soll und muß seine Meinung, seine Ansicht im Conseil vortragen. Dann ist der einzige Unterschied unter dem Regime einer Verfassung also der, daß nicht mehr des Königs Wort definitiv entscheidet, sondern daß des

Königs Meinung diskutirt wird, vor ihm und mit ihm. Niemals und unter keiner Bedingung darf der König in die Lage gerathen, Abgemachtes und fest Beschlossenes vorgelegt zu bekommen, über welches also nicht die Minister mehr diskutiren können, sondern über welches er allein mit dem Ministerium als solidarischer Person zu diskutiren genöthigt ist. Wie unwürdig und unköniglich bin ich vorgestern und gestern vor Ihnen Allen dagesessen! So regirt man mit dem geistesschwachen Kaiser Ferdinand, aber nicht mit Friedrich Wilhelm von Hohenzollern, König von Preußen! . . Ihr reiner Wille muß sich an meinem spiegeln, abschleifen, sich mit ihm verständigen, ihn verstehen, ihn hören können.« Also nicht Beschlüsse des Staatsministeriums, die der König annimmt oder, wenn er die Berather wechseln will, verwirft; sondern Diskussion der einzelnen, durch keinen Beschluß gebundenen Minister mit dem König, der schwache Gemüther dann natürlich leicht auf seine Seite zieht. Das war im Mai 1848 das Ziel. Um im Januar 1890 sagt ein König von Preußen: »Ja, wenn hier mit Majoritätbeschlüssen gegen meine Intentionen gearbeitet wird...« Und bald danach zu einem Führer der Konservativen Partei: »Merken Sie sichs: Suprema lex est regis voluntas!« Die Ordre, die Bismarck beseitigen sollte, ist noch heute in Geltung; und kein preußischer König war den Ressortchefs so schwer so selten erreichbar wie Wilhelm der Zweite.

Windthorsts Besuch. Am vierzehnten März 1890 hatte der Führer der Centrumspartei durch den Mund Gersons von Bleichröder eine Unterredung erbeten, die Bismarck noch für

den selben Tag zusagte. Daß ein Vermittler (und just dieser) gesucht worden war, fiel ihm auf; er empfing ja jeden Abgeordneten, der die Geschäfte mit ihm besprechen wollte. Zu solchem Zweck brauchte Boettichers blinder Freund sich nicht erst auf die Beine zu machen. Das Gespräch brachte kein politisch brauchbares Resultat; was der Katholik wünschte (status quo ante 1870), konnte der Protestant nicht gewähren. Bismarck sprach von der Möglichkeit seines Rücktrittes. Windthorst rieth ihm drängend, im Amt zu bleiben; müsse oder wolle er aber durchaus gehen, so sei als für die Nachfolge geeignetster Mann der General von Caprivi zu empfehlen. Dem Kaiser muß dieser Besuch sofort gemeldet worden sein. Von wem? Von einem intimen Feind jedenfalls, der noch in letzter Stunde Caprivis Kandidatur als eine von Bismarck unterstützte diskreditiren wollte. Daß Windthorst sich wissentlich zu der Intrigue hergegeben habe, hat der Fürst nie geglaubt. Seit Hatzfeldt (Sardanapaul) fort war, standen Boetticher und Holstein dem alten Bankier am Nächsten. Dem Staatssekretär hatte er in der stralsunder Familiensache genützt; der Geheimrath schätzte den Scharfsinn des Greises, die assoziirende Kraft seines Hirnes. Erweislich wahr ist, daß Herr von Boetticher gehofft hat, in Gemeinschaft mit Herbert die Reichsgeschäfte führen zu können. Nicht erweislich, daß er den Besuch Bleichröders bei Hof rapportirt hat; Indizien zeugen dafür.

Am Fünfzehnten kommt der Kaiser sehr früh in Herberts Wohnung und läßt den Kanzler rufen. Der hat abends ziemlich lange gearbeitet, hat den anstrengenden Tag der Konferenz-

eröffnung (mit Fremdenbesuchen, Zuhörerpflicht und ähnlichem onus) vor sich und liegt noch im Bett. Sein lever war in den letzten Jahren stets langwierig; sollte nach ärztlicher Anordnung so sein. Da wurde gewogen und gemessen, Gewicht und Umfang festgestellt; da gab es Leibesübungen und umständliche Waschungen; Schweninger wurde hereingebeten, kontrolirte die Organe und ihre Funktionen und übte gern die Pflicht des Nachtstuhlinspektors. Nervöse Menschen sind morgens meist geneigt, mit allen Igelstacheln ihre Vision gegen die lästige, allzu helle Außenwelt zu schützen. Und Dieser war fünfundsiebenzig Jahre alt und hatte harten Dienst hinter sich. Hastig nun also aus dem Bett an den Waschtisch, in die Kleider, zum Kaiser; ohne die kleinen Hilfen, mit denen der Arzt ihm sonst den Uebergang in die Alltagsgleise erleichtert. »Disappointed, no reckoning made, but sent to my account whit all my imperfections on my head«: so, mit den Worten des Dänenkönigs, hat er, der seinen Shakespeare immer präsent hatte, lächelnd mir diese Morgenstimmung geschildert. Wilhelm ersucht ihn in gereiztem Ton, künftig nicht ohne sein Vorwissen mit Parteiführern zu verhandeln. »Ich kann mir in meinen alten Tagen nicht das Recht nehmen lassen, in meinen Räumen einflußreiche Parlamentarier zu informatorischer Besprechung zu empfangen, und werde mich an eine Kontrole meines Verkehrs schwerlich noch gewöhnen.« »Auch nicht, wenn Ihr Herr es Ihnen befiehlt?« »Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau.« Ueber spitze Worte springt das Gespräch auf die Ordre von 1852; Befehl, sie sofort außer Kraft zu

setzen. Der Ministerpräsident soll also nicht mehr die Rechte haben, die Manteuffel 1852 für unentbehrlich hielt; der Kanzler nicht die Befugniß, den Verkehr mit Reichstagsmitgliedern nach seinem Ermessen zu regeln. Das war das Ergebniß des Zwiegespräches, das Bismarck in seinem Entlassungsgesuch als den »ehrfurchtvollen Vortrag vom Fünfzehnten dieses Monats« erwähnt. Daß der Kaiser hier im Unrecht war, würde er heute wohl selbst zugeben. Er konnte den Fürsten so ungnädig entlassen wie sein Ahn einst den Reichsfreiherrn; aber er durfte ihn nicht einer Lappalie wegen (Das war Windthorsts Besuch) wie einen Lohndiener behandeln, der die Bratensauce aufs Tischtuch verschüttet hat. Keinen Staatsminister und Kanzler; und erst recht nicht diesen, über den schon 1852, vier Monate vor der Geburt der nun historischen Ordre, Friedrich Wilhelm an Franz Joseph schrieb: »Herr von Bismarck-Schönhausen gehört einem Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von je her und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir mit seinem furchtlosen und energischen Mühen in den bösen Tagen der jüngst verflossenen Jahre. Er ist mein Freund und treuer Diener.« War der treue Diener und Freund des Regenten, des Königs und Kaisers Wilhelm; und hat in dieser Zeit für das Haus Hohenzollern Einiges geleistet; die Krone Karls ihm erstritten. Was müßte geschehen sein, ehe der alte Herr sich entschlossen hätte, den Kanzler aus dem Bett holen zu lassen und zornig zu verhören! Der Enkel hats gethan.

Sich dann bitter beklagt, daß Bismarck an diesem Morgen so heftig geworden sei, und erzählt: »Daß er mir nicht das Tintenfaß an den Kopf geworfen hat, war Alles.« Nicht scherzend, wie ich noch 1903 vermuthen mußte, erzählt; ernsthaft, vor den versammelten Kommandirenden Generalen, denen er das Benehmen des Kanzlers so erregt schilderte, daß Moltke, als Erster, das Urtheil in die Worte faßte: »Wenn der Mann sich so vergessen kann, muß er fort.« Bismarck, der sein Handeln doch nicht feig zu verleugnen pflegte, hat bestritten, daß er je von der Pflicht der Ehrerbietung gewichen sei. Als die Tintenfaßlegende, deren Herkunft damals noch unsicher war, immer wieder auftauchte, hat er eine Erklärung gesucht. Die war nicht schwer zu finden. Der Fürst hatte, wenn er lebhaft sprach, die Gewohnheit, mit der Faust kurze, leise, aber starke Stöße gegen die Tischplatte zu führen, von oben her, als wolle er seine Worte in das Holz eindrücken; dabei konnte ein Tropfen Tinte aus dem Fäßchen springen. Herbert behauptete, in dem Zimmer, das der Schauplatz des Gespräches war, habe gar kein Tintenfaß gestanden. Einerlei. Wilhelm heischte mehr Devotion. Wer dem Fürsten aber Flegelei zutraut, zutraut, er habe mit Realinjurien gedroht, hat ihn nie gekannt. Der Riese, der so viel auf »Wohlerzogenheit« hielt, war nicht grob; nur rückhaltlos wahrhaftig. Stand vor jedem König wie ein Edelmann vor dem anderen. Als er, beim ersten Empfang in Sanssouci, Friedrich Wilhelm die Räumung der Hauptstadt vorgeworfen und die über solchen Ton empörte Königin gerufen hatte, daran sei der König, dem seit drei Tagen der Schlaf gefehlt habe,

ganz unschuldig, antwortete er ruhig: »Ein König muß schlafen können«. Auch harte Wahrheit ertragen. Zur Schranzenservilität und Hundedemuth hatte der Mann keinen Blutstropfen in sich. Hätte niemals, wie Caprivi, den Vortrag einer wichtigen Sache vertagt, weil »der Kaiser heute übler Laune ist«. Wer vom Genie bedient sein will, muß auf Lakaienkünste verzichten.

Das Verhältniß zu Rußland und zu Oesterreich. Der Vertrag, den Bismarck 1890 mit Rußland schließen wollte, ist nicht veröffentlicht worden; wer die einzelnen Bestimmungen aufzählte, könnte der Gefährdung von Reichsinteressen verdächtigt werden. (Bismarck selbst hat die Frage erwogen, ob er ihn, in extenso und sachgemäß kommentirt, in den dritten Band seiner Erinnerungen aufnehmen solle.) Handelte sichs um die Verlängerung des Assekuranzvertrages oder waren neue Abmachungen vorgesehen? Offiziell wissen wir nichts darüber. Bis zum zwanzigsten März 1890 kannten im Geschäftsbereich des Auswärtigen Amtes nur vier Personen den Entwurf: der Fürst und Herbert, der Unterstaatssekretär Graf Berchem und der Botschafter von Schweinitz. Selbst Herr von Holstein (Herbert hats oft betont) war, weil er in russischen Angelegenheiten als voreingenommen galt, den Verhandlungen nicht zugezogen worden; wußte, als fleißigster Arbeiter und klügster Kopf der Politischen Abtheilung, aber wohl, was vereinbart war, und durfte auch das Geheimste lesen. Die Angaben Chlodwigs, der sich auf Erzählungen Wilhelms und Friedrichs, Caprivis und Holsteins beruft, zeigen ein völliges Mißverständniß bismärckischer Politik, ihrer tiefsten Mo-

tive und letzten Ziele; zeigen die Absicht auf solches Mißverständniß, den Wunsch, Klares zu verdunkeln.

Rußland, sagte der Kaiser den Generalen, will Bulgarien militärisch besetzen und verlangt dazu unsere Neutralität. Hats ihm Waldersee berichtet? Wars Gewißheit oder Vermuthung? Wilhelm war fest überzeugt, Boulanger werde Kaiser werden, prophezeite Alexander dem Dritten, den er träg fand, das Ende Ludwigs des Sechzehnten und nannte den Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch »einen gescheiten Menschen, der ein ganz anderes System befolgen werde«; hat also recht menschlich geirrt. Daß Deutschland das russische Recht auf den »vorwiegenden Einfluß in Bulgarien« anerkenne und keine Macht, die dieses Recht bestreite, unterstützen werde, brauchte den Russen kein Vertrag vom Jahr 1890 zu verbürgen. Das wußten sie mindestens seit dem elften Januar 1887; seit Bismarck im Reichstage gesagt hatte: »Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird. Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren.« Und schon elf Jahre vorher hatte er gesagt, die ganzen Orienthändel seien uns nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Musketiers werth. Hier hat das lange Sündenregister also das erste Loch. Die Russen brauchten 1890 nicht zu erhandeln, was ihnen seit Jahren gesichert, was von einem Lebensinteresse des Deutschen Reiches geboten war. Weiter. Wer wollte damals Bulgarien besetzen? Vielleicht Ignatiews Slavische Wohlthätigkeitgesellschaft; sicherlich we-

der Alexander noch Giers. Möglich, daß sie sich an den Dardanellen festsetzen wollten; dann könnte Oesterreich warten, bis England dagegen Front macht. Aus Schweinitzens Bericht vom vierzehnten Dezember 1889 wußte Bismarck, daß Rußland, wegen der Mängel des Transportwesens und der Bewaffnung, vor 1895 keinen irgendwie beträchtlichen Krieg wagen konnte. Er zweifelte nicht, daß Ferdinand sich halten und mit Petersburg verständigen werde; denn »ein Koburger frißt sich überall durch«. Wußte aber auch, daß Rußland, gerade weil es mit dem Gewehr und mit den strategisch wichtigsten Bahnen rückständig war, fürchtete, in dieser Zeit halber Ohnmacht von Oesterreich angegriffen zu werden: und machte sich zum Bürgen gegen die Ausführung solcher Angriffsabsicht. Die Russen sollten sicher sein, daß Oesterreich bei einem Angriff (den, ohne die unklügste Provokation, kein englisches Kabinet mitmachen würde) isolirt wäre; aber auch nie vergessen, daß sie als Angreifer Deutschland an Oesterreichs Seite finden müßten. Diese Friedensassekuranz war Bismarcks Ziel.

Nicht das einzige, das die Mühe des Weges belohnen konnte. Seine Gegner (unter ihnen sein Kaiser) warfen ihm »Schwankungen« vor. Aus dem Grab hat er geantwortet: »Die internationale Politik ist ein flüssiges Element, das unter Umständen zeitweilig fest wird, aber bei Veränderungen der Atmosphäre in seinen ursprünglichen Aggregatzustand zurückfällt.« Seit 70 bestand die Gefahr eines (schon vom ersten Nikolaus für den Fall deutscher Einigung vorausgesagten) franko-russischen Bündnisses. Die mußte vermieden werden. Mit Frankreich

allein würden wir fertig; mit Beiden? Deshalb mag Frankreich in Afrika nehmen, was es erlangen kann: Tunis, Marokko, noch mehr; dann ists für etliche Menschenalter beschäftigt und starrt nicht immer auf das Vogesenloch. Deshalb mag Rußland sich durch Stillung seines Balkanappetits schwächen (der Bissen Konstantinopel ist noch Keinem je gut bekommen); darf nur das österreichische Lebenscentrum nicht antasten: sonst müssen wir eingreifen. Weil Oesterreich, wenn es sich isolirt russischem Angriff ausgesetzt sähe, im Westen Bündnisse suchen müßte (und auf Kaunitzens Weg finden könnte), schließt er, innerhalb des Dreikaiserverhältnisses 1879, gegen Wilhelms Herzenswunsch, den deutsch-österreichischen Vertrag. Benutzt die Divergenz der österreichischen und der russischen Balkaninteressen als einen unserer Rechnung nützlichen Posten. Bleibt aber nicht noch die Gefahr, uns in Orienthändel verwickelt zu sehen? 1886 schlägt der ehrliche Makler eine Balkanentente der Ostmächte vor; ungefähr auf der Linie, die viel später von Lobanow und Aehrenthal, Lamsdorff und Goluchowski markirt und im mürzsteger Programm sichtbar wurde. Er erlebts nicht. Erlebt im Amt aber die schnelle Slavisirung Oesterreichs und ihre Folge: die wachsende Unzufriedenheit der Deutschen, besonders in Böhmen und den Alpenländern. Und sagt sich: Dieses verslavte Oesterreich kann gegen Rußland kaum noch Krieg anfangen; das Haus Habsburg-Lothringen kann, weil es seine deutschen Länder nicht verlieren will, aber auch nicht wünschen, unser Prestige und unsere Anziehungskraft noch gesteigert zu sehen. Was liegt da näher als eine russo-öster-

reichische Verständigung auf unsere Kosten? Kommt sie, dann ist Frankreich sofort der Dritte im Bund, Italien wahrscheinder Vierte; und England weiß sich mit jeder starken Koalition bald abzufinden. Der alte Entenjäger sucht eine neue Bülte; und findet sie. Wenn die Russen so dumme Kerle sind, daß sie heute noch einen Angriff dieses Slavenstaates mit bröckelnder deutscher Fassade fürchten: diese Furcht kann uns Profit bringen. Im Rahmen des Dreikaiserbundes war der deutschösterreichische Vertrag möglich; im Rahmen des neuen Dreibundes ists der deutsch-russische Vertrag. Der erste wurde den Russen mitgeteilt, der zweite den Oesterreichern verborgen? Ein Unterschied für fromme Knaben. Zu Bismarcks Lieblingworten gehörte auch dieses: »Geheimnisse giebt es nicht.« Wißt Ihr denn übrigens, was er Kalnoky gesagt hat und wie lange der neue Vertrag den Wienern unbekannt geblieben wäre? Mußte er sie schrecken? Er schützte sie vor russischem Angriff und nahm ihnen keine Balkanhoffnung.

»Wilhelm wollte Oesterreich die Treue halten, Bismarck sie brechen«. Soll man wüthend aufbrüllen oder lachen, wenn mans liest? Was hat der Kaiser für Oesterreich gethan? Nichts; konnte auch nichts thun. Die Verherrlichung der »ritterlichen Söhne Arpads« und die Mensurdepesche stehen auf der Debetseite seiner Bilanz; auf der anderen die eifrigsten Regungen guten Willens und der (im Interesse des Deutschen Reiches unvermeidliche) Entschluß, in dem bosnischen Hader Habsburg gegen den Trust der Einkreiser zu helfen. Und Bismarck? In Nikolsburg hat er mit letzter Nervenkraft, ein von schmerz-

hafter Krankheit Gepeinigter, gegen den König, Moltke, die ganze Generalität als einziger Civilist gekämpft; sich in Weinkrämpfen auf seinem Feldbett gewälzt; den Selbstmord erwogen; seine Entlassung gefordert; und schließlich durchgesetzt, daß auf die Fortsetzung des Krieges (»da mein Ministerpräsident mich vor dem Feind im Stich läßt«) und auf Westsachsen verzichtet, Oesterreich nicht schwer verwundet und die Bündnißmöglichkeit offen gehalten wurde. Um aus dieser Möglichkeit eine Thatsache zu machen, mußte er 1879 wieder harte Kämpfe mit dem König bestehen (nachdem Alexander der Zweite in unhöflichen Briefen dem Oheim mit Krieg gedroht hatte). Wenns nach dem Hohenzollern gegangen wäre, hätte Habsburg aus schlimmeren Wunden geblutet; und wäre danach der Freund jedes unserer Feinde geworden. Bismarck brauchte diesen Stein auf dem europäischen Schachbrett; konnte ihn in kleinerem Format nicht brauchen. Er wollte es auch 1890 nicht »im Stich lassen«. Wollte ihm nur nicht (wie an der Donau manche Leute wünschten) mehr gewähren, als im Bündnißvertrag vorgesehen war. Weder für österreichische noch für russische Interessen in Anspruch genommen sein. Als Oesterreich sich zur Neutralität im Türkenkrieg verpflichtete, ließ es sich, in der Konvention von Reichstadt, mit Bosnien und der Herzogewina bezahlen. Bismarck hat den Russen weder einen Gebietszuwachs verheißen noch ein Neutralitätversprechen gegeben, das nicht längst durch das deutsche Interesse geboten und publici juris geworden war; und dennoch erreicht, daß von Petersburg die schriftliche Versicherung kam: Für den Fall eines

französischen Angriffes seid Ihr unserer wohlwollenden Neutralität gewiß. Von wo konnte der Sturm nun noch kommen? Russischer Angriff: wir haben Oesterreich; das gegen Schwächung von der russischen Seite her wiederum bei uns assekurirt ist. Frankreich ist allein und kann sich in neuen Kolonien an Englands Mittelmeerflanke reiben. Als dem Genie des Vaters, dem Fleiß des Sohnes diese Frucht endlich gereift war, wurden sie weggeschickt und treulose Diener gescholten.

Was der Kaiser damals wollte, lehrte, außer Privatbriefen, die Waterloorede vom einundzwanzigsten März 1890 (die Moltke sekretirt wünschte); lehrt Alles, was zwischen dem Besuch in Spala und dem Abschluß des Sansibarvertrages geschah; lehrt in Bismarcks Entlassungsgesuch der Satz, er könne nicht ausführen, was der Kaiser auf dem Gebiet internationaler Politik angeordnet habe; »ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.« Wirkung: Rußland wird mißtrauisch und sucht neue Freundschaft. Franko-russisches Bündniß (Caprivi jauchzt). Verständigung mit Italien (Rudini) und Oesterreich-Ungarn (Goluchowski). Frankreich ist endlich also wieder bündnißfähig; lockt mit moskowitischer Hilfe Italien aus dem Dreibundreigen (Bülow lächelt: Extratour!); wird als mohammedanische Macht geärgert und verlobt sich in heißer Altersliebe den Briten (Bülow jauchzt). Italien brüstet sich im Concern der Westmächte, dem Oesterreich-Ungarn von Mond zu Mond näher rückt (Tschirsch-

ky jauchzt). Und England denkt an die Jamesondepesche, die Weltmarktkonkurrenz und die Bagdadbahn. Dann, nach argen Enttäuschungen, wurde der Rückweg zu einer Verständigung der drei Kaiserreiche gesucht, zu dem Ziel, das Bismarck per varios casus, per tot discrimina rerum erreicht hatte.

Caprivi ließ sich am ersten Tag seiner Kanzlerschaft den Entwurf des Geheimvertrages, dem die russische Unterschrift gesichert war, vorlegen, trug ihn ins Schloß und kam mit der Entscheidung zurück: Wird abgelehnt! Schuwalow nannte ihn drum un trop honnête homme; in der plumpen deutschen Sprache wärs so höflich nicht auszudrücken. Mit Bismarck, der ihn artig an seinen Familientisch gezogen und sich zu jeder politischen Auskunft bereit erklärt hatte, hat er keine Silbe über den Vertrag gesprochen; nur mit ihm Untergebenen, die einem neuen Herrn nicht gern unerwünschte Antworten geben. Vielleicht hätte erst der Autor den Sinn seines Werkes richtig erklärt. Hugo Grotius liest anders als Schulknaben. Vielleicht hätte der bewährte Mann, dem mit dem Amt ja nicht auch aller Verstand genommen war, sich erboten, ein etwa aufkommendes österreichisches Ressentiment zu beschwichtigen; nach Wien zu fahren (der Vertrag war ihm größere Strapazen werth); an Franz Joseph zu schreiben. That Das der Kaiser? Am dritten April 1890 überbrachte der Flügeladjutant Graf Wedel (er ist jetzt Statthalter im Reichsland) dem Kaiser von Oesterreich ein ungewöhnlich langes Allerhöchstes Handschreiben; darin waren, wie nach Friedrichsruh berichtet wurde, die Gründe aufgezählt, die »zur Entlassung Bismarcks zwan-

gen«. Auch die Untreue? Im Juni 1892 ging der Fürst, zu Herberts Hochzeit, nach Wien. Er hatte gebeten, von Franz Joseph empfangen zu werden, und die Audienz war gern gewährt worden, sogar mit dem beneficium, im Ueberrock erscheinen zu dürfen. Er wollte die »doppelte Assekuranz« zur Sprache bringen; die Legende vom treulosen Kanzler endgiltig beseitigen. Doch der Uriasbrief Caprivis war ihm vorausgeeilt. Zwar kam Kalnoky zu ihm und der Hof zeigte zunächst wenig Lust, »d'épouser les haines d'autrui«; konnte aber wiederholten »dringenden Vorstellungen« aus der Hauptstadt einer befreundeten und verbündeten Großmacht nicht widerstehen. Der Hochzeitvater wird ersucht, auf die Audienz zu verzichten, und muß abreisen, ohne den Kaiser gesehen zu haben, mit dem er, vor genau vierzig Jahren, als Gesandter Friedrich Wilhelms des Vierten, in dienstlichen Verkehr getreten war. Als Chlodwig ein paar Tage später nach Wien kommt, kann er mit Behagen feststellen, daß die hohe Aristokratie der Hochzeit Herberts fern geblieben ist. Und aus dem Munde des alten Kaisers hört er über Bismarck das Wort: »Es ist traurig, daß ein solcher Mann so tief sinken konnte«.

Der Vertrag, den Caprivi so komplizirt fand, war im Grunde ziemlich einfach. Er sagte den Russen laut: Wir müssen den Oesterreichern helfen, wenn Ihr über sie herfallt, helfen ihnen aber nicht, wenn sie Euch angreifen; dafür haben wir bei französischem Angriff Eure Neutralität sicher. Er konnte den Oesterreichern sagen: Daß wir aggressivem Balkanehrgeiz nicht deutsches Blut opfern wollen, wißt Ihr längst; greift also die

Russen gefälligst nur an, wenn Ihr Euch allein dazu stark genug fühlt oder auf andere Hilfe rechnen könnt; wollen sie Euch ans Leben, dann sind wir zur Stelle; auch für Euch tritt der casus foederis nach unserem Vertrage ja nur ein, wenn wir angegriffen werden, nicht, wenn wir angreifen; unsere Konten stimmen also. Beide Verträge sollten und konnten jedes der drei Kaiserreiche vor der ihm nächsten und drum gefährlichsten Koalition schützen: Rußland vor der deutsch-österreichischen, Oesterreich vor der russisch-deutschen, Deutschland vor der russisch-österreichischen und (namentlich) vor der franko-russischen. Und der Ersinner dieser Rückversicherungen konnte sich, bei seiner Erfahrung, seiner Monarchen- und Personalkenntniß, obendrein sagen: Rußland greift Oesterreich, Oesterreich Rußland nicht an, Beider Furcht sieht nur Gespenster spuken und die uns widrigsten Fälle bleiben auf dem Papier (so ists ja auch geworden); wir heimsen ohne nennenswerthen Aufwand also großen Ertrag ein. Dem Mann, der Solches ersonnen und dem Mißtrauen Alexanders abgerungen hatte, hätten manche Völker Altäre gebaut, manche einen Thron gezimmert. In Deutschland wurde er weggejagt und geächtet. Warum? Weil dem Deutschen Kaiser ins Ohr geraunt worden war: »Dieser Vertrag hat nur den Zweck, dem Kanzler für Lebenszeit, auch wider Deinen erhabenen Willen, die Herrschaft zu sichern. Denn mit diesem unsauberen Instrument kann nur er arbeiten; nur er kann, mit dem unvererbbaren Vertrauen, dessen er sich laut gerühmt hat, in Nothfällen, je nach Bedarf, in Petersburg oder in Wien die letzte

Karte aufdecken. Wird er Dir aber lästig oder zu alt, hast Du ihn am Ende, nach Deinem Königsrecht, gar doch weggeschickt, dann läßt er irgendwo das Vertragsgeheimniß entschleiern und wir kommen, zwischen der österreichischen Wuth und der russischen Mitschuldblamage, in eine so schlimme Lage, daß der einstimmige Wunsch der Nation mit unwiderstehliger Tonwucht ihn als Retter zurückruft. Das ist sein wohlerwogener Plan. Hilfst Du ihm zur Verwirklichung oder bleibst Du Kaiser, König und Herr?« Hintertreppe? Nein. Das ist dem Deutschen Kaiser gesagt worden. Und Das hat Wilhelm, Wilhelms Enkel, geglaubt. Solchen Trachtens schien ihm 1890 der Mann fähig, dem er 1888 als dem Fahnenträger folgen wollte. So weit hatte man ihn gebracht. Und nicht Einer stand auf und sprach: Sieh auf das Leben dieses Mannes, das Arbeit für Dein Haus war. Nicht Einer. Chlodwig, der dreimal, zuletzt am fünfzehnten Dezember 1889, von Bismarcks Lippe die Worte abgeschrieben hat: »Wenn der Bestand der österreichischen Monarchie gefährdet wird, sind wir gezwungen, loszuschlagen«, Chlodwig hat den guten schwarzen Rock an, hält den Mund und notirt emsig: »Er wollte Oesterreich im Stich lassen« ... Nur der alte General Pape hat seinem ehrlichen Soldatenherzen einmal Luft gemacht und gepfaucht: »Die Leute, die sich an Eure Majestät herandrängen, sind lauter Hochverräther!«

Wilhelm wollte gegen Rußland die Grenze waffnen, Oesterreich warnen, den Besuch, den er, wider des Kanzlers Wunsch, am dreizehnten Oktober 1889 dem Zaren angeboten hatte, absagen. Warum? Weil veraltete und einseitige Konsularberichte

meldeten, was einer persönlichen Verstimmung entsprach (und was Waldersees Ehrgeiz gern hörte). Der Protest gegen dieses Vorhaben war Bismarcks letzte Kanzlerthat. »Ich würde damit alle für das Deutsche Reich wichtigen Erfolge in Frage stellen, welche unsere auswärtige Politik seit Jahrzehnten im Sinne der beiden hochseligen Vorgänger Eurer Majestät in unseren Beziehungen zu Rußland unter ungünstigen Verhältnissen erlangt hat.« Alexander hat weder gegen Oesterreich noch gegen Deutschland Krieg geführt. Wilhelm hat den Besuch in Spala nicht abgesagt. Hat er Oesterreich gewarnt? Vielleicht in dem Brief, den Graf Wedel in die Hofburg brachte. Doch in Wien wußte man, daß eine kriegerische Balkanaktion damals nicht im Plan des Gossudars lag, und wurde deshalb nicht nervös. Auch nicht, als man (ziemlich früh) erfuhr, was Wilhelm im Schloß über des Kanzlers Treulosigkeit den Kommandirenden Generalen gesagt habe. Daß in dem Schicksalsmärz die internationale Politik des Deutschen Reiches einen neuen Pivot wählte, spüren wir heute noch. Und haben in frostiger Einsamkeit Grund, dem Wort Bismarcks (aus dem Kapitel über die russische Politik) nachzudenken: »Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf Befähigung als auf Gehorsam ihrer Ratgeber; wenn Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu

seiner Zeit weniger schwirig war als heute.« Hätten Alle, die es anging, im Jahre 1898 diese Worte mit wachem Sinn gelesen, dann stünden wir jetzt nicht, wo wir stehen; brauchten hochkonversative Herren nicht laut vor »Entgleisungen in den Bereich des Absolutismus« zu warnen. Doch damals lebte noch die Legende, das Verhältniß des dritten Kaisers zum ersten Kanzler sei nach kurzer Trübung ungemein herzlich geworden und Bismarck habe sterbend das Werk Wilhelms gesegnet. Hatte er nicht den Kaiser, ihn nicht der Kaiser besucht? Den Reckenleib mit einem grauen Mantel gewärmt, mit Küraß und Palasch geschmückt, alle Ehren auf das greise Haupt gehäuft und den Reichstag, der dem Achtzigjährigen den Glückwunsch weigerte, mit rauhen Zornruf getadelt? Nur Brunnenvergifter konnten noch leugnen, daß der holdeste Friede, die zärtlichste Eintracht hergestellt sei; »professionelle Hetzer«.

Bismarck war als ein wohlerzogener Mann aus dem Amt gegangen. Er hatte den Nachfolger, der ihm, auf Befehl, so hastig ins Haus gerückt war, als Junggesellen an seinen Familientisch geladen. Der blieb meist ein schweigsamer Gast; sagte aber zu Frau Johanna: »Mir ist zu Muth wie einem Kinde, das man mit verbundenen Augen in ein dunkles Zimmer gestoßen hat.« (Graf Brandenburg, der Troupier Friedrich Wilhelms des Vierten, sagte im November 1848 zu dem Junker aus Schönhausen: »Ich gehe in die Sache wie ein Kind ins Dunkel. Ich bin mit staatsrechtlichen Fragen unbekannt und kann nichts weiter thun, als meinen Kopf zu Markte tragen. Ich brauche einen Kornak, einen Mann, dem ich traue und

der mir sagt, was ich thun kann.« Alles wiederholt sich nur im Leben). Am vierundzwanzigsten März saß der Kürassier mit dem Infanteristen allein beim Frühstück. Caprivi: »Wenn der Kaiser mich mit meinem Armeecorps an eine Stelle geschickt hätte, wo uns der Untergang drohte, hätte ich zuerst remonstrirt, wiederholtem Befehl aber stumm, ohne nach dem Ausgang zu fragen, gehorcht. So mache ichs auch auf diesem Posten.« Ehrenwerth; aber gefährlich. Vor der Abreise kam der Fürst in das Arbeitzimmer des Generals. »Haben Eure Excellenz mir noch Etwas zu sagen, mich Etwas zu fragen?« »Ich habe Eurer Durchlaucht nichts zu sagen und habe Eure Durchlaucht nichts zu fragen«. Am neunundzwanzigsten März gings in den Sachsenwald. Im April erzählte Bucher, die Herren von Holstein und Rudolf Lindau seien vom Fürsten abgefallen, und erfuhr von Busch, Paul Kayser, das Gunstkind bismärckischer Laune, habe anonym einen unfreundlichen Artikel über des Kanzlers Rücktritt veröffentlicht. Herbert gibt den Herren des Auswärtigen Amtes ein Abschiedsessen; vier Herren, »die meinem Vater Alles verdanken«, schicken Absagen. Der Fürst hört, daß Caprivi den Geheimvertrag mit Rußland nicht erneuert hat; und liest in der ersten Rede des preußischen Ministerpräsidenten den Satz: »Ich halte es für eine überaus gnädige Fügung der Vorsehung, daß die Person unseres jungen erhabenen Monarchen geeignet ist, die Lücke zu schließen und vor den Riß zu treten.« Ein Gehorcher. Das also war die Absicht. Dennoch geht an die Redaktion der Hamburger Nachrichten die Weisung, Herrn von Caprivi, den der Fürst

wegen seiner persönlichen Eigenschaften hochschätze, mit Rücksicht zu behandeln. (In den Tagen, wo Friedrich von Baden sagte, Bismarck lasse in Hamburg empörende, infame Artikel schreiben; über die auch der Kaiser sich zu Chlodwig »sehr entrüstet aussprach«.) Vier Wochen danach geht die Cirkularnote gegen Bismarck ins Land. Von den Grafen Lehndorff und Stirum, den Herren Krupp, von Kardorff und Stumm, die sich noch nach Friedrichsruh wagen, heißts in einem Brief Buchers schon, sie hätten »der Allerhöchsten Ungnade getrotzt«. Am Tag von Hochkirch und Jena schreibt der bittere Lothar: »Ich will auch einen anständigen Mann erwähnen. Graf Arco, Gesandter in Washington, ist auf einige Tage hier zum Besuch. Rara avis.« Und warnt in jeden Brief vor dem Schwarzen Kabinet. (Zu Zeiten wurden alle im Sachsenwaldhaus geschriebenen Briefe in einem Körbchen nach Bergedorf gebracht und dort erst in den Postkasten geworfen; der Sicherheit wegen.) Münster und Hatzfeldt petzen jedes rasche Wort, das Herbert in London gesprochen hat, flink nach Berlin; und Radolin »erzählt manche unerfreulichen Züge vom alten Fürsten«. Der Kaiser, der im März seinen Kanzler zu russophil fand, tadelt nach der Weihnacht den Fehler, den Bismarck gemacht habe, als »er gegen die russischen Finanzen Krieg führte«; ist aber zuversichtlich: »Mit den Hamburger Nachrichten dauerts noch ein Jahr oder zwei; dann hört die Opposition auf.« Bald danach: »Man drängt mich von vielen Seiten zur Versöhnung mit Bismarck. Ich bin dazu bereit, aber es ist nicht an mir, den ersten Schritt zu thun. Die Russen brauchen

eine Anleihe von sechshundert Millionen Rubel, die sie nicht bekommen. Mit dem Kaiser Alexander stehe ich jetzt gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm nur ceremonielle Briefe.« Im Juni 1892 klopft Chlodwig, das goldene Gemüth, an; die Elsässer fürchteten, daß Bismarck wiederkomme. Der Kaiser lacht: »Da können sie ruhig sein. Der kommt nicht wieder.« Nach der wiener Reise des Fürsten: »Wenn die Leute glauben, daß ich Bismarck maßregeln, etwa nach Spandau schicken werde, so irren sie sich; ich denke nicht daran, aus ihm einen Märtyrer zu machen, zu dem die Leute wallfahren würden.« (Hatte er denn ein strafbares Verbrechen begangen? Gabs einen deutschen Gerichtshof, der ihn verurtheilt hätte? Und wars nur kaiserliche Gnade, die ihn dem Schuldspruch entzog?) Im November: »Wenn man Das, was Bismarck tut, mit Dem vergleicht, wofür der arme Arnim leiden mußte!« (Arnim war zuerst zu neun Monaten Gefängniß, dann zu fünf Jahren Zuchthaus verurtheilt worden.) Den Bismarck und Waldersee sei ganz gleichgiltig, was dem Reich geschehe; das Ziel ihres gemeinsamen Hasses sei nur, Caprivi zu stürzen. Chlodwig hält die Versöhnung, die ihn ängstet und von der bei Hof noch immer geredet wird, für unmöglich; und schreibts ins Tagebuch.

Im August 1893 war Bismarck in Kissingen erkrankt. Von dieser Krankheit sprach, am vierzehnten September, der Kaiser zu Hohenlohe; aber auch »von Bismarcks bisheriger feindlicher Thätigkeit«. Triumphirend fügt Onkel Chlodwig hinzu: »Von einer versöhnlichen Stimmung fand ich keine Spur.« Wilhelm

ging nach Ungarn und schickte aus Güns eine Depesche, die seine Freude über die Genesung des Fürsten in herzliche Worte faßte und ihm ein süd- oder mitteldeutsches Schloß als Rekonvaleszentenheim anbot. Bismarck dankte ehrerbietig; sein Arzt wünsche aber, ihn in vertrauten Verhältnissen der völligen Gesundung entgegenzuführen. In der Vossischen Zeitung stand: »Wenn Fürst Bismarck fortan den Kampf, wie bisher, gegen den Grafen Caprivi, gegen die Regirung, gegen die Politik des Neuen Kurses führen sollte, dann wäre er durch die Depesche von Güns ins Unrecht gesetzt.« In der »Zukunft«: »Wenn Fürst Bismarck, weil er durch kaiserliche Huld ausgezeichnet worden ist, auch nur um Haaresbreite seine politische Haltung änderte, dann würde er dem Wahn Recht geben, daß nicht große sachliche Bedenken ihn in die Opposition gedrängt haben, sondern kleine persönliche Verstimmungen, die ein Gnadenbeweis rasch beseitigen kann.« Natürlich blieb Alles, wie es vorher gewesen war. Nach dem Ordensfest kann, im Januar 1894, Chlodwig aber notiren: »Das Ereigniß des Tages, das auch abends bei Holstein mit Pourtalès und Marschall besprochen wurde, war das Erscheinen Herberts. Ich sah ihn in der Kapelle, wo er sich sehr unbefangen bewegte. Im Kasino wird dem Kaiser vorgeworfen, er habe Herbert sagen lassen, er wolle ihn sprechen, und habe ihn dann geschnitten. Die Wahrheit ist, daß Eulenburg durch Kanitz und Blumenthal Herbert in die Nähe des Kaisers hat bringen lassen. Man hatte gehofft, eine Annäherung herbeizuführen und damit Caprivis Stellung zu erschüttern. Das ist nun mißlungen.«

Welche Absicht der Oberhofmarschall in seines Busens Tiefe barg, weiß ich nicht. Wohl aber, daß Herbert glauben mußte, der Kaiser wünsche, ihn beim Ordensfest zu sehen. Einer Ansprache wurde er nicht gewürdigt. Wenige Schritte vor seinem Standort drehte Wilhelm, nachdem er mit dem Abgeordneten Alexander Meyer gesprochen hatte, sich um und schritt rückwärts. (Hofleute erzählten, er habe gesagt: »Da wende ich mich doch lieber direkt an den Alten!« Und noch in der selben Stunde den Brief geschrieben, den der Flügeladjutant Graf Kuno Moltke dann in den Sachsenwald trug.)

Wer Chlodwig, den zuverlässigen Historiker und redlichen Freund, richtig einschätzen will, muß ihn jetzt stöhnen hören. Am zweiundzwanzigsten Januar: »Der Kaiser war heute bei Marschall und schimpfte über Herbert. Trotzdem hat er gleichzeitig einen Adjutanten mit Wein nach Friedrichsruh geschickt und dem Fürsten seine Freude aussprechen lassen über seine Genesung. Bismarck hat in einem verbindlichen Schreiben geantwortet und gesagt, er werde nach dem Geburtstag hierher kommen, um dem Kaiser persönlich zu danken.« Dreister kann man, was vor Aller Augen geschehen ist, kaum noch entstellen. Der Kaiser, der seit fünfundzwanzig Jahren die preußische Uniform trug, hatte, in freundlich drängenden Ausdrücken, zu diesem militärischen Fest auch den Generalobersten Fürsten Bismarck geladen; zweimal im Verlauf zweier Tage. Der Fürst, der dem hohen Herrn nicht einen Theil des Jubels ablenken wollte, hatte um die Erlaubniß gebeten, Glückwunsch und Dank am Tag vor der Feier abstatten zu dürfen. Chlodwig

aber spricht keck von einer »Annäherung« Bismarcks. »Meine Freunde im Auswärtigen Amt sind etwas beunruhigt, weil sie fürchten, daß Bismarck dem Kaiser rathen könne, einen anderen Reichskanzler zu wählen, und Holstein meinte sogar, ich sollte dem Kaiser rathen, mich zuzuziehen, wenn er Bismarck empfinge.« So unklug war Herr von Holstein selbst in einer Schreckensstunde gewiß nicht. »Jedenfalls ist Vorsicht nöthig. Käme ein bismärckisches Regime, so würde ich natürlich nicht mehr lange in Straßburg bleiben, sondern müßte einem Freunde Bismarcks Platz machen.« Der erste, der letzte Gedanke des selbstlosen Patrioten. Inde illae irae. Und aus Angst und Wuth entbindet sich das Geständniß: Einen Freund Bismarcks darf ich mich nicht nennen. »Die Konservativen und Caprivi-Gegner triumphiren heute. Ich glaube aber immer noch, daß die Sache nicht so schlimm verlaufen wird, wie sie aussieht. Jedenfalls ist es gut, daß ich jetzt hier bin.« Sehr gut. Drei Tage danach: »Die Sache hat ihre Gefahren. Caprivi gesteht zu, daß er von der Absicht des Kaisers nicht informirt war. Er erträgt Das mit Resignation. Ich möchte unter solchen Umständen nicht Reichskanzler sein. (Warte nur: balde!) Doch ist es gut, daß er diese Resignation besitzt und wir ihn behalten, wenn nicht Bismarck bei seinem Besuch Mittel und Wege findet, ihn beim Kaiser zu verdächtigen.« (Der edle Reichsfürst glaubt offenbar, jede Durchlaucht müsse ihm an Takt und Anstandsgefühl gleichen; sonst könnte er dem Gast des Kaisers nicht so plumpe Niedertracht zutrauen.) »Gott gebe, daß dieser Sturm an Caprivi vorübergehe!« Von der

Russischen Botschaft aus sieht er Bismarck ins Schloß fahren. »Von einem großen Enthusiasmus war nichts zu spüren.« Wirklich? Vielleicht nicht hinter Schuwalows Doppelfenstern. Trotzdem man zwischen der Reiterhecke in der Galakutsche nur einen weißen Handschuh, einen gelben Streifen, das Funkeln eines Stahlhelmes sah, gings wie ein Rausch durch die Massen. Nie erlebte ich mehr Enthusiasmus. Gehörssache. »Es ist sicher, daß diese Aussöhnung dem Kaiser viele Popularität in ganz Deutschland erworben hat.« Und doch meinte der gute Onkel, sie sei gefährlich, meinte, sie sehe schlimm aus? Weil er an Straßburg und Werki, Werki und Straßburg dachte und zu anderer Erwägung erst später Zeit fand.

(Neun Monate danach war der Brave Kanzler des Deutschen Reiches. Kein Wörtchen des Bedauerns darüber, daß dieser Sturm nicht an Caprivi vorübergegangen sei. An Bismarck, den sein heißes, ungestilltes Prestigebedürfniß braucht, ein huldigender Brief; plötzlich der Wunsch, »mich von dem Befinden Eurer Durchlaucht und der Frau Fürstin durch einen persönlichen Besuch zu überzeugen.« Im Januar der Besuch; der Wirth wünscht ihm beim Abschied »Tapferkeit«; und das Männlein fühlt den Hohn gar nicht. Als er schon arg wackelt, eine Kommersrede. »Der Größte jener Helden steht noch unter uns wie eine der Eichen des Sachsenwaldes. Unentwegt treue Verehrung dem Manne, der sein Leben eingesetzt hat . . .« Wer speit da? Und Bismarck, der oft schlauster Tücken Geziehene, war zu nobel, um diesem hymnischen Lied zu mißtrauen. Dankte für die »wohlwollende und ritterliche

Kundgebung«. Dankte dem Mann, der in sein Tagebuch geschrieben hatte, der Kanzler habe ihm »die Anerkennung der Welt oder des Kaisers« niemals gegönnt und sich bemüht, ihm die Statthalterstellung zu verderben, weil »die Familie Bismarck Neid darüber empfunden hat, daß ich diese erbliche Stelle erhalten sollte, während Bismarck nicht erblicher Herzog von Lauenburg geworden ist«. Zwar hat Bismarck ihn mit Mühe als Statthalter durchgesetzt. Aber Maxime Ducamp erzählt, die Statthalterschaft solle erblich werden. »Das giebt mir zu denken. Deshalb hat Bismarck mir Prügel zwischen die Füße geworfen«. Nehmt Alles in Allem: Er war ein Mann.)

Am Tag nach Bismarcks Besuch sagt der Kaiser zu Chlodwig: »Jetzt können sie ihm Ehrenpforten in Wien und München bauen; ich bin ihm immer eine Pferdelänge voraus. Wenn jetzt die Presse wieder schimpft, setzt sie sich und Bismarck ins Unrecht.« Eine Woche danach war in der »Zukunft« zu lesen: »Mit ganz anderer Ruhe, ganz anderer Offenheit und mit unvergleichlich größerem Nachdruck kann Bismarck jetzt seine Stimme erheben, wenn es ihm wieder nöthig scheint, vor falschen, gefährlichen Wegen zu warnen; denn auch der Kurzsichtige muß nun erkennen, daß ein persönlich nach jeder Richtung reichlich saturirter Mann Erfahrung und Einsicht dem Reich und dem Kaiser nutzbar zu machen versucht.« Und noch im selben Monat (»Otto der Zahme«): »Für einen Mann, der in seiner politischen Haltung von persönlichen Momenten, von Gnade oder Ungnade des Monarchen, sich bestimmen läßt, werden nur Lohndiener noch eintreten; die Anderen werden

dem großen Diplomaten, den sie als kleinen Menschen erkannt haben, in erkühlter Bewunderung den Rücken kehren. Wer so gesprochen hat wie Bismarck während der letzten zwei Jahre, Der muß von unserer Lage eine tief pessimistische Auffassung haben und würde sich selbst vor dem Urtheil der Geschichte verkleinern, wenn er durch äußerliche Erscheinungen sich aus seiner Bahn drängen ließe.« Er hats nicht gethan; ist avant et après la bouteille der Selbe geblieben. Und der Kaiser? Das letzte Wort, das Chlodwig aus seinem Mund über Bismarck hört, klingt noch genau so hart, so heftig wie das nach der Entlassung im bittersten Märzgroll gesprochene.

Daß es so kommen werde, hatte Bismarck nie bezweifelt. Nicht eine Minute im Ernst an eine »Versöhnung« gedacht. Er mußte viel gelitten, sehr viel überwunden haben, ehe er sprechen konnte, wie er seit dem glorreichen Sommer des Uriasbriefes sprach. Die Ueberwindung war endgiltig, der Riß aus der Wurzel des Gemüthes unheilbar. Der Einladung ist er sehr ungern gefolgt; und hat doch keinen Augenblick vor der Entscheidung gezaudert. Le bouchon est tiré, il faut boire, hörte ich ihn zu Herbert sagen, den die Reise schreckte; dabei wies er mit freudlosem Lächeln auf die Steinbergerflasche. »Weiche ich wieder aus, wie nach der günser Artigkeit, dann bin ich der alte Sünder, der die hingestreckte Hand seines gnädigen Herrn nicht ergreift, und Alles, was offiziös ist oder sein möchte, empfängt die Parole: Der Kaiser hat seinen Rath verlangt und der rachsüchtige Greis ist nicht gekommen! Dann denken meine Landsleute, ich hätte helfen können; und ich

werde von morgen an für die Firma mithaftbar gemacht. Ich bin fest überzeugt, daß mein Rath nicht verlangt, nach meiner Meinung nicht gefragt und kein Wort über die Geschäfte gesprochen wird. Um auch Andere davon zu überzeugen, muß ich hin. Politesse n'est pas politique.« In dem eskortirten Prunkwagen kam er sich »wie ein wichtiger Staatsgefangener« vor. Bat, da er hörte, welche Hoffnung das Volk an den Besuch knüpfe, noch im Schloß den Grafen Henckel, »draußen abwiegeln zu lassen«. Und sagte lächelnd nach der Heimkehr, er habe nie so viele Ballgeschichten erzählt wie in den berliner Stunden, in die aus der Welt politischen Getriebes, wie er erwartet und gehofft habe, kein Sterbenswörtchen gedrungen sei. Er wußte, warum er bemüht worden war; und hätte nie pedantisch, wie Caprivi, dem Kaiser vorgeworfen, seine privaten Aeußerungen stünden oft in Wiederspruch zu seinen »offiziellen Kundgebungen«. Solches kann der Wahrer der Staatsraison an Sturmtagen nicht immer vermeiden. Die Frau citirte schmunzelnd aus dem Brief einer Freundin den Ausdruck der Freude darüber, daß »Ottochen« noch einmal im Triumph durchs Brandenburger Thor eingeholt worden sei. Der Mann, dem sie bald danach wegstarb, hat sich noch ein paar Jahre lang leise gehärmt. Die Behauptung, er habe je wieder hoffen, hellen Auges in die nahe Zukunft des Reiches blicken gelernt, ohne Konvenienzzwang die neue Regirungmode gelobt, ist wohlmeinender Trug. Den wollte er nicht. Weder an Feiertagen sich lebend als Nationalgötzen umtanzen lassen noch gar eine schöne Leiche werden. »Nur den Leuten nicht Sand

in die Augen streuen«: war seine stete Warnung. Jedem, ders hören mochte, sagte er, daß er zwar stiller (»Das Alter setzt mir mehr zu als alle meine Feinde«), doch der Sorge nicht ledig geworden sei. Er sicherte sich die letzte Ruhe; geräuschloses, prunklos privates Begräbniß. Und starb unversöhnt.

Sein Schatten ist zu versöhnen. Nicht durch Harnisch und Goldpalasch; durch alle Ehrenqualitäten unseres kreisenden Balles niemals. Wann wird das Bismarckdrama historisch, weitet sichs aus täglich mit neuem Weh empfundener Wirklichkeit zum germanischen Mythos? Wenn der Irrthum, der es zu jäher Katastrophe trieb, getilgt ist. Wenn der alternde Kaiser der Deutschen, wie einst den treusten Mann, nun den trügerischsten Glauben verbannt; den: er könne allein regiren. Kein Gekrönter kanns heute noch. Jeder muß, auch einer von brillanter Naturanlage, glücklich sein, wenn er sich, ohne säumig der Pflicht zu fehlen, von der Verantwortlichkeit für die Riesenmaschine entbürden kann. Bismarck wollte unter Friedrich Wilhelm dem Vierten nicht Minister sein. »Mir war die Schwierigkeit klar, welche ein verantwortlicher Minister dieses Herrn zu überwinden hatte bei dessen selbstherrlichen Anwandlungen mit oft jähem Wechsel der Ansichten, bei der Unregelmäßigkeit in Geschäften und bei der Zugänglichkeit für unberufene Hintertreppeneinflüsse von politischen Intriganten, wie sie von den Adepten unserer Kurfürsten bis auf neuere Zeiten in dem regirenden Hause Zutritt gefunden haben, — pharmacopolae, balatrones, hoc genus omne. Die Schwierigkeit, gleichzeitig

gehorsamer und verantwortlicher Minister zu sein, war damals größer als unter Wilhelm dem Ersten.« Wollen wir lügen? Feig leugnen, daß sie in den ersten Regirungjahrzehnten Wilhelms des Zweiten nicht geringer war und nur, wenn sie endlich ganz schwindet, das Reich zu gedeihen vermag? Allein zu regiren, hat oft schon ein junger Herr versucht; keinem gab in unseren Tagen Fortuna den Preis. Wallenstein spottet über die blutigen Treffen, die um nichts gefochten wurden, »weil einen Sieg der junge Feldherr braucht«. Wie viele sah unser sehnender, unser enttäuschter Blick! Nicht auf rothem Schlachtgefild. Wurden sie uns drum minder verhängnisvoll? Als der Friedländer das Kommando übernahm, stellte er die Bedingung: »Daß mir zum Nachtheil kein Menschenkind, auch selbst der Kaiser nicht, bei der Armee zu sagen haben sollte; wenn für den Ausgang ich mit meiner Ehre und meinem Kopf soll haften, muß ich Herr darüber sein.« Was hier der Feldherr heischt, muß auch der Staatsmann als sein Recht fordern. Wer sich ohne solche Zusicherung ins Führeramt drängt, ist, mit der glattesten Zunge und der Grimasse des überlegenen Weltmannes, ein armer Wicht. Gieb uns, Kaiser, den Mann, der auch vor Dir, vor dem Glanz der Gottesgnade, der Kleinodien den Nacken nicht beugt; und laß ihn regiren, den Mann! Dann löst sich der Schatten in Morgenluft. Dann darfst Du, darf das Reich, dessen Heil Du wollen mußt, in frommer Zuversicht auf Gottes Gnade rechnen. Doch schon ists spät geworden. Und Deutschland wird ungeduldig.

KAISERIN AUGUSTA.

Am siebenten Januartag des Jahres 1910 mußte der Kalender uns an die Thatsache erinnern, daß zwei Dezennien verstrichen waren, seit die Frau des ersten Kaisers im neuen Reich starb. Wir hättens vergessen. Die Gestalt dieser Kaiserin warf keinen Schatten mehr. Dann aber, vor des Kalenderblattes Mahnung, glitten allerlei Visionen und Gedächtnißbilder durch das Bewußtsein. Ein Leben, das fast achtzig Jahre währte; die Gefährtin Eines, der im Glanz des Gelingens, im Gehege zärtlicher Liebe greiste: und dem Volksempfinden dennoch niemals nah. Leise immer gehaßt. Zuerst als die Enkelin des tollen Kaisers Paul, dessen Despotenlaune sie im Hirn des Prinzen von Preußen neu zu gebären wünsche; dann als des Kanzlers mächtigste Feindin. Dreimal sah sie aus siegreichem Feldzug heimkehrende Truppen salutiren; und als sie am sechzehnten Juni 1871 auf dem Schloßbalkon, dem Fritzendenkmal Rauchs gegenüber, vor dem Halbkreis der Prinzessinnen und Hofdamen saß und die Degen und Bayonnettes mit sommerlich blühendem Danke kränzte, durfte sie hoffen, endlich im Herzen der Nation, als Sechzigjährige endlich eine sichere Wohnstatt erworben zu haben. Mußte das Adoranten-

sehnen des Volkes nach solchem Erlebniß nicht in demüthiger Inbrunst die Hochgestalt der zwiefach gekrönten Frau umklammern? Nach einer Dekade rauher Männerherrschaft nicht aus den Luisentagen den Kult des Ewig-Weiblichen zurückwünschen, das eine in Schönheit alternde Kaiserin, die erste im neuen Reich, ihm verkörpern konnte? Die Hoffnung trog. Von all dem festlichen Schimmer, dem wärmenden Glück, das die Erfüllung eines Traumwunsches im deutschen Land entstehen ließ, ward dieser Frau nichts. Und sie hatte sich, mit sichtbarer Wohlthätigkeit und illuminirter Pflege der Wissenschaften und Künste, beinahe übereifrig doch um die Volksgunst bemüht. Vergebens. Weil moskowitisches Tyrannenblut sie der Heimat entfremdete? Das log die Legende. Hat in Augustens Wesen je ein Zug an Paul Petrowitsch erinnert? Schon ihre Mutter, Maria Paulowna, war, als Großherzogin von Sachsen-Weimar, eine gute Deutsche und, in Goethes Atmosphäre, die humane Schützerin freier Geister geworden. Im März 1831 kam Eckermann mit dem Angebot zweier Stipendien zu Goethe. Die Großherzogin spendete tausend Thaler zur Ausbildung kräftiger Schauspieltalente und versprach, den besten deutschen Schriftsteller, der, ohne Amt und Vermögen, in der Sorge um den Erwerb die Arbeit übereilen müsse, nach Weimar berufen und in eine behagliche Lage bringen zu lassen. (Goethes Antwort giebt so viel von dem Mann und seiner Greisenstimmung, daß sie hier stehen mag. »Die Intention der Frau Herzogin ist wahrhaft fürstlich und ich beuge mich vor ihrer edlen Gesinnung; doch es wird sehr schwer halten,

irgendeine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits, durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen, in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht Jeder hierher; und nicht Jedem wäre damit wirklich geholfen. Ich werde aber die edle Absicht im Auge behalten und sehen, was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen.«) Der Plan könnte auch im Sinn der Prinzessin Augusta gereift sein, die damals schon Wilhelms Frau war und ihren Knaben im Schoß trug. Die erste und die letzte wichtige Aeußerung, die wir von ihr kennen, haben den selben weimarischen Ton. An den Major Albrecht von Roon, des Prinzen Friedrich Karl »militärischen Begleiter«, der ihr über das Wollen und Denken des Jünglings berichtet hat, schreibt sie im Dezember 1846: »Das Ziel der Erziehung läßt sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen: preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden; und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdruckes ist den fürstlichen Häusern nöthig, da der persönliche Werth eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist.« Und zweiundvierzig Jahre danach schreibt sie, wieder im Christmonat, an Bismarck: »Lieber Fürst! Wenn ich diese Zeilen an Sie richte, so ist es nur, um an dem Wendepunkt eines ernsten Lebensjahres eine Pflicht der Danhbarkeit zu erfüllen. Sie haben unserem unvergeßlichen Kaiser treu beigestanden und meine Bitte der Fürsorge für seinen Enkel erfüllt. Sie haben mir in bitteren Stunden Theilnahme be-

wiesen. Deshalb fühle ich mich berufen, Ihnen, bevor ich dieses Jahr beschließe, nochmals zu danken und dabei auf die Fortdauer Ihrer Hilfe zu rechnen, mitten unter den Widerwärtigkeiten einer vielbewegten Zeit. Ich stehe im Begriff, den Jahreswechsel im Familienkreise still zu feiern, und sende Ihnen und Ihrer Gemahlin einen freundlichen Gruß. Augusta.« Das klingt gar nicht russisch. Klingt, als komme es aus der Tiefe eines sanften Frauengemüthes, so mild, daß man kaum noch begreift, warum diese weibhaft gütige Kaiserin dem sehnsüchtigen Volksgefühl fremd bleiben mußte.

Ihr Verhängniß war, daß jede Schicksalsstunde sie auf der falschen Seite fand. Wenn sie, nach dem achtundvierziger Märzsturm, ihren Willen durchgesetzt hätte, wäre Wilhelm nicht zur Regirung gekommen; dem vierten sogleich der fünfte Friedrich Wilhelm gefolgt. Weder ihr Schwager, meinte sie, noch ihr Mann könne sich auf dem Thron halten; ihr aber bleibe die Pflicht, die Rechte ihres Sohnes zu wahren, während dessen Minderjährigkeit sie die Last der Regentschaft tragen wolle. Sie selbst hat (in einem Dienerzimmer des potsdamer Stadtschlosses, aus dem ihre Angst den Mann in die sichere Einsamkeit der Pfaueninsel getrieben hatte) diese Absicht Herrn von Bismarck-Schönhausen nur angedeutet. Dann, um aus dem Verdacht reaktionärer Gesinnung erlöst zu werden, den Weg ins Lager der Fortschrittspartei nicht gescheut. Als im erfurter Hôtel des Princes Georg von Vincke den schönhauser Kollegen für den Regentschaftplan zu gewinnen versuchte, erhielt er die Antwort, wer solchen Antrag stelle, möge

sich darauf gefaßt machen, daß Bismarck gegen ihn ein Strafverfahren wegen Hochverrathes fordere. »Von diesem Vorgang und von der Aussprache, welche ich von seiner Gemahlin während der Märztage in dem potsdamer Stadtschlosse zu hören bekommen hatte, habe ich dem Kaiser Wilhelm niemals gesprochen und weiß nicht, ob Andere es gethan haben. Ich habe ihm diese Erlebnisse verschwiegen auch in Zeiten wie die des vierjährigen Konfliktes, des österreichischen Krieges und des Kulturkampfes, wo ich in der Königin Augusta den Gegner erkennen mußte, welcher meine Fähigkeit, zu vertreten, was ich für meine Pflicht hielt, und meine Nerven auf die schwerste Probe im Leben gestellt hat.« (»Gedanken und Erinnerungen.«) Vergessen hat der Altmärker das grasse Erlebnis niemals; auch nicht in den Zeiten augustischer Gunst. Die hats wirklich gegeben. »Bei der Prinzessin von Preußen stand ich bis zu meiner Ernennung nach Frankfurt so weit in Gnade, daß ich gelegentlich nach Babelsberg befohlen wurde, um ihre politischen Auffassungen und Wünsche zu vernehmen, deren Darlegung mit den Worten zu schließen pflegte: ‚Es freut mich, Ihre Meinung gehört zu haben', obschon ich nicht in die Lage gekommen war, mich zu äußern.« In den frankfurter Briefen an Gerlach finden wir den Seufzer: von einem »Wechsel der Umgebung des Prinzen von Preußen« (der in der rheinischen Luft, nach dem Vorurtheil entsetzter Patrioten, zum liberalen Russenfeind und Freimaurerfreund geworden sein sollte) sei nichts Dauerndes zu hoffen, weil »die wirklichen Influenzen unabsetzbar sind«. Und, nach dem frostigen Emp-

fang in Stolzenfels, die Sätze: »Einen etwas bitteren Nachgeschmack hat mir das erste Debut meiner armen Frau am Hof hinterlassen. Seine Majestät ignorirten sie vollständig, auch als wir en très-petit comité einige Stunden lang auf dem Dampfschiff zusammen waren; die Königin war leidend und hatte daher nicht viel für sie übrig; und die Prinzessin von Preußen behandelte sie mit gesuchter Zurücksetzung, während alle übrigen Gesandtenfrauen sich des Sonnenscheins der Gnade der Herrschaften in hohem Maße erfreuten. Wenn auch der Prinz von Preußen mit großer Liebenswürdigkeit sich der merklichen Verlassenheit meiner Frau annahm, so kam doch ihr unverdorbener hinterpommerscher Royalismus etwas thränenschwer aus dieser Probe zurück.« Noch 1860 stimmt Augusta den König für Schleinitz (»ihr Geschöpf, einen von ihr abhängigen Höfling ohne eigene politische Ueberzeugung«) und gegen Bismarck. Den sie im nächsten Jahr dann, während der Krönungfeste in Königsberg, mit so auffälliger Huld auszeichnet, daß es ihrem Mann, der nicht wieder »in eine reaktionäre Beleuchtung« gerathen möchte, zu viel wird. Am achten Oktober 1862 wird Bismarck, der schon vierzehn Tage lang den Fürsten von Hohenzollern vertreten hat, zum Ministerpräsidenten ernannt. Sitzt er nun fest in Augustens Gunst? Der Streit um die Elbherzogthümer lehrts ihn erkennen. Mit eifernder Heftigkeit kehrt die Königin sich gegen ihn; malt dem König die Schrecken der Kriegsgefahr und stöhnt, da sie ihn nicht aus dem Entschluß locken kann, wie über persönliche Kränkung. Sie wäre, wenn Bismarck auf Vincke gehört hätte,

nicht Königin geworden; nicht Königin geblieben, wenn Bismarck nicht am zweiundzwanzigsten September 1862 das Abdankungprojekt aus Wilhelms Hirn gerodet hätte. Scheint ihn dennoch zu hassen; wie Kriemhild den Tronjer, der ihr des Lebens Maienhoffnung gemordet hat. Im September 1869 schreibt Oberhofmarschall Graf Pückler an den Ministerpräsidenten: »Daß Eure Excellenz auch die Königin bezaubert, freut mich sehr; und würden einige nichtssagende Aufmerksamkeiten hinreichen, dies gute Vernehmen zu erhalten.« Zwei siegreiche Kriege, die der Dynastie Macht und Liebe geworben haben: und noch immer sind zur Sicherung guten Einvernehmens »nichtssagende Aufmerksamkeiten« nöthig. Bismarck taugt nicht zum Werkzeug fremden Wollens; weigert sich, Ansichten der hohen Frau als seine eigenen vor dem König zu vertreten; läßt sich auch im Drang nicht die Ueberzeugung ablisten. Bezaubert? Sicher nicht lange. In jeder Schicksalsstunde ist auch fortan Wilhelms Frau gegen ihn; und immer drum auf der falschen Seite. Das ward ihr Verhängniß.

Ihre eindringlichen Warnungen vor den Kriegen gegen Dänemark und Oesterreich waren als grundlos erwiesen. Das hatte ihr in Wilhelms Schätzung nicht geschadet noch sie selbst zu nüchterner Kritik der eigenen Urtheilskraft gestimmt. Im Sommer 1870 fing sie das Flötenspiel wieder an. Hielt, als die spanische Bombe schon geplatzt war, Benedetti Tage lang in Koblenz unter dem Strahl ihrer Gnadensonne und beredete mit diesem seltsamen Gast alle Möglichkeiten ehrbarer Verständigung. Der König (der ihr seit dem siebenten Juli über die pariser

Vorgänge und über seine ersten Gespräche mit Benedetti berichtet hat) soll nachgeben; nicht mit dreiundsiebenzig Jahren noch einmal ins Feld ziehen und alles Errungene aufs blutige Spiel setzen. An dem Tag, da der Bundeskanzler den Freunden erklärt, seine Stellung sei schon dadurch unhaltbar geworden, »daß der König den Französischen Botschafter unter dem Druck von Drohungen während seiner Badekur vier Tage hinter einander in Audienz empfangen und seine monarchische Person der unverschämten Bearbeitung durch diesen fremden Agenten ohne geschäftlichen Beistand exponirt hatte«, schickt Augusta aus Koblenz ein exposé, das dem König sanftmüthige Nachgiebigkeit empfiehlt. Als die Pariser schon die von Bismarck redigirte Emser Depesche lesen, schreibt Wilhelm an die aufgeregte Frau: »Vielleicht läßt sich noch eine Vermittlung auffinden; aber nur eine, die nicht meine persönliche und die Ehre der Nation tangirt.« Als er die Kur abbricht und sich zur Fahrt nach Berlin bereitet, umgellt ihn die letzte Warnung der Geängsteten: nach Jena führe ihn, nach Tilsit sie Beide der Weg, wenn er nicht jetzt noch den Krieg vermeide. Den Krieg, dem, als einer nationalen Nothwendigkeit, in Nord und Süd die Deutschen entgegenjauchzen und dessen Möglichkeit den sonst so gelassenen Moltke zu dem Ausruf hinreißt: »Wenn ich Das noch erlebe, in solchem Krieg unsere Heere zu führen, mag gleich nachher die alte Carcasse der Teufel holen!« Augusta grollt. Fürchtet ein neues Jena. Das Herz der Königin ist nicht bei der deutschen Sache.

Aus der Erinnerung an diese Tage hat Bismarck ihr »Mangel

an Nationalgefühl« vorgeworfen. »In ihr lebte ein Bedürfniß des Widerspruches gegen die jedesmalige Haltung der Regirung ihres Schwagers und später ihres Gemahls. In den Perioden, wo unsere auswärtige Politik mit Oesterreich Hand in Hand gehen konnte, war die Stimmung gegen Oesterreich unfreundlich und fremd; bedingte unsere Politik den Widerstreit gegen Oesterreich, so fanden dessen Interessen Vertretung durch die Königin, und zwar bis in die Anfänge des Krieges von 1866 hinein. Während an der böhmischen Grenze schon gefochten wurde, fanden in Berlin unter dem Patronat Ihrer Majestät durch das Organ von Schleinitz noch Beziehungen und Unterhandlungen bedenklicher Natur Statt . . . Der Kaiser hatte während der Belagerung von Paris, wie häufig vorher und nachher, unter dem Kampf zwischen seinem Verstand und seinem königlichen Pflichtgefühl einerseits und dem Bedürfniß nach häuslichem Frieden und weiblicher Zustimmung zur Politik andrerseits zu leiden. Die ritterlichen Empfindungen, die ihn gegenüber seiner Gemahlin, und die mystischen, die ihn der gekrönten Königin gegenüber bewegten, seine Empfindlichkeit für Störungen seiner Hausordnung und seiner täglichen Gewohnheiten haben mir Hindernisse bereitet, die zuweilen schwerer zu überwinden waren als die von fremden Mächten oder feindlichen Parteien verursachten.« Das sind harte Worte; und der grimmige Humor des Vereinsamten fand im Sachsenwaldhaus noch härtere. »Wenn ich ins Schloß trat, merkte ich bald, ob die Kaiserin anwesend oder verreist sei. War sie fort, dann athmete Alles leichter und die Diener (sie bevorzugte die

dunkelhaarigen, fremdländisch aussehenden) schienen weniger genirt. Aber auch von Weitem ließ sie sich die Beunruhigung des alten Herrn angelegen sein. Und wo mir was Bitteres eingerührt wurde, hatte sie sicher die Hand am Löffel. Um mich zu ärgern, befahl sie eines schönen Tages, den Ministerfrauen an der Hoftafel künftig schlechtere Plätze zu geben. Als Einer, der meiner ungehorsamen Gemüthsart Widerstand gegen diese Neuerung zutrauen mochte, mich vorsichtig sondirte, bekam er die Antwort: Meine Frau darf nicht schlechter placirt werden als ich; mir aber können sie jeden Platz anweisen, der Ihrer Majestät beliebt: wo ich sitze, ist immer ‚oben'. Seitdem hat sie den Versuch persönlicher Kränkung aufgegeben. Leider nicht die Einmischung in die Geschäfte, deren Zusammenhang und Bedeutung der ‚Feuerkopf' (so nannte sie der Kaiser) doch nie begreifen lernte.« Die Beiden konnten einander nicht finden. Vierzig Jahre währte die Fehde. Und der Mann war der Frau nicht gerechter als die Kaiserin dem Minister.

Wir wissen wenig von ihr. Hörten, daß sie mit allerlei Talenten, musikalischem und literarischem, ans Licht dränge; sahen, daß sie das Welken ihrer Reize mit jedem erreichbaren Kunstmittel zu verbergen trachtete; und ließen uns, als sie tot war, von ihrem größten Feind ihres Wirkens Geschichte erzählen. Allen Gegnern deutscher Macht, deutscher Einheit still verbündet. Das Haupt heimlicher Nebenregirung. Des Kaisers Quälgeist. Ohne Nationalgefühl... War sie so schlimm? Sie kommt aus Weimar ins arme Preußen Friedrich Wilhelms des Dritten. Ist als Pauls launisches Enkelkind, als Goethes

andächtig horchende Schülerin aufgewachsen. Wird einem Mann angetraut, in dessen Herz ein anderes Bild lebt und dessen bequeme Lust suchenden Sinnen sie viel, bis ins späte Alter, zu verzeihen hat. Daß sie ihm als Ehegefährtin so viel zu verzeihen hatte: klärt diese Tatsache nicht das dem ersten Blick so wunderliche Verhältniß der Gatten? Lehrt sie Den, der ihr nachdenkt, nicht verstehen, warum der sonst so schlicht männliche, soldatisch tapfere Wilhelm vor diesem Auge schüchtern, manchmal fast furchtsam ward und, weil er den Begriff der Treue anders empfand als die Frau, ihr, in Gewissensnoth, auch im Politischen öfter nachgab, als dem Staat frommen konnte? Sie muß neben einem Mann leben, der vom Wirbel bis zur Zehe Soldat ist, ohne tiefere Geisteskultur und ein Fremdling im Reich des humanistischen Ideals, das ihrer jungen Seele eingepflanzt ist. Hof und Adel ganz anders als an der Ilm; auch das Volk von gröberem Schlag. »Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus.« Schiller, denkt die Prinzessin, sprach Wahrheit. Doch die Hoffnung, auf diesem starren Boden ein augustisches Alter erblühen zu sehen, muß sie früh schon bestatten. Zufrieden sein, wenn ihr gelingt, den Mann der Volkswuth zu entziehen und des Sohnes Anspruch zu wahren. Ists Todsünde, daß sie nach den Wonnen der Herrschgewalt langt? Daß sie den Mann hassen lernt, dessen Hünenleib ihr den Weg auf die Höhe sperrt? Der räth in jeder Fährniß zu blutigem Kampf: gegen die Revolution und gegen draußen lauernde Tücke. Der hat freilich

keine Krone zu verlieren und kann im Toben den Muth kühlen. Augusta hat Bismarcks Genius wohl nie ganz erkannt; seinen Machtzuwuchs stets aus eifersüchtigem Auge gesehen. Weil sie sich nicht entschließen konnte, ihn grenzenlos zu lieben, und in gelassenem Gleichmuth neben Diesem Keiner zu wandeln vermochte. »Geworden ist ihm eine Herrscherseele und ist gestellt auf einen Herrscherplatz. Wohl uns, daß es so ist!« So empfand der nüchterne Wilhelm. Nie Wilhelms Frau. Die wollte im Diener keine Herrscherseele, auch im höchsten nicht, und hing an dem Glauben, daß Glück und Glanz auch in friedlicher Arbeit zu sichern sei. Der rechte Preuße lächelte spöttisch, wenn er solche Botschaft hörte; nur unter Mißvergnügten und Ausländern warb sie der Königin eine Gemeinde. Der Königin, die, lieblos, machtlos, in ihrem Hermelin fror. Alles hatte ihr Einer genommen. Den ersten Platz im Rath des Königs und im Gefühl der dankbaren Nation. Weder ihr noch dem Sohne nur den engsten Bereich gelassen, auf dem ernsthafte Arbeit möglich, der Trieb zur That dem Lande nutzbar zu machen war. Und just dieser Eine prägt ihr Bild ins deutsche Gedächtniß. Wie ers will, sieht Deutschland Augusten. Ists für hilflos irrendes Weibthum nicht Strafe genug?

Augusta gehört dem Reichsmythos. Blickt aus frommem Auge auf die prangende Spinnerin, deren furchtsame Klugheit den Walvater der Heldenzeit, weil er unter seinem Himmel ein Mann mit Mannessinnen blieb, zu schrecken vermochte!

KING EDWARD.

Im Januar 1842 fuhr Friedrich Wilhelm der Vierte nach England. Er hatte, neunzehn Monate vorher, nicht nur der Königin Victoria, sondern auch dem Prince Consort of Her Most Gracious Majesty in einem mit eigener Hand geschriebenen Brief angezeigt, daß er den Hohenzollernthron bestiegen habe, durch diese Artigkeit, der bald andere Zeichen höflicher Devotion folgten, das Herz der jungen Herrscherin gewonnen und, unter dem Einfluß Bunsens und Heinrichs von Bülow, in der kurzen Zeit seiner Regirung sich immer als Bewunderer britischen Wesens bewährt. Warben die größten Kontinentalmächte nicht, Rußland und Frankreich, um Englands Gunst? Mit dem umbuhlten Inselvolk mußte Preußen, mußte der Deutsche Bund, in dem Friedrich Wilhelm und seine Leute eine Macht ersten Ranges sahen, sich auf guten Fuß stellen. Das schien, nach Bülows Denkschrift über die innere Lage Großbritaniens, auch gar nicht schwer. Robert Peel, der neue Premier, war schon wegen seiner Frommheit der Mann des Preußenkönigs und als Politiker gewiß kein Feind der Deutschen. Auch Palmerston wars, wenn man Bülow hörte, niemals gewesen; und Lord Aberdeen, sein Nachfolger, war als

Anhänger Metternichs dem berliner Hof besonders willkommen. Diese Stimmung des Hohenzollern verhieß den Briten ansehnlichen Konjukturgewinn. Der Koburger Stockmar, der in der Schule des Landsmannes Leopold erwachsen war und nun an der Themse das Wetter machte, wußte, an welcher Stelle der schwärmende König zu packen war: auf seinen Rath wurde Friedrich Wilhelm als Pathe zur Taufe des Prinzen Albert Eduard geladen. Zwar warnte Metternich vor einer gefährlichen Erregung protestantischer Parteileidenschaft und auch der Zar Nikolai rieth von der Reise ab, die zu einer Begegnung mit dem belgischen Blusenkönig oder einem der Prinzen von Frankreich führen könne. Doch Friedrich Wilhelm ließ sich nicht halten. Er fühlte sich durch die Gevatterschaft hoch geehrt und war von der Unfehlbarkeit seiner Charmeurkunst so innig überzeugt, daß er Fährnissen nicht auswich, sondern sie suchte. Mit den Orleans kam er nicht in Berührung. Leopold von Belgien aber sah er schon auf der Hinfahrt in Ostende und besuchte ihn, der den sich legitim dünkelnden Monarchen noch als Usurpator und Kronräuber galt, dann in Laeken, pour le travailler. Seiner Beredsamkeit konnte kein Sterblicher widerstehen; und wenn er den Koburger ein paar Stunden bearbeitet hatte, war zwischen Belgien und den Niederlanden gewiß Alles in schönster Ordnung und der belgisch-luxemburgische Grenzverkehr im Sinn des Zollvereins geregelt. In London gings natürlich hoch her. Victoria trug bei den Tauffesten ein Armband mit dem Bilde des Preußenkönigs und ließ sich die Freude nicht nehmen,

den Pathen ihres Söhnchens selbst mit dem Hosenbandorden zu schmücken. In schwülstigen Trinksprüchen wurde die unverjährbare Freundschaft der beiden Vormächte des Protestantismus gefeiert. Bei der Eröffnung des Parlaments saß Friedrich Wilhelm, nur er, als dem Königshaus nah Verwandter, zwischen der Königin und den Lords. In der Pauluskathedrale bewunderte er die Andacht anglikanischen Gottesdienstes, im Theater die sorgsame Inszenirung shakespearischer Lustspiele, in Newgate die kluge Humanität der Gefängnißeinrichtung. Er war von Allem, was er sah und hörte, entzückt; hinterließ aber, trotzdem er die Institutionen des Inselreiches mit überschwingendem Pathos lobte, keinen tiefen Eindruck. Im Oberhaus sprach Lord Brougham die Hoffnung aus, der Preuße werde seinem Volk endlich gewähren, was schon sein Vater verheißen habe, und zeigen, daß er aus dem Anblick englischer Freiheit zu lernen wisse. Manche Zeitung (die londoner Presse war 1842 noch nicht so straff disziplinirt, wie sie heute ist) schalt ihn einen Spion, Heuchler und Narren. Die Politiker ließen sich von dem Glanze seiner Rhetorik nicht blenden; die freundlichsten Beurtheiler sahen in ihm, wie später Treitschke, nur »den größten all jener geistreichen Dilettanten, an denen die vielgestaltige moderne Kultur so reich ist; auf keinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu umfassen strebte, zeigt er sich wahrhaft mächtig, wahrhaft schöpferisch, am Wenigsten in seinem politischen Beruf.« Die Reise blieb ohne Ertrag. Die phantastischen Pläne des Gastes wurden höflich, aber kühl ange-

hört und Stockmar selbst, der an zwei Höfen doch die Kunst der Verstellung gelernt hatte, konnte den Schreck kaum verbergen, als der König ihm eines Tages erklärte, Belgien (der auf Preußens Antrag 1830 als neutral anerkannte Staat) müsse in den Deutschen Bund eintreten. Friedrich Wilhelm merkte aber stets nur, was seinem Selbstgefühl schmeicheln konnte, und blieb fest überzeugt, die Reise nach England habe der protestantischen und der deutschen Sache wesentlichen Nutzen gebracht. Nicht einen Augenblick dachte er daran, mit den Ergebnissen britischer Erbweisheit sein Volk zu beglücken. Doch Victoria und Albert sollten erfahren, wie stark die Stimmung der londoner Tage in seinem Herzen nachklang. Cornelius mußte für das Pathenkind einen Schild zeichnen, der dann in Silber ausgeführt wurde. In der Mitte ein Christuskopf, darunter die Darstellung der evangelischen Sakramente, am Rande der christliche König, der, in Muschelmantel und Pilgerhut, in einem vom gefesselten Höllengeist des Dampfes vorwärtsgetriebenen, von einem Engel gelenkten Schiff übers Meer fährt und an der Angelnküste von Sankt Georg, Wellington und dem Prinz-Gemahl erwartet wird; auch die Portraits Alexanders von Humboldt (mit einem Oelzweig in der Hand), Natzmers und Stolbergs waren, dicht neben Jesu Einzug in Jerusalem, auf dem Schildrand zu sehen. Die britischen Höflinge lächelten leis, die radikalen Whigs lachten laut über dieses wunderliche Symbol. Den unsteten Sinn des Königs aber plagte kein Zweifel. Wieder (darauf schwor er) war seinen staatsmännischen und psychologischen Talenten ein wichtiger Sieg gelungen.

Der irrlichtelirende König, der Konsequenz die elendeste aller Tugenden zu nennen pflegte, ist auch den Briten nicht lange treu geblieben; in der Zeit des Krimkrieges ärgerte er sie, die ihn freilich schlecht genug behandelt hatten, durch seine deutlich wahrnehmbare Hoffnung auf Rußlands Sieg. Noch vierzehn Jahre nach der Taufreise aber, als endlich, allzu spät, die Psychose des redseligen Monarchen erkannt worden war (der als junger Regent oft schon, mit blitzendem Auge, gerufen hatte: »Ich muß reden, es läßt mir keine Ruhe!«), noch 1856 übermannte in Frankfurt Herrn Otto von Bismarck die Wuth, wenn er von der Anglomanie des preußischen Hofes sprach. Sein Urteil über England war, wie fast immer über Dinge, die sein Genieblick nicht nah und lange gesehen hatte, von beinahe bonapartischer Ungerechtigkeit. D'Israeli schien ihm damals nur ein jüdischer Dialektiker vom Range Stahls, die gerühmte Erbweisheit der Briten seit der Reformbill von 1832, die das Wahlrecht erweitert hatte, für immer verloren; er merkte nicht, daß nur die Fassade ein Bischen verändert, das oligarchische Wesen auch unter Victoria aber erhalten war, und meinte, der Bulle sei zwar noch stark, »wisse aber, seit ihm der Nasenring der Oligarchie abgenommen ist, nicht mehr, wo er hinstößt.« Als Minister hat er die Unklugheit dieses Vorurtheils dann bereuen gelernt. Richtig war und blieb aber, was er an Gerlach schrieb, der ihn gefragt hatte, wie er über die »englische Heirath« des Prinzen Friedrich Wilhelm denke, die in Rußland arg verstimme: »Die Heirath mag ganz gut sein; das Englische darin gefällt mir nicht. Ich

wünschte jedenfalls, daß unsere Bewerbung zur Heirath etwas später erfolgte, nachdem England Gelegenheit gehabt hätte, die vielen Roheiten, die es in Presse, Parlament und namentlich in der Diplomatie gegen uns verübt hat, wieder in Vergessenheit zu bringen. Ein Privatmann würde nicht die Stirn haben, in einem Haus, wo er so unwürdig behandelt worden ist, ohne Weiteres um die Tochter anzuhalten.« Diese Stimmung war in den Köpfen der besten Preußen entstanden, während Friedrich Wilhelm mit dem schüchternen Eifer eines armen, oft gedemüthigten Verwandten um Britanias Gunst warb.

Der Christenschild, dessen Skizze Peter Cornelius mitten in der Riesenarbeit an seinen Kartons entwerfen mußte, hing in dem Zimmer des Knäbleins, dem sechzig Jahre danach in Westminster die Krone des Königs und Kaisers aufs Haupt gesetzt ward. Fromm hat der Anblick den kleinen Albert Eduard nicht gemacht. Die Koburger ließen den lieben Gott immer einen guten Mann sein. Und der Fürst von Wales war ein echter Koburger. Sein Vater war Leopolds Neffe, seine welfische Mutter die Tochter der Luise von Koburg, die dem Fürsten von Leiningen vermählt war. Dem schönen Prince Consort, der eher ein Lehrer als ein Vater gewesen zu sein scheint, mißlang der Versuch, mit seines Wesens Stempel den Sohn zu prägen. Gar zu langweilig korrekt; zu wenig im Stil altenglischer Lustigkeit. Pünktlich wurden im Elternhaus ehrbare Küsse getauscht, pünktlich die Staatsgeschäfte erledigt und pünktlich, wie eine Bill nach Westminster, kam der Klapper-

storch in den Buckingham-Palast. Zu so kleinbürgerlich wohlanständiger Lebensart (Cleopold und seine Töchter bewiesen, daß sie nicht zum koburgischen Erbe gehört) hatte Vickys Aeltester keinen Blutstropfen in sich. Der wollte die süßen Wonnen eines Kronprinzendaseins ausschlürfen, als arbiter elegantiarum im Weltreich der Mode anerkannt sein und alle Lust bunter Abenteuerlichkeit genießen, die seit Heinzens tollen Tagen einem Britendauphin ziemt. Sankt Georg, Sankt Wellington und Sankt Albert konnten ihn nicht verleiten, Trübsal zu blasen. Lehrzeit für den Herrscherberuf? Unsinn! Der constitutional cant herrscht: und den Schattenkönig lernt selbst der Unbegabte schnell spielen. Amusiren wollte er sich; liebte Roulette und Karten, herben Sekt und pfiffige Mädchen noch immer mit aller Zärtlichkeit, als er Sir John mehr schon als dem Prinzen von Eastcheap ähnelte; als seine Augen schon, die Fischaugen der Mutter, Glaskugeln gleich, in geräumigen Schädelhöhlen lagen und der nervus facialis unter Fettpolstern zu schlummern schien. Wir hörten ihn leben. Hörten von seinen galanten Händeln, seinen Kartentischgeschichten, seinem Verkehr mit fleckigen Spekulanten, die, so mußte man glauben, nur auf goldener Leiter zu solcher Höhe geklettert sein konnten. Der Türkenhirsch, der vom pariser Jockeyklub abgelehnt worden war (und, um sich für die schwarzen Kugeln zu rächen, das Klubhaus gekauft und die Jockeys obdachlos gemacht hatte), war so oft sein Gast, daß Labouchere schreiben konnte, in Marlborough House gebe es kein Diner ohne Parfait au Hirsch. Jahrzehnte währte

dieses geräuschvolle Leben, dessen Echo bis in den Gerichtssaal hineinhallte. Meist war Paris oder Monte Carlo der Schauplatz. Da war le Prince de Galles, den jedes Kind kannte, jedes Jüngferchen wie einen Oger anschmachtete, in seinem Element; da bestimmte er die Mode, lancirte Weiber und Pferde, schien zum Entzücken verrucht und kroch, wenn ihn die Lust juckte, in die schmierigsten Spelunken. Nicht fromm und säuberlich; doch wenigstens kein Heuchler. Und ists etwa leicht, so lange Kronprinz zu sein? Im Haus Victorias, die den Sohn von allen Staatsgeschäften absperrt, thatlos des vielleicht noch fernen Tages zu harren, der zu schöpferischer Arbeit ruft? Allmählich wurde auch dieser Modemonarch, dessen Vitalität allen Stürmen getrotzt hatte, müde; so träg und morsch, daß er die Mühe scheute, den an Europens feinsten Krippen gehätschelten Leib aus der Fetthülle zu schälen. Wozu sich noch anstrengen? Mama überlebt uns Alle. Rien ne va plus. Wenn die Polster weggeschafft sind, erwacht auf dem Grab des Vermögens am Ende gar die Begierde. Die Schürzenjagd hatte seinem Ruf nie ernstlich geschadet; das Geldbedürfniß des knapp gehaltenen Thronerben brachte ihn spät noch, als der Mutter die letzte Sonne schien, in schlimmes Licht. Wo er sich sehen ließ, schrien heisere Wuthstimmen ihm nach, er habe in Goldshares spekulirt, mit Rhodes, Milner, Beit das Vaalwasser getrübt, an der Vorbereitung des Jameson Raid mitgewirkt und durch seinen Eingriff die Untersuchung der Mächlereien zur Posse erniedert. Wahr oder falsch: bequem war es nicht, unter der Last solcher Anschuldigung auf den

Thron des Reiches zu steigen, das einen zähen Bauernstamm nicht niederzuzwingen vermochte. Den dicken Herrn schreckte das Geraun nicht; ärgerten mehr die Spötter, die tuschelten, er sei made in Germany. Das konnte gefährlich werden. Flink also fort mit dem Vatersnamen, der an den kleinen deutschen Prinzen erinnert. Eduard: bei diesem Namen denkt der Brite des Königs aus der Baronetkriegszeit, der die Verwaltung organisirte, die Magna Charta bestätigte und das Fürstenthum Wales dem Angelngesetz unterwarf. Als Eduard der Siebente wurde der Baccaratprinz am Altar gesalbt. Und die Appendizitis warb ihm in mitleidigen Herzen neue Liebe.

Ueber seiner Wiege hing der Glaubensbekennerschild des berliner Gevatters. In den Krönungstuhl, auf dem König Edward des Priesters wartete, ward der Stein eingefügt, an den Jacob die Stirn lehnte, als er die gen Himmel führende Leiter sah. Ein frommes Gemüth mag wähnen, auf dem von solchen Reliquien umhegten Leben ruhe segnend die Hand des Herrn. Nüchterne Rationalisten werden sagen, der Umgang mit Geschäftsleuten habe den Kronprinzen die Kunst gelehrt, gute Geschäfte zu machen. Einerlei. Hans Lüderlich ist ein tüchtiger König geworden. Im ersten Jahr seiner Regirung schien er nur im ehrwürdigen Plunderprunk mittelalterlichen Hofceremonials zu leben; saß in seinem Palast, studirte Kostümwerke und suchte in alten Hofchroniken die Möglichkeit neuen Mummenschanzes. Das zweite Jahr brachte die Unterjochung der Burenrepubliken: den werthvollsten Erfolg, der dem verwöhnten Britenreich seit der Eroberung Indiens beschieden

war. Und dann sorgte Eduard für sein Land wie ein Großkaufmann für seine Firma; erstrebte und erlangte Verbindungen, die Lohn verheißen, nützte die Schwächen oder Thorheiten der Konkurrenten aus und löste Engagements, von denen nichts mehr zu hoffen war. Manche Briten fanden, er regire zu viel, treibe eine persönliche Politik, die hart an Absolutismus grenze, und brauche einen Junius, der ihm sagt, daß die Verfassung Englands König nur schützt, wenn er ihren Geist nicht ververletzt. Jeder Koburger stand einmal vor dieser Gefahr. Daß Eduards Wulstfinger behutsam die Drähte lenkten, war früh schon zu spüren. Doch hat nicht auch die alte Queen still ihre Fäden über Europa hin gesponnen und, mochte Beaconsfield, Gladstone oder Salisbury ihr als Minister vorgesetzt sein, mehr Politik gemacht, als auf dem Festlande die Harmlosen ahnten? England ließ sichs gefallen, weil es Vortheil davon hatte, und wird sichs, trotz der Legende, Magna Charta sei in Großbritanien mächtiger als der mächtigste Mann, auch ferner gefallen lassen, so lange der Reichsprofit dadurch nicht geschmälert wird. Unter Eduard war die Bilanz so gut wie je in den fettsten Jahren des Insulargeschäftes. Egypten und Südafrika gesichtert. Italien am Bugsirtau. Ein günstiger Vertrag mit Portugal abgeschlossen. In Asien der erwachsenden Großmacht verbündet. Der Streit um Neufundland geschlichtet. Die zuverlässige, zu Opfern bereite Treue der Kolonien im Burenkrieg bewährt. Rußland ohne britischen Schwertstreich auf ein Menschenalter hinaus geschwächt. Für Indien nichts zu fürchten. Deutschland in Europa isolirt (der Dreibundspuk

ängstet nur Kinder), in Afrika, dicht neben englischen Niederlassungen, die in ungestörtem Frieden gedeihen, Jahre lang zu schwerem Kampf gezwungen, in Ostasien wegen des Kreuzzuges und des Pachtvertrages von Mißtrauen umlauert. Und das für den Augenblick Wichtigste: die entente cordiale mit Frankreich, die, sobald den Briten solche Erweiterung nützlich schien, zur Verständigung mit Rußland führen konnte. Wie lange ists her, seit auf den Boulevards die Menge den alten Krüger umjauchzte, in allen beuglants von Montmatre die greise Liqueurkönigin und der arme Tommy gelästert wurden? Im Jahr 1905 verbrüderten in Portsmouth französische sich englischen Seeleuten und in der City las, zwischen Guirlanden und Trikoloren, der Wanderer die Huldigung: Gloire à la France! So, nach dem feinsten Industriesystem, macht man Geschäfte. Still, nach sorgsamer Disposition, mit kluger Ausnützung fremder Fehler, ohne ungeduldige Hast, ohne säumig die Konjunktur zu verpassen; so steigert man den Werth einer Firma und weckt in Konkurrenten dadurch den Wunsch nach einem Pool, einer Interessengemeinschaft, einem Bündniß. Eduard hat ziemlich wüst gelebt, aber in Paris, New York, London und Monte Manches kennen gelernt, was korrektere Prinzen nie sahen. Vergebens, sagt Goethe, »bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen: und ein Bild seines Charakters wird uns entgegentreten.« Seine Thaten zeugen für Eduard. Trotzdem er aus Budapest abreiste, ohne den Spielpartnern die hohe Guldenschuld zu bezahlen, trotz-

dem er vorher und nachher mancher Nana sachkundig beim Tricotwechsel half und noch in den neunziger Jahren nur ein vieux marcheur schien, hat er, da die Stunde zum Handeln gekommen war, sich als gescheiten Kaufmann entpuppt.

Mit Deutschland wollte er sicher in Frieden leben. Sohn eines Sachsenprinzen, Pathenkind eines Königs, Schwager eines Kronprinzen von Preußen, der einst die Krone der Deutschen Kaiser tragen sollte: warum also Zwist? Die Deutschen sind nette Leute. Der berliner Hochadel nimmts nicht einmal übel, wenn die Kronprinzessin auf Hofbällen für den Bruder fällige Spielschulden einkassirt. Besonders liebenswürdig und ehrerbietig ist der Neffe Wilhelm. Ganz entzückt, wenn er in Cowes nicht distanzirt wird, den Admiralsrock bekommt oder im Piraeus unter der Flagge des Geschwaderchefs ein Stündchen der Britenflotte voranfahren darf. Zwar hat sein verheißender Zuruf die Buren in das Wagniß des Krieges getrieben; doch er hat den Fehler bald bitter bereut, Krügers Besuch abgelehnt und alles Erdenkliche gethan, um England zu versöhnen. Ein Bischen hitzig ist er ja noch; von rastloser Betriebsamkeit; möchte zeigen, daß er in allen Gebieten menschlichen Wollens heimisch ist, auf jedem Sattel zu reiten, die Widerspenstigen schnell zu bezaubern versteht. Junges Koburgerblut. Mit der Zeit wird auch er wohl ruhiger. Und schließlich braucht man die Deutschen: wirds einmal ernst, dann decken sie Englands wehrlose Flanke. Das war die Absicht. Wie kam es nun, daß schon in Eduards viertem Regirungjahr den Marineämtern in Berlin und London be-

fohlen ward, für einen nahen Krieg zwischen Deutschland und Großbritanien die Seestreitkräfte zu rüsten?

Die Hoffnung, mit Schiffsgeschützen einen lästigen Konkurrenten aus dem Weg zu räumen, hätte den Kaufmannsgeist Eduards gewiß nicht leicht umgarnt. Trotzdem die Gelegenheit so günstig war, wie zwei Jahre vorher noch kein Brite sie zu träumen wagte. Rußland ohne Flotte, ohne jede Möglichkeit, dem Deutschen Reich gegen England wirksam zu helfen, ohne die innere Kraft, die zu einem Angriff auf die von Kitcheners Kriegstechnikergenie geschirmte indische Grenze nöthig wäre. Frankreich, die zur See zweitstärkste Macht, dem Inselvolk befreundet, für den Fall eines britisch-deutschen Krieges sicher sogar verbündet. An Zahl und Qualität der Gefechtseinheiten war Englands Flotte unserer damals noch so überlegen, daß wir den Kampf nicht wagen konnten, auch wenn wir unsere Kolonien besser geschützt wußten. Ein für Industrie, Technik und Handel ungewöhnlich begabtes, fleißiges, auf reichem Boden lebendes und billig arbeitendes Volk von dreiundsechzig Millionen Menschen ist auf die Länge aber nicht dadurch unschädlich zu machen, daß man ihm seine Schiffe zusammenschießt oder in die Luft fliegen läßt. Das sieht jeder Großkaufmann ein; und keiner würde sein Geld in ein so kurzsichtiges Geschäft stecken. Konkurrenz ist zu ertragen; unerträglich nur stete Geschäftsstörung. Und Eduard fand, daß Deutschland ihm seine Geschäfte störe. Deutschland? Eigentlich thats der Deutsche Kaiser. Die der selben Familie Angehörigen kritisiren einander selten mit dem Gleichmuth

des kühlen Richters. Der Onkel ärgerte sich über den Neffen, der Sohn über den Enkel des Koburgers: und die Worte, die hin und her flogen, klangen Dem, der sie auffing, nicht gerade mild. Was will denn our William? Welche Pläne birgt er in seiner Seele? Daß wir uns zu günstigen Bedingungen mit den Franzosen verständigt haben, kann er, ders auch längst thun möchte, uns doch nicht verargen. Seitdem aber, seit die entente cordiale ans Licht kam, ist er schlecht auf uns zu sprechen; und wir hatten an Guirlanden und Kränzen für ihn doch nicht gespart. New departure? Gehts jetzt wieder ostwärts? Wirbt der unzärtliche Verwandte im Dunkel der Mohammedanerwelt, in Washington, in den skandinavischen Königreichen wider uns Bundesgenossen? Soll Frankreich mit Waffengewalt niedergeworfen oder durch deutliche Drohung gezwungen werden, uns den Rücken zu kehren? Niemand weiß es; aus jedem Botschafterbureau kommt eine andere Version. Kein Tag ohne Ueberraschung. Gestern eine fast kriegerisch klingende Rede, heute ein unerwarteter Besuch, morgen vielleicht eine Friedensverkündung. Lui, toujours lui. Das fällt auf die Nerven. Noch fehlt all den dialektischen Spielen die Pointe, den Worten noch immer die That. Soll man sie aber in müßiger Ruhe erwarten? Wer nicht zu berechnen vermag, wie morgen der Markt aussehen, welche Waare angeboten und welche verlangt werden wird, kann kein ersprießliches Geschäft machen. Deutschland braucht fruchtbares Land und baut Schiffe, um es zu erobern; wahrscheinlich von uns, mit amerikanischer, französischer oder russischer Hilfe. Mit solchen Möglichkeiten kann man sich ab-

finden; nur dürfen nicht immer neue auftauchen, darf es nicht dahin kommen, daß die Furcht vor jähem Wetterwechsel jede bedächtige Vorsorge lähmt und der Staatsgeschäftsmann früh und spät vor Improvisationen zittern muß, die seinem Planen die Grundmauer der Thatsachen zerbröckeln. Wars nicht ein preußischer Offizier, der, vor fast hundert Jahren, gegen die Willkürherrschaft des Korsen sich mit dem Schlachtruf erhob, lieber als endloser Schrecken müsse dem Tapferen ein Ende mit Schrecken sein? So ungefähr hat Eduard gesprochen, geschrieben; und leider in allen Zonen das alten Erdteils Gehör gefunden. In allen als des Deutschen Reiches gefährlichster Feind gegolten. War ers? Oder hat nicht das Reich ihn, hat nur dessen Kaiser, der Onkel den Neffen geärgert?

Am elften März 1888 war, zwei Tage nach dem Tode seines Vaters, Kaiser Friedrich aus Italien heimgekehrt. Er hatte erklärt, daß er die Regirung nicht antreten werde, wenn die Wucherung in seinem Kehlkopf als Carcinom erwiesen sei. Aber die Krebsdiagnose der deutschen Aerzte Bergmann, Gerhardt, Tobold, Schrötter, Schmidt, Leuthold, Landgraf ruht im Archiv des Königlichen Hauses, Virchow hat das ihm zur Prüfung übergebene Gewebsstück nicht bösartig gefunden und der englische Arzt Sir Morell Mackenzie hat Heilung verheißen. Der Plan, den Leidenden von der Thronfolge auszuschließen, war dem Reichskanzler nie auch nur nah gekommen; und wäre, da nach dem Hausgesetz sogar der körperlich unheilbar Kranke regiren darf, selbst vom Mächtigsten

nicht durchzusetzen gewesen. Vor drei Jahren hat Kronprinz Friedrich sich in Potsdam mit dem Fürsten Bismarck verständigt; ihm zugesagt, daß er britische Ingerenz ins Staatsgeschäft nicht dulden und weder im Reich noch in Preußen sich ins Joch einer Parlamentsherrschaft beugen werde. Unter diesen Bedingungen, spricht Bismarck (der 1864 und 1870 unter den politischen Folgen manches nach London geschickten Familienbriefes gelitten hat), bin ich bereit, über die Lebenszeit meines alten Herrn hinaus im Dienst zu bleiben. Auf dem leipziger Bahnhof hat Friedrich den Fürsten, der dem krank Heimkehrenden mit den preußischen Ministern entgegengefahren war, umarmt und geküßt und in dem Handschreiben vom zwölften März ihn den treuen und muthvollen Rathgeber genannt, der die erfolgreiche Durchführung der königlichen und kaiserlichen Politik gesichert habe. Elf Tage danach kommts zum Konflikt. Die Kaiserin Victoria hat heimlich beschlossen, ihre zweite Tochter dem Prinzen Alexander von Battenberg zu vermählen, und, ohne den Kanzler zu benachrichtigen, den zweiten Ostertag für die Verlobung gewählt. Schon ist die Depesche geschrieben, die den Battenberger aus Darmstadt nach Berlin ruft. Generaladjutant von Winterfeldt, dem sie, am Sonnabend vor Ostern, zur Beförderung übergeben wird, hat Bedenken und legt sie, als einen politisch wichtigen Entschluß, dem Kanzler vor. Der hat diesen Heirathplan schon einmal vereitelt und versuchts nun zum zweiten Mal. Die Depesche wird nicht abgeschickt. Auf einem Zettel ersucht Friedrich den Kanzler, seine Einwände schriftlich zu formu-

liren. Das geschieht noch am selben Tag. Der Zar haßt den Prinzen Alexander. Wird der aus Bulgarien Verjagte der Schwiegersohn des Deutschen Kaisers, so rufen ihn morgen vielleicht die bulgarischen Russenfeinde zurück und das Deutsche Reich ist im klimatisch unsicheren Balkanlande dann an ein Personalinteresse gebunden, mit dem die bewußte Enthaltung von Orienthändeln nicht vereinbar wäre. Der über die Mauer einer feindlichen Festung geworfene Marschallsstab muß um jeden Preis zurückgeholt, die dem Feinde des Zaren vermählte Tochter des Deutschen Kaisers muß unter allen Umständen geschützt werden. So hohen Einsatz kann kein gewissenhafter Staatsmann wagen. Das sieht der Kaiser ein. Sir Edward Malet, Britaniens Botschafter, schreibt an die Königin, der Plan mache in Deutschland böses Blut und der Eindruck, daß die Queen ihn protegire, müsse den anglodeutschen Beziehungen schaden. Die klügste der drei Victorien kanzelt die Tochter zuerst in einem Brief tüchtig ab, kommt aus Florenz dann ins charlottenburger Stadtschloß und schließt sich dem Einspruch Bismarcks huldvoll an. Aus den Augen zweier Victorien fließen Thränen. Love's labour lost. Großherzog Friedrich von Baden vermittelt, weil er der Meinung der Schwägerin, Bismarcks Abgang wäre am Ende kein Unglück, unter einem sterbenden Kaiser noch nicht zuzustimmen vermag. Und als der Kanzler die alte Charmeurkunst aufbietet und den finanziellen Wünschen der Kaiserin ungeschmälerte Erfüllung verheißt, sind Beide, nach einem langen Gespräch, »von einander enchantirt«. Das sichtbare Zeichen

dieses Aprilfriedensschlusses ist Herberts Ernennung zum Staatsminister. Doch im Hirn der Frau bleibt das Gedächtnis an eine Demüthigung, die Friedrich sah, die auch den Spitzen des Hofstaates nicht zu verbergen ist. Und bald danach klagt sie über eine »Hetze« (gegen sie, ihre Mutter und Tochter, gegen ihr Vaterland), der Bismarck, trotzdem ers könnte, nicht wehre. Weils ihm in den Kram passe.

Am fünfzehnten Junimittag sinkt, unter heiß brennender Sonne, die Purpurstandarte, die zwei Monate lang über der Kuppel des potsdamer Schlosses Friedrichskron geweht hat, von der Schaftspitze herab. Der Kaiser ist tot. Und das Totenhaus wird umzingelt. Reiter sprengen heran; Schutzmannschaft zu Fuß und zu Pferd ist jäh aus dem Boden gewachsen; alle Portale und Nebeneingänge werden bewacht. Auf Allerhöchsten Befehl. Kein Blatt darf hinaus, kein Zettel. Noch unter der Mittagssonne muß der englische Arzt vor Kaiser und Kanzler Rede stehen. Mit der kalten Stimme des Unbewegten antwortet er. »Politik, nicht Arztes Kunst, zu treiben, ward ich berufen; den Patienten, bis er Kaiser war und nicht eine mager apanagirte Familie hinterließ, zu erhalten, versprach ich; und habs vollbracht.« Doch der Kaiser will die Diagnose der deutschen Aerzte als richtig erweisen und befiehlt darum die Sektion der Leiche; besteht darauf, trotz den Bitten der Mutter, die den Leib des Lebensgefährten nicht vom Leichenmesser zerfetzt wissen will. Und Mackenzie muß die Abreise beschleunigen. Victoria ist machtlos. Ist einer Hoffnung Witwe und rings von Mißtrauen umdräut. Dem Volksempfinden ist

die Frau, die sich stolz als Britin fühlte, stets, wie die Autrichienne den Parisern, die Fremde geblieben. Als sei ihr die Absicht, Nationalgut über die Grenze zu schmuggeln, zuzutrauen, wird sie aufgefordert, keinen Brief noch anderes Dokument aus der Hand zu geben. Dem Bruder, der zur Leichenfeier kommt, schüttet sie das übervolle Herz aus. Am zweiundzwanzigsten Juni notirt Chlodwig Hohenlohe als ihren Ausspruch: »Herbert Bismarck hatte die Frechheit gehabt, dem Prinzen von Wales zu sagen, daß ein Kaiser, der nicht diskutiren könne, eigentlich nicht regiren dürfe. Der Prinz habe gesagt, wenn er nicht Werth auf die guten Beziehungen zwischen England und Deutschland legte, würde er ihn zur Thür hinausgeworfen haben.« Albert Eduard selbst hält sich mehr zurück, ist aber auch »über die Grobheit der Familie Bismarck entsetzt«. Und das Ende vom leidigen Lied ist in Beider Mund immer: »Der junge Kaiser ist ganz in Bismarcks Händen.« Dieser Glaube weicht freilich bald. Victoria sieht die Trennung früh voraus. Und spricht, als der entlassene Kanzler von ihr Abschied nimmt, in so bitterem Ton über ihren Aeltesten, daß der »gute Hasser« ihre Worte (und einen Brief Friedrichs aus den neunzig Regirungtagen) Jahre lang als Beweise für die Richtigkeit seines eigenen Urtheils citirt. Zwischen dem Mann und der Frau scheint fortan Friede zu sein. Laut haben sie nie mehr mit einander gehadert.

Albert Eduard hat das potsdamer Erlebniß nicht vergessen. Oft genug war er vorher schon von den Berlinern geärgert worden. Immer als halber Pariser angesehen und, nur leise, ver-

steht sich, als der skrupellose Genußsucher verdächtigt, der den an der Seine gebietenden Freunden das Wichtigste aus den Familienbriefen zustecke. Dem kleinen Albert Eduard, Prinzen des Vereinigten Königreiches von Großbritanien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall, Fürsten von Wales und Earl of Chester, dessen Köpfchen bei der Taufe Wellington mit dem Reichsschwert schirmte, hat Friedrich Wilhelm von Preußen zwar als Pathengeschenk den silbernen Glaubensbekennerschild, Louis Philippe aber nicht lange danach ein Schießgewehr mitgebracht. Das hält freilich nur kurze Zeit. Doch zum dritten Geburtstag schickt der gute Onkel Bürgerkönig Ersatz aus festerem Holz. Der Schild hängt unbeachtet an der Wand. Täglich aber fragt der Kleine: »Where is my gun?« Der Erwachsende freut sich auch an dem Großkreuz des Andreas-Ordens, das Nikolai Pawlowitsch ihm gespendet hat; bleibt bis an die Greisenschwelle aber dem Franzmann dankbar, der seinen dicken Patschfingerchen die erste Waffe gab. Paris ward ihm die zweite Heimath. »Die Vorstellung, daß Paris, obwohl es befestigt und das stärkste Bollwerk des Gegners war, nicht wie jede andere Festung angegriffen werden dürfe, war aus England auf dem Umweg über Berlin in unser Lager gekommen, mit der Redensart von dem, ‚Mekka der Civilisation' und anderen in dem Cant der Oeffentlichen Meinung in England üblichen und wirksamen Wendungen der Humanitätgefühle, deren Bethätigung England von allen anderen Mächten erwartet, aber seinen eigenen Gegnern nicht immer zu Gut kommen läßt«: dieser Satz aus

Bismarcks postumem Buch zielt auf Vickys Bruder. Deutschland? In den Gedanken, daß es ein Deutsches Reich gebe, konnte ein 1841, in der Zeit preußischer Anglomanie, geborener Brite sich nicht leicht gewöhnen; noch schwerer in den Verzicht auf den Glauben, dieses Reiches edelster Ehrgeiz müsse sein, auf dem europäischen Festland Britaniens Degen zu werden. Unter Wilhelm und Bismarck wars nicht zu erreichen; auch noch nicht nöthig. Ist denn diese Großmacht schon ein Definitivum? Im Jahr 1887 sagt Prinz Berty zu Ernst von Koburg, so lange der Elsaß und Lothringen deutsch bleiben, könne nur ein Phantast von gesichertem Frieden reden. Im selben Jahr bringt Alexander der Dritte aus Kopenhagen Dokumente nach Berlin, die beweisen sollen, daß die deutsche Politik, trotz allen offiziellen und offiziösen Betheuerungen, in Bulgarien Rußlands Feinde unterstützt habe. Herr Jules Hansen, ein Däne, der für Frankreich Spionage großen Stils treibt, hat sie der Prinzessin Waldemar von Dänemark geliefert, die sie dem Zaren vorlegte. Eine Orleans; die Tochter des Herzogs von Chartres, die dem londoner Schwager eng befreundet ist. Bismarck erklärt die Dokumente für gefälscht und der mißtrauische Gossudar Alexander scheint ihm zu glauben. Sagt im Speisesaal seines Botschafters, des Grafen Paul Schuwalow, dann aber: »Bismarck behauptet, man habe die Dokomente gefälscht, um uns zu brouilliren. Aber ich glaube ihm nicht. Er ist mir zu klug.« Auch zwei Jahre später glaubt er ihm nicht. Prinzessin Waldemar hat ihm, wieder in Kopenhagen, gesagt, Bismarck sei abgethan. Auf eine direkte

Frage antwortet der Kanzler, er fühle sich im Vollbesitz des kaiserlichen Vertrauens. Die Französin war gut bedient. Und wieder heißts in der Wilhelmstraße: »Das kann nur aus Sandringham kommen.« Bismarck fällt, der deutsch-russische Assekuranzvertrag, der für den Fall des französischen Angriffes die Neutralität Rußlands sichert (und dessen Abschluß Elemente vom Schlag dieser Prinzessin nötig gemacht haben), wird, auf Holsteins Rath und nach einstimmigem Gutachten des Auswärtigen Amtes, von Caprivi nicht verlängert, Ribot läßt in Petersburg anfragen, ob jetzt nicht die (schon vom ersten Nikolaus vorausgesehene) Stunde zu fester Verbündung gekommen sei, und Admiral Gervais wird, mit den Schiffen der Republik, in Kronstadt vom Zaren festlich begrüßt. Zwischen den Häusern Hohenzollern und Holstein-Gottorp stockt der familiäre Verkehr fast völlig. Und Entfremdung von Rußland kann nur intimen Anschluß an England bedeuten. Steigt die mit Fritzens Leib bestattete Hoffnung aus dem Grab?

Fast sieht es so aus. Als Prinz Georg von England (der jetzt König ist) das Kleid, den Orden, die Accolade der Ritter vom Schwarzen Adler erhalten hat, feiert Wilhelm der Zweite im Weißen Saal des Kaiserschlosses die greise Queen und ihr Haus. Erinnert, im Rock des Britenadmirals, an die Waffenbrüderschaft von Waterloo und bekennt sich zu der Hoffnung, die Gemeinschaft der englischen Flotte und der deutschen Armee werde dem Erdball den Frieden erhalten. (Moltke flüstert dem Nachbar zu: »Ein politisch' Lied! Ein leidig'

Lied! Hoffentlich kommts nicht in die Zeitung!«) Albert Eduard sitzt strahlenden Blickes an der Prunktafel. Auf den Manöverärger von Narwa folgt der dem Briteninteresse nützliche Sansibarvertrag. Alles in schönster Ordnung. Zwar schleppen Geschichtenträger allerlei Hofklatsch über den Aermelkanal; alten und neuen. Tadel eines Lebenswandels, der einem künftigen König nicht zieme; spitze Worte über Karten- und Weibergeschichten. Das trübt die Stimmung für ein Weilchen; geht aber vorüber. Wenn Deutschlands Politik löblich ist, darf sich der Bruder nicht dem Groll der Schwester verloben. Im Sommer des Jahres 1895 sagt Wilhelm an Bord des englischen Flaggschiffes »Royal Sovereign«: »Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens jener Tag war, an dem ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des Dreadnought stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur Admiral Ihrer Flotte, sondern ich bin auch der Enkel der mächtigen Königin von England.« Und schließt mit dreifachem Glückwunschruf an die Britenflotte. Sechs Monate danach kommt er, den die steife Haltung Salisburys verstimmt hat, mit militärischem Gefolge ins Kanzlerhaus und fordert, daß für die von britischer Uebermacht bedrohten Buren sofort Etwas geschehe. Das Ergebniß eines Kompromisses mit Hohenlohe und Marschall ist das Telegramm an den Transvaalpräsidenten Paul Krüger. Wüthend brüllt der Britenleu auf. Und wie der Fürst von Wales empfindet, kann auch der Fernste ermessen, der bedenkt, daß die in der Depesche als »Friedensstörer« Gestäupten, die Rhodes

und Jameson, Milner und Beit, die dem Kronprinzen ergebensten Freunde waren. Die glimmende Erinnerung an altes Leid flackert auf: und fortan wird in Paris und in Petersburg mit der Abkehr des Oheims vom Neffen als mit einer sicheren Thatsache gerechnet. Noch ein Werbungversuch wird gemacht. In Frankreich ist, nach Kitcheners Sudansieg, die Wuth der bretonischen Wölfe mit lautem Gebell erwacht, die alte Königin wird täglich auf hundert Blättern wie eine Stallmagd gescholten und selbst der Prince de Galles, der »geborene Pariser«, muß die lutetische Luft meiden. Mit Frankreich ist einstweilen nichts anzufangen, Rußland ein unsicherer Faktor . . . Wenn mans noch einmal mit Berlin probirte? Wilhelm wünscht sicher, die Britenliebe, die er durch die Depesche an Krüger verloren hat, zurückzuerobern. Chamberlain empfiehlt in Leicester den Dreibund, der »die beiden großen Zweige des Angelsachsenstammes« und Deutschland umfassen soll. Stimmen die Berliner zu, dann ist Englands strategische Stellung gebessert und die Möglichkeit zu profitabler Verhandlung mit Petersburg und Paris gegeben. Sie bleiben kühl. Erwärmen sich auch 1901, nach dem Tode der Queen, nicht für den von Chamberlain wieder aus dem Kasten geholten Plan, der drei Germanenzweige zusammenbinden soll. Und jetzt ist Eduard König.

Er erinnert den Neffen, der wieder das Ehrenkleid des Britenadmirals trägt, laut an die Verheißung, zum Schutz des Friedens das deutsche Heer der englischen Flotte zu vereinen. Denkt wohl aber: »Der Kaiser, der eifernd, wie für ein Reichsunternehmen, für die Bagdadbahn, den trockenen Weg nach

Indien, wirbt, hastig Kriegsschiffe baut und im Bereich des Islam seine Prestige zu mehren sucht, ist nicht unser Mann.« Und bebrütet die Möglichkeit, die persönliche Antipathie, die er auf den Thron mitgebracht hat, in den Dienst der nationalen Sache zu zwingen. Wilhelm spricht von einem größeren Deutschland, von seinem Imperatorenrecht, an jeder wichtigen Weltentscheidung mitzuwirken, von (friedlicher) Hohenzollern-Weltherrschaft, von Neptuns Dreizack, der in seine Faust gehöre; nennt sich, in der Flaggensignalsprache, den Admiral des Atlantischen Ozeans. Eduard bleibt gelassen. Der ist nicht zum Dalai Lama erzogen worden; hat die graue Alltagssorge kennen gelernt, in der Geldklemme geschmachtet, dem Türkenhirsch und dem Diamantenkönig Rhodes, den Rothschild und Cassel manchen Geschäftskniff abgeguckt und als Freund kluger Kaufleute erfahren, was das Leben ist. Solche Erfahrung hebt ihn schnell über die Dutzendmonarchen hinauf. Und im Bezirk des trade, des Handels, ist der Skeptiker selbst dem begabtesten Pathetiker stets überlegen. Eduard macht sichs zunächst bequem. Giebt der Schaulust, die in den Witwenjahren der Mutter gehungert hat, reichliches Futter und nützt, hinter dichten Gardinen, die Zeit zur Knüpfung neuer, zur Festigung alter Freundschaft. Als er sich sehen läßt, weiß jeder irgendwie Beträchtliche schon: Auf diesem Thron sitzt der erste moderne Geschäftsmann großen Stils (größeren also als Louis Philippe und der zweite belgische Leopold). Nie hält er dröhnende Reden; sagt nie voraus, was er thun werde; will nicht Applaus, sondern Wirkung; und ist von vorn herein, wie

jeder kluge Erbe eines nach veraltetem Brauch geführten Geschäftes, bereit, vom Trug zu reellem Handel überzugehen. Er will keinen Kunden plündern, seine Bilanz nicht verschleiern, den Kontinentalmächten nicht länger zumuthen, für His Most Gracious Majesty ohne Entgelt zu arbeiten. Die Britenfirma, die er vertritt, soll prompt zahlen; sie kanns. Braucht ihre Waare nicht auf allen Märkten schreiend anzupreisen noch gar mit Hausirergeberde die Kunden herbeizuwinken. Der Verkehr großer moderner Handelshäuser hat seine Gesetze, die auch der Reichste nicht ungestraft verletzt. Business is business. Wer eine auf vier Millionen Bayonnettes gestützte Großmacht isoliren will, muß sichs Etwas kosten lassen. Eduard sagt Jedem, ders hören will: »Mein lieber Neffe ist ein ungemein talentvoller Mann, doch leider unberechenbar; wenn wir uns nicht Alle gegen seinen Willen stemmen, setzt er der armen Europa eines Abends den Rothen Hahn aufs Dach. Alles der Familienfreundschaft Erlangbare habe ich versucht. Umsonst. Was will ich denn? Friedenshort sein; die Kultur vor dem Kriegsschrecken schützen. Weiter nichts. Wer für gedeihliche Ruhe ist, kann mit mir handeln und wandeln. Wer schuldlos bedroht wird, ist meines Beistandes sicher.« Alles drängte in seinen Concern. Als der anglo-russische Vertrag Ereigniß geworden war, konnte der greisende König, wie einst das Knäblein, mit vergnügtem Schmunzeln sprechen: »Von Rußland kam mir das Kreuz, von Frankreich die Waffe. Zweierlei Werkzeug zum Machterwerb. Sie sollen mir dienen.«

Hat der Onkel geglaubt, was er über den Neffen sagte?

Und war er jemals zu dem Wagniß einer Blutprobe entschlossen? Nein. Er war kein Soldat und kein Seemann; weder blinder Draufgänger noch eitler Ruhmsüchtling. Ein royal merchant von nüchternem, manchmal majestätischem Menschenverstand, gründlicher Personalkenntniß und angeborener Liebenswürdigkeit. Mit deutschem Blut und pariserischer Lebensgewohnheit von den Landsleuten deutlich genug unterschieden, um (wie der nie ganz französirte Holländer Louis Napoleon auf die Franzosen) mit dem Reiz leiser Fremdartigkeit auf sie wirken zu können; und in wichtigen Wesenszügen ihnen doch wieder nah. Den Neffen glaubte er zu kennen, wie nur je Einer sein Fleisch und Blut; wie man Den nur kennt, den man aufwachsen sah und über dessen Charakterbildung aberhundert Familienbriefe berichtet haben. King Eduard schwor darauf: Kaiser Wilhelm der Zweite führt keinen Krieg; will als Friedenswahrer im Gedächtniß der Menschen fortleben. Den Intimsten hat ers gesagt. Die Anderen mit der Furcht vor dem Kriege geködert. Er hatte Wilhelms Briefe an die beiden Victorien und an die Prinzessin Waldemar gelesen, die unter vier Augen recht herben Urtheile des Oberhofmeisters Grafen Seckendorff (dessen Korrespondenz nicht ans Licht kommen wird) gehört; und blieb bei der Diagnose: Mobil macht er nicht. In dieser Zuversicht that er nach dem Doggerbank-Aerger, als müsse morgen die Nordsee sich mit dem Saft germanischer Adern färben; bot er, der doch wußte, daß unter dem Union Jack das Schiffsgeschütz veraltet war und daß aus Schleswig-Holstein kein Tommy Atkins lebend heimkehren werde, zweimal den Fran-

zosen Waffenhilfe an; ließ sie, durch seinen Vertrauensmann Sir Donald Mackenzie-Wallace, noch in Algesiras ermahnen, vom Wimpel ihrer Wünsche nicht den winzigsten Fetzen abschneiden zu lassen. Jahre lang saß er fest in diesem Glauben. Trieb seine persönliche Politik wie einen Sport. Freute sich höchst königlich an der Wirkung eines Bluff und lähmte gerade an den wichtigsten Stellen die deutsche Diplomatie durch ein listiges Zwinkern, das sprach: Laßt Euch, um Gottes willen, nicht einschüchtern; hinter noch so hart klingender Rede steht nicht der Wille zum letzten Mittel der Völker, der Könige; der Neffe, den ich bis ins Beinmark kenne, führt keinen Krieg.

Noch im Jahr der österreichischen Balkanannexion sprach er so. Dann kam der Märzabend, an dem Rußlands Militärbevollmächtigter in Wien hörte, die Mobilmachung sei für den Nothfall angeordnet und die deutsche Wehrhilfe für den Tag, der Rußland als Waffengefährten Serbiens sähe, unzweideutig zugesagt. Kam die Stunde, da der von dem wiener Offizier gewarnte Minister Iswolskij den Grafen Pourtalès ersuchte, in Berlin eine versöhnliche Intervention zu empfehlen. Eduard traute dem Ohr nicht. Mußte dreifach bestätigter Meldung schließlich doch glauben. Und gab, fast am selben Tag noch, die persönlichste Partie als verloren auf. Wenn Deutschland sich wieder erinnert, das jedes Bronzegeschütz Fritzens von Preußen die Inschrift »Ultima regis ratio« trug, ist es sehr stark. Wer wird, nach dem Zusammenbruch der französischen Militärpartei, nach Mukden und Tsushima, ein Reich herauszufordern, nur zu kitzeln wagen, das vier Millionen muthiger

Männer ins Feld schicken kann und, wenn Ehre auf dem Spiel steht, schicken wird? Kein halbwegs vorsichtiger Spieler setzt große Summen auf Zéro. Auch ist den noch nicht gesättigten Partnern im Augenblick nichts Greifbares zu bieten. Ließe Britanien den Landbesitz oder das Meerengenrecht der im Reformrausch schwelgenden Türkei kürzen, dann hätte es in Indien das Mohammedanergewimmel auf dem Hals. Dessen Athmung schon unbequem genug ist. Und die Hauptsache: der Gegner, auf dessen Nervenart der King eingespielt ist, hat die Karten abgegeben. Der Neffe hat aus schmerzlichen Erlebniß gelernt, daß der gekrönte Vertrauensmann der Nation nicht ihr sichtbarer, haftbarer Geschäftsführer sein kann. Seitdem hat der König nur noch an Friedensstiftung gedacht.

Eduard der Siebente, der Sohn des Koburgers, der Enkel einer Sachsenprinzessin, war nie ein Feind deutschen Wesens. Als Brite wußte er, daß England die Seegewalt und die Vormachtstellung in den islamischen Ländern nicht aufgeben darf, wenn die Wurzel seiner Kraft nicht verdorren soll. Als Patron des Sir John Fisher kannte er die Meinung englischer Marinetechniker: Nur die Dreadnoughts entscheiden, nicht unsere Armada von vorgestern, im künftigen Krieg; und unserer Dreadnoughtstärke kann Deutschland bald höllisch nah sein. Als Geschäftsmann sagte er sich, daß die dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen eine Niederlage ihrer Flotte und den Verlust ihrer Kolonien nicht sanftmüthig hinnehmen würden und daß Großbritanien, der Markt und das Ausgleichskontor der bewohnten Erde, ein Jahrhundert steter Kriegs-

drohnung selbst nach einem wuchtigen Sieg nicht ertragen könne. Deshalb wollte er die Verständigung über den Umfang der Seewehr, nicht den Waffengang. Der Feind seines Neffen? Vielleicht wären die beiden Temperamente, die, so lange das jüngere gährte, nicht mit einander zu hausen vermochten, eines Tages zu leidlicher Eintracht gelangt. Als der Onkel so alt war, wie der Neffe jetzt ist, hatte man viel von seinem Irrlichteliren, doch aus seinem Mund nie ein ernstes Wort über die großen Gegenstände der Politik vernommen und nicht das kleinste Symptom ließ ahnen, daß da ein Staatsgeschäftsmann von klarem Thatsachensinn und sicherem Augenmaß erwachse. Wie hätten die Nekrologe gelautet, wenn Eduard als Fünfziger, als Sohn der lebenden Queen gestorben wäre?

Der Feind seines Neffen? Nach den dunklen Novembertages des Jahres 1908 hat Eduard sich, halb nur im Scherz, den ehrlichsten Freund und besten Erzieher des Jüngeren genannt. Mild waren die Pädagogenmittel nicht, mit denen er ihn zwei Jahrzehnte lang behandelte; nicht eines zärtlichen Oheims. Daß er auf den Neffen gewirkt hat, ist nicht zu leugnen. Heftigen Sinn, mochte er denken, sänftigt nur hartes Erlebniß.

Als einen »recht wohlerzogenen, durch seinen Vater etwas erschreckten jungen Menschen« hat Chlodwig Hohenlohe den achtzehnjährigen Fürsten von Wales geschildert. Der Vater war, seit er, mit einer die besten Deutschen beschämenden Flinkheit, auf offenem Markt sich seiner Nationalität entkleidet und den Britenleun mit Schmeichelreden gefüttert hatte,

zu politischer Macht gelangt; trotz eiferndem Mühen aber dem Volk nicht ein Liebling geworden. Auch die in Europa regierenden Häupter blickten meist mißtrauisch auf den hochmüthigen Schulmeister. Der, raunte die Hoflegende, ist gar kein richtiger Koburger; seine Mutter, Luise von Sachsen-Gotha (von der sein Nominalvater, Herzog Ernst der Erste von Sachsen-Koburg und Gotha, sich sieben Jahre nach Alberts Geburt scheiden ließ), hatte sich bald nach der ersten Entbindung einem jüdischen Theatermenschen geschenkt; und als für Victoria von Großbritanien ein Mann gesucht wurde, empfahl Onkel Leopold gerade deshalb, nicht Ernst, sondern Albert, den jüngeren Bruder des koburgischen Thronfolgers, zu wählen. »Victoriens Mutter ist eine Koburgerin; zu viel Blut der selben Sorte verdirbt uns die Rasse: also lieber den Sprößling d'un autre canapé ins schwere Amt des Prinz-Gemahls lotsen.« Klatsch? Je hastiger Albert sich entdeutschte, desto lauter sprach Englands alter Adel von semitischer Anpassungfähigkeit; und wenn Albert Eduard die Hirsch, Rothschild, Cassel, Beit begünstigte, hieß es: »Die Abstammung verleugnet sich nicht.« Zwischen Vater und Sohn ist es nie zu wirklicher Intimität gekommen. Daß Mama, die für ihre battenbergischen Hätschelkinder stets eine offene Hand hatte, ihrem Aeltesten niemals auch nur mit einer Guinee aus der Klemme half, war gewiß auch eine Folge der Erziehunglehre, die der kleindeutsche Pedant nach Windsor gebracht hatte. Der Fürst von Wales ist, mit einer Jahreseinnahme von ungefähr zwei Millionen Mark, besser gestellt als andere Kron-

prinzen. Für Einen, der gern spielt und hohen Einsatz wagt, reichts natürlich nicht aus. Berty kam oft in Verlegenheit und aus solcher Noth in manche Freundschaft, die er sonst wohl gemieden hätte. Nach der déveine im budapester Klub mußte Franz Joseph, um den Skandal zu ersticken, tief in die Tasche greifen. Dennoch blieb Berty drinnen und draußen beliebt. Warum soll er nicht, so lange sein Lämpchen glüht, sein Leben genießen? Er hat echt englischen Menschenverstand, läßt sich nie auf einem Taktfehler ertappen, weiß genau, wann er sich feierlich, wann zwanglos zu geben hat, und ist ungemein liebenswürdig. Für einen bedeutenden, auch nur für einen politisch weitsichtigen Mann hielt ihn kaum Einer. Noch den vom Erfolg gekrönten König durfte man in der Fürstensphäre nicht allzu hitzig rühmen: sonst antwortete ein ironisches Lächeln. »Ein alter Spieler, der, weils ihm nicht an den Kragen gehen kann, nicht leicht die Ruhe verliert. Ohne andere Leidenschaft. Seit ihm Spiel und Sport keinen Spaß mehr macht, auch für einen im Purpur Thronenden nicht passend scheint, muß Diplomatie ihm das Vergnügen rüstigerer Jahre ersetzen. Irgendein politisches Programm hat er nicht. Der Neffe hat ihn durch schroffe, schnell über den Kanal getragene Worte über Weiber- und Kartengeschichten verletzt, durch olympisches Wesen geärgert. Den will er schlagen. Wenn diese Partie gewonnen ist, zieht er sich wieder ins behagliche Wohlleben des Feinschmeckers zurück.« Bis ins Jahr 1905 wurde so geurtheilt. Seitdem nur noch von unzulänglich Informirten oder Voreingenommenen. Der König, der dem Botschafter Paul

Cambon gegen jede Gefahr Beistand zusagte und Sir Donald Mackenzie Wallace als seinen Vertrauensmann (und Instruktor Nicolsons) nach Algesiras sandte, der zwischen Tokio und Petersburg, Tokio und Washington klug und leis vermittelte, hatte selbst dem sprödesten Zweifler den begründeten Anspruch auf den Titel eines Staatsmannes erwiesen.

Ohne Programm? Als ein von Roms Zauber geblendeter Deutscher Kaiser vor Mailand stand, fragte Johannes von Salisbury, der in Frankreich erzogene Scholastiker und Sekretär des Kanzlers Becket: Quis Teutonicos constituit judices nationum? Deutschland darf nicht Weltrichter sein, nicht, wie Wilhelm verlangt hat, an jeder Entscheidung mitwirken, nicht einmal auf dem europäischen Festland die Hegemonie haben: Das war Eduards Programm. Dem hat er Anhang gesucht und gefunden. Wer ihn als gewandten Routier von großer Erfahrung und nützlicher Personalkenntniß hinstellt und ihm den Schöpferkopf abspricht, unterschätzt den King. Die wichtigsten Wendungen neubritischer Politik waren das Werk seines Willens: die Verträge mit Japan und mit der Französischen Republik. Um sie schließen zu können, mußte er das Vorurtheil seiner Landsleute sacht überwinden; den Rassestolz der Weißhaut, die sich aus verächtlichem Ekel von dem Farbigen wegwendet, und den schwerblütigen Ernst des Angelsachsen, der in dem Franzosen lange nur einen brauchbaren Modisten und amusanten Windmacher sah. Das ist ihm gelungen. Die Wurzeln unserer Kraft, sprach er zu den Treusten, sind gefährdet; wollt Ihr sie schützen, den Vorsprung unseres Han-

dels, die Seeherrschaft unserer Flotte, das Uebergewicht in den islamischen Ländern sichern, dann müßt Ihr Euch ins Unvermeidliche schicken und die gestern von oben herab Angesehenen morgen zu Bundesgenossen küren. Kalifornien und die Amurprovinz, Tongking und Madagaskar sind von den Japanern bedroht; und wer heute Frankreich hat, kann morgen Rußland haben. Wollt Ihr warten, bis Beide von unserem Todfeind umgarnt sind? Nein. Die Angst, von Deutschlands Gnade abhängig zu werden, scheucht in die Gemeinschaft mit den Männern von Nippon und Lutetia. So entstand Eduards antideutscher Trust. Im europäischen Südosten blieb ein Loch, im Westen eine schwache Stelle. Oesterreich-Ungarn wollte sich noch nicht von Deutschland trennen, Frankreich nicht dem ersten Feuer deutscher Geschütze ausgesetzt sein. Das war die Sorge der letzten Jahre. Oesterreich sollte durch den im Monat der Annexion zusammengebündelten Zorn eingeschüchtert und aus gefährlicher Sozietät gedrängt werden. Dann konnte der king-peacemaker den Deutschen, zunächst noch ohne Antastung des Frankfurter Friedens, die Franzosen versöhnen. Wie wärs mit einer anatolischen Entschädigung für den Ansehensverlust, den Marokko gebracht hat? Dann gerathen, ehe der Weiße Zar wieder mit starker Hand nach dem Bosporus langen kann, in Südosteuropa die Dinge in Fluß. Eine deutsche Parzelle in Anatolien: das beste Mittel, dem Reich Wilhelms, vor dem Auge der Mohammedaner, den Nimbus uneigennütziger Freundschaft zu nehmen, die drei Kaiserreiche einander zu entfremden, Britanien und Rußland in ge-

meinsamer Eifersucht noch fester zu verbinden. Und ist Frankreich versöhnt, dann kann Deutschland von ihm nicht die Kosten verlorener Seeschlachten eintreiben. Ein von verschmitzter Spielkunst ersonnener Plan, der mit dem Temperament und den Nerven eines bestimmten Partners rechnet. Der aber rückt nun seinen Stuhl plötzlich vom Tisch weg. Im November 1908 entschließt Wilhelm sich, nicht mehr Geschäftsführer des Reiches zu sein. Mit dreiundsechzig Millionen deutscher Menschen ist nun zu rechnen. Die werden, wenns nicht anders sein kann, das Schwert ziehen; selbst wenn das Eisen nur bestimmt scheint, Oesterreichs bosnischen Schmerz zu heilen. Rußland kann nicht, Frankreich will nicht fechten. Franz Joseph hat Eduards Wunsch, in Berlin die Kontingentirung der Seemacht zu empfehlen, die Erfüllung versagt (»Ich weiß, daß ich mir heute einen Feind gemacht habe, aber ich konnte nicht anders«) und in genirter Haltung sitzen, mit umdüsterter Stirn, die Kaiser von Oesterreich und von Indien in der ischler Villa bei dem Mahl, an dessen Schluß Macédoine de fruits en petits verres aufgetischt wird. Auch im marienbader Hotel Weimar verdarb die Hexe Politik dem dicken König ein Essen; und Herr Clemenceau, der Gast Seiner Majestät, wurde beim Kaffee auf dem Balkon so lebhaft, daß die Zuschauer merkten: da oben wird ein Antrag abgelehnt. Rien ne va plus. Was nützt den Briten das dichteste Bündnißgesträhn, wenn keiner der Verbündeten auf dem Festland für sie kämpfen will? Eduard preßt den Leib in die Uniform der Gardedragoner und fährt (endlich) mit seiner Frau nach Berlin. Der Sonderzug hält vor

der Bahnhalle, der ganze Hof muß sich in Trab setzen, um die hohen Gäste nicht allzu lange ohne Willkommensgruß zu lassen, Galakutschenpferde scheuen und bäumen sich, die Kaiserinnen Alexandra und Auguste Victoria müssen auf offener Straße in einen anderen Wagen umsteigen, dessen Lenker dann nicht weiß, vor welches Schloßportal er fahren soll. Doch Eduard lächelt und tröstet den von Wilhelms Spott derb gezausten Oberstallmeister Freiherrn von Reischach. Geht ins Rathhaus, giebt sich artig, klug, taktvoll und einfach; und sagt so ruhig, als könne kein Mensch an der Aufrichtigkeit seines Wollens zweifeln, er strebe nach einem guten, herzlichen Verhältniß zu Deutschland. Im Schloß meidet er jedes politische Gespräch; läßt nur in der Abschiedsstunde den Satz von der Lippe, Deutschlands Flottenbau sei, bei dem schnellen Wachsthum seines Ueberseehandels, begreiflich und kein Grund zur Feindschaft. Die Deutschen scheinen nicht unversöhnlicher als die Buren, die ihm den größten Randdiamanten geschenkt haben. Und in der Wilhelmstraße wird just der Vertrag unterzeichnet, der ihnen Marokko sperrt; muß so hastig unterzeichnet werden, damit der King fröhlich schmunzle.

Daß der lange vergebens Erwartete gerade den Tag, der einer zwiespältigen und drum kraftlosen Politik das papierne Denkmal gab, in Berlin verlebte, war sein letzter Witz. Seit er nicht mehr gegen Wilhelm, dessen Temperament er durchschaute, spielen konnte, hat er keinen neuen Stich gemacht.

Im Buckingham-Palast, wo die Wehmutter ihn dem Schoß Victoriens entbunden hatte, ist er gestorben. Daß sein Name an die traurigsten Tage neudeutscher Geschichte erinnert, darf uns nicht verleiten, ihn gering zu schätzen noch gar zu schmähen. Britaniens Vortheil hatte er, nicht Deutschlands, zu wahren. Und für sein Land hat er viel erwirkt. Versöhnung der Buren, Friede von Portsmouth, Algesirasakte, franko-deutscher Vertrag vom neunten Februar 1909; anglo-japanisches, franko-britisches Bündniß, anglo-russische Verständigung; Renaissance der turko-britischen Freundschaft. Auf solchen Ertrag neunjährigen Regentenlebens durfte er stolz sein. Auf höheren freilich kaum noch hoffen. Seit der Kampf gegen das Vetorecht des Oberhauses begonnen hatte und die liberale Regirung sich nur noch künstlich, mit irischer und sozialistischer Hilfe, hielt, war Britanien gelähmt (und deshalb der Erdball so ruhig wie ein von alten Karpfen und Schwänen bewohnter Schloßteich, dessen Frieden kein Hechtjüngling stört). Diese Reichskrankheit hätte auch Eduard nicht zu lindern vermocht. Er kannte Englands Geschichte und wußte, daß er nicht wagen dürfe, für oder gegen die Lords Partei zu nehmen. Das Inselreich unfähig zu jeder ernsten Aktion. Der Spielgegner, an den er gewöhnt war, nicht mehr von der Partie. Der König fand sein Leben langweilig und ging ins Ausland. Sollte er den Sieg der Konservativen wünschen? Die brachten (außer Lansdownes Eifersucht, die entschlossen schien, königliche Ingerenz abzuwehren) die Forderung der Tarifreform ins Kabinet. Und Eduard war überzeugt, daß Deutschland die Einführung britischer Schutz-

zölle mit der Kriegserklärung beantworten werde. Ließ sichs nicht ausreden; trotzdem Wilhelm laut protestirte und eines Tages sogar durch den Mund Alfreds Beit in London melden ließ, das Deutsche Reich denke nicht daran, einer Großmacht den Uebergang in ein Handelssystem zu wehren, das es vor dreißig Jahren selbst für sich gewählt habe. Worte, sprach der Onkel mit listigem Lächeln, sind keine Bürgschaft gegen Lebensgefahr. Vor Rußlands Genesung und vor der deutsch-französischen Versöhnung konnte er keinen Krieg wünschen (denn England hätte auf dem Kontinent keinen Degen, Deutschland in West und Ost Geiseln gehabt). Die Vernichtung der deutschen Flotte, die Besetzung der deutschen Kolonien schien allenfalls möglich; noch nicht die bewaffnete Intervention, die dem Deutschen Reich die Grenzen schließen würde. Dem Sieg, der die Deutschen schwächen, nicht in Ohnmacht pferchen konnte, folgt rasch die Vorbereitung zum Rachefeldzug; und ein Jahrhundert steter Kriegsgefahr kann das Weltclearing-house nicht ertragen. Wenn auf die Leute im fatherland nicht durch Schmeichelrede und Einschüchterung, durch Finten und Bluffs zu wirken ist, wird der Fall schwierig; muß man versuchen, auf geradem Weg mit ihnen ins Reine zu kommen. Doch sie zaudern immer wieder vor dem Entschluß; ihr Tirpitz fordert immer neue Fristverlängerung; und Sir Ernest Cassel kann schließlich auch nur berichten, daß der Kaiser von dem Kontingentirungplan nicht mehr so abgeneigt ist wie im Jahr 1908, als er Hardinges Fühlfäden im Taunus mit rauher Hand zerriß. Im Großen ist also nichts zu vollbringen;

und was im Kleinen anzufangen war (Bagdadbahn, Euphrat-Tigris, Abessinien), ist längst geleistet. Eduards Arbeit war gethan. Seine Fortuna wurde runzelig. Dieser König von England, Kaiser von Indien ist nicht zu früh gestorben.

Er hat einen neuen Monarchentypus geschaffen. Den König, der die Kundschaft besucht, den Konkurrenten die Hölle heizt und von jeder Reise einen münzbaren Geschäftsabschluß heimbringt, hatte man bis ins Jahr 1902 nicht gekannt. Eadweard: so hießen die Angelsachsen einst den Verwalter des Gemeinbesitzes. Edward hat seinem Namen Ehre gemacht; hat das Nationalvermögen gehütet und gemehrt. Einen emsigeren Handlungreisenden, einen tüchtigeren Kaufmann gab es im weiten Gebiet des Vereinigten Königreiches nirgends. Die Krone setzte er nur auf, wenns durchaus sein mußte. Er hatte mit Menschen aller Rangklassen, Stände, Berufsarten verkehrt, sich oft durch Fährniß, die Kronprinzen sonst erspart bleibt, gewunden, Geldhändlern und Industriekapitänen nicht nur die Alltagskniffe abgeguckt und die Welt aus dem Auge des wohlhabenden Gentleman betrachten gelernt. Fand sich überall schnell zurecht. Ob er mit dem schwerfälligen Selbstherrscher Alexander oder mit dessen wandelbarem Sohn, mit Inderfürsten oder mit Yankees, mit dem hitzigen Delcassé oder mit dem witzigen Clemenceau zu thun hatte: immer traf er den richtigen Ton. Konnte majestätisch wie ein alter Hispanierkönig und bummellustig wie der skrupelloseste Pariser sein. Natürliche Liebenswürdigkeit und sicheres Taktgefühl halfen

ihm vorwärts. Und keine der Fesseln, die den im Purpur Geborenen an die Ehrwürde überlieferten Brauches binden, umschnürte ihm die Gelenke. Daß sein zweiter Sohn (der jetzt König und Kaiser ist) eine Unebenbürtige zur Frau nahm, sah er ohne Groll. Nur nicht veralten; wer in schimmelndem Plunder regirt, wird nicht viel ausrichten. Das Imperatorische versteht sich, wie das Moralische, von selbst; bleibt hübsch einfach; der Mittelschicht moderner Menschheit nah; und spart die Ceremonien für die hohen Staatsfeiertage. Sein Land hat Eduard redlich geliebt und seines Landes Vortheil auch im Gewölk stets klar erkannt. Keinen Landsmann je gekränkt, keine Klasse oder Partei zu Unmuth noch gar zu Haß gereizt. Und nie ein Verdrußfältchen gezeigt, wenn auf dem Rennplatz, bei der Regatta, am Spieltisch ein Anderer reichere Beute eingeheimst hatte als der Fürst von Wales, der König.

Ein Glücklicher. Seit er der engen Kinderstube entwachsen war, hat er sein Leben genossen. Das sahen die Briten gern. Ein mürrischer Knicker wäre nicht ihr Mann gewesen. Prinz Berty, der gut aß, gut trank, sich beim Derby und Golf vornan hielt, die Saisonmode bestimmte, gefiel ihnen; daß er ein Bischen hastig hinter den Schürzen her war und sich mit schmierigen Leuten manchmal zu tief einließ, dünkte sie kein Unglück. Er zog den Kopf ja immer noch zu rechter Zeit aus der Schlinge: und gab dem fröhlichen England dann neuen Anlaß zu munterem Schmunzeln. Der älteste Sohn starb ihm. Der wäre, mit häßlichen Wesenszügen, nie ein guter König, dem Vater auch nie eine Freude geworden. Seitdem hat kaum

je noch eine Wolke den Himmel des Kronprinzen verhängt. Als König schritt er durch Glanz und Wonnen. Schob den feisten Leib nie vor das Gitter, dessen Stäbe die Verfassungschützer mißtrauisch bewachen. Schien nur seinem Vergnügen zu leben und mehrte durch Arbeit, die er den Blicken barg, dennoch den Reichsbesitz. Spendete den Landsleuten neue Sportfreude: die Lust an dem Kampf zwischen Onkel und Neffen. Die populärste Gestalt im Weltreich. Dem Liebenswürdigen, der sich im Nothfall selbst ohne Schonung bespöttelte, konnte auch der von ihm Geschädigte nicht lange zürnen. Als neuer Gewinn in naher Zeit nicht mehr zu hoffen war, legte Eduard sich hin und starb; nach kurzen Stunden sanften Schmerzes. Er hat das Leid unfruchtbaren Trachtens nicht erlebt. Ein Glücklicher. Den an jedem dunklen Tag der Britengeschichte die Sehnsucht des Volkes, einer über den Erdball wimmelnden Menschheit, zärtlich zurückwünschen wird.

ALBERT VON SACHSEN.

In guten Häusern, deren Erbauer schon wohlhabend war und die ein Hörtlein vererbter Kultur bergen, kommt um die Vesperzeit manchmal noch eine alte Sachsenkanne auf den Tisch. In Parvenupolis stellt man sie als Prunkstück in den Glasschrank, wo die seltenen Tassen um die Wette protzen: Japan, Henri Deux, Delft, Sèvres, Nymphenburg, Wegdwood, Capo di Monte. Da steht sie, das zerbrechliche Denkmal einer Epoche, an die den Besitzer keine Ahnentafel erinnert. Er, dessen Vater vielleicht noch an der Weichbildgrenze der alten Königsstadt hauste, hat die Sächsin um schweres Geld bei irgend einem Bernheimer eingehandelt und hütet sie nun ängstlich vor allen Fährlichkeiten des Gebrauches. In den alten Häusern, die ihre Geschichte, ihren Familienstolz haben und ihren Wohlstand nicht dem Spielerglück einer Stunde danken, steht sie vor würdigen Gästen auf der Damastdecke des Kaffeetisches. Die Mutter gab sie der Tochter, der Braut des Sohnes oder auch spät erst der Enkelin in die junge Wirthschaft mit und die Köchin hat das Alter ehren gelernt. Kein Sprung, kein abgestoßener Rand ärgert das Auge und selbst der schlanke Henkel ist unversehrt. Ein artig gebogener Henkel, den der

Wohlerzogene respektvoll, mit höflichem Finger, anfassen wird. Und der putzige Truthahnschnabel scheint krähen zu wollen: Mehr giebts nicht; und lockt gerade damit zu immer reichlicherem Genuß. Das ganze Ding sieht patrizisch aus, behaglich und allerliebst unzeitgemäß. Es ist entweder aus Böttgerporzellan, roth, mit japanisch stilisirten Blümlein, oder echtes Meißener, weiß, mit bunten Guirlanden, oben und unten ein Bischen Rothbraun, das sich in Tupfen bis unter den Schnabel zieht, dahin, wo er sich zu einem Porzellankröpfchen baucht; und nie fehlt der Deckel, die Kannenmütze mit dem dicken Knopf. Rokoko; aber deutsches, das dem Blick nicht die Bilder galanter Tändelei und erotischer Schäferspiele heraufbeschwört. An Alchemistenspuk mag man denken, an die Polakenherrlichkeit Augusts des Zweiten und an die wüsten Tyrannentage, wo Auroras starker Freund seinen meißener Hexenmeister auf der Albrechtsburg als Strafgefangenen zu höherem Ruhm des Polenkönigs erfinden und Kaolin machen ließ. Augusts legitimer Erbe fand kein weiches Bett; und Aurora von Königsmark ist später Pröpstin geworden und hat Kantaten komponirt. Eine traurige Geschichte. Die alte Sachsenkanne hats vielleicht schon erlebt. Doch ihre behäbige Rundgestalt läßt Wehmuth nicht aufkommen. Seit August Kronrechte und Landfetzen verschacherte, ists ja besser geworden; die Sachsenraute ist grün, ringsum schnurren Räder, rauchen Schlote und über den Kaffeekonsum kann man nicht klagen. Providentiae memor: so heißt der Spruch auf dem Hausordensband, das zwei Leun bewachen. Die Vorsehung

wird zur rechten Stunde Alles zum Guten wenden. In die Zeit mußt Du Dich freilich schicken, auch wenn es böse Zeit ist, und niemals darfst Du, unter keinen Umständen, den Kopf hängen lassen. Das lehrt die alte Sächsin. Kein besonders kostbares Schaustück; aber der Kenner schätzt ihren Werth.

Ungefähr so, als ein ehrwürdiges, das ruhlose Auge tröstendes Erbstück, das an entschwundene Tage wechselnden Glückes mahnt, sahen die nach 48 geborenen Deutschen den Sachsenkönig Albert. Seit er in Sibyllenort, dem Tudorschloß, das der braunschweiger Wilhelm ihm hinterließ, sich aufs Krankenbett strecken und die leiseste Bewegung mit heftigem Schmerz büßen mußte, las man, Alldeutschland blicke in banger Sorge auf dieses Lager und flehe den Himmel an, Alberts Lebenstag zu verlängern. Das ist Reportergeschwätz, das nicht zu scheiden, zu unterscheiden weiß und jedes Menschengefühls innigen Ausdruck zur läppischen Phrase fälscht. Zu den ragenden Männern, an deren Lebensdauer ein Volksschicksal hängt, konnte kaum ein Dienstbotengemüth den wettiner Albert zählen. Die Sachsen selbst haben nie mit überschwingender Begeisterung von ihm gesprochen; nur mit ruhiger Achtung, wie von einem redlichen Herrn, mit dem sich leben läßt. Und hinter den grün-weißen Grenzpfählen wußte man wenig von ihm. Er soll ein guter Soldat gewesen sein und Moltke hat ihn als Kronprinzen den einzigen Feldherrn des deutschen Heeres genannt. Aber Moltke konnte, wenn sichs um Fürsten handelte, recht nach der Diplomatenkunst reden und wir sind, seit auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm zum reisigen Helden aufge-

putzt ward, gegen den Kriegsruhm hoher Herren mißtrauisch geworden. Gravelotte, Nouart und der Mont Avron waren längst vergessen und als Heerführer wurde Albert nur noch in rasch verhallenden Tafelreden gepriesen. Einen tüchtigen Haushalter hieß man ihn und an den Stammtischen schlugen die Herzen höher, wenn erzählt wurde, der König sei ein seßhafter Skatspieler, der wie ein Fuchs im ersten Semester vergnügt sein könne, wenn er einen Grand mit Vieren gemacht habe. Skat: Das klingt nicht nach achtzehntem Jahrhundert. Sonst aber schien Albert uns Jüngeren deutsches Rokoko. Er paßte nach Pillnitz, in die nicht allzu üppige Anmuth einer Gegend, die eine Hecke vor allen Modernisirungversuchen geschützt haben könnte. Man sah ihn überall gern: vielleicht, weil man ihn selten sah. Nur, wo es ihn nöthig dünkte, zeigte er sich; dann aber stand er seinen Mann. Ein Monarchentypus, den die Deutschen im Reich nicht mehr schauen werden, entschwand mit ihm unserem Blick. Neue Formen sind in die Mode gekommen. Auch neue keramische Künste, deren Leistung mehr ins Auge fällt als die der Böttgerzeit. Dennoch behalten die alten Sachsenkannen ihren Werth. Sie sind aus gutem, dauerhaften Material, wollen nicht feiner scheinen, als sie sind, und brauchen, wo eine Tradition sie vor rauhen Griffen bewahrt, den Alltag noch unter dem Aeroplan nicht zu scheuen.

Ganz leicht war es 1873 nicht, König von Sachsen zu sein. Johann Philalethes hatte mit seinem Beust und seiner Triasidee so ziemlich Alles verdorben, was an Sachsens deutscher Machtstellung noch zu verderben war. Die größte Sünde war freilich

lange vorher Ereigniß geworden: als Friedrich August, um seine Eitelkeit mit dem Königsreif Sobieskis zu krönen, der Reformirten Kirche den Rücken kehrte. Nur als Person, als ein Einzelner wollte er katholisch werden; doch umgab er seinen Sohn mit klugen Vätern Jesu, die dafür sorgten, daß auch der Kurprinz der Papstkirche gewonnen wurde. Damit war die albertinische Linie dem evangelischen Glauben entfremdet, das Kurfürstengeschlecht vom Weg der Reformation gewichen, der es zum Ruhm geführt hatte, auf die Höhe dynastischer Macht führen konnte. Wäre die Entscheidung Friedrichs des Weisen und Johanns des Beständigen geachtet, nicht der Laune eines gewissenlosen Lustsuchers geopfert worden, dann war Sachsen als lutherischer Vormacht in Deutschland die Bahn geebnet, während es unter katholischen Herrschern die Konkurrenz Oesterreichs und Bayerns auf der einen, Preußens auf der anderen Seite zu fürchten hatte. Immerhin war es nicht nöthig, 1866 so blind Partei zu ergreifen. Albert, der Kronprinz, hätte vielleicht anders gehandelt; als Einundzwanzigjähriger schon hatte er gesagt, nur das Zusammenwirken aller deutschen Stämme könne die Einigung bringen, die er ersehne. Siebenzehn Jahre danach mußte er seine Sachsen dem Corps Clam-Gallas zuführen und mit einem geschlagenen Heer aus Böhmen heimkehren. Als er den Thron bestieg, war die Einheit erstritten, das Reich gegründet; aber er herrschte über ein Land, wo von je hundert Einwohnern fünfundneunzig dem Lutherthum angehören. Solcher Glaubenszwiespalt, der sich zwischen Volk und Fürst aufthut, ist immer gefährlich; und das Mißtrauen

der lutherischen Sachsen ist nie völlig erloschen. Ein als Kronprinz geborener Albertiner müßte, so grollten sie, nach alter Verheißung den reformirten Glauben bekennen; doch die römischen Herren haben ganz heimlich und schlau dafür gesorgt, daß seit dem Uebertritt Augusts des Starken kein Erbe der Wettinerkrone mehr dem Mutterschoß als Kronprinz entbunden ward. Nur Alberts altmodisch sicherer Takt konnte Konflikte vermeiden und es nach und nach dahin bringen, daß der konfessionelle Gegensatz kaum noch empfunden wurde. An seinem Hof herrschten die Priester nicht (wenigstens war ihre Herrschaft nicht sichtbar) und die Akatholischen fingen erst wieder zu bangen an, als die schlechten Nachrichten aus Sibyllenort kamen. Wie tief in den Sachsenherzen der Haß römischen Wesens saß, merkte man später erst: als der fromme Wahn entstand, der Kronprinzessin Luise (an deren Sexualirrungen das gute Volk nicht glauben wollte) sei von Pfaffen eine Falle gestellt, der Hof und das Land verleidet worden. Unter Alberts Szepter wäre dieser häusliche, dieser staatliche Skandal nicht denkbar gewesen ... Das war nicht die einzige Schwierigkeit, die Johanns Sohn als König zu überwinden hatte. Er war im Gefühl festen Zusammenhanges mit Oesterreich, angeborener Antipathie gegen Preußen erwachsen und sollte nun Bundesfürst in einem Deutschland sein, aus dem Oesterreich verdrängt war. Im Juni 1866 hatte sein Armeebefehl den Oesterreichern versprochen, sie würden ihn in guten wie in bösen Tagen an ihrer Seite finden; und nun konnte er, der dem Kaiser Franz Joseph persönlich befreundet war, in die Pflicht kommen,

sein Kontingent gegen die Truppen des Habsburg-Lothringers führen zu müssen. Doch als Kronprinz schon hat er sich tapfer in die neue Zeit geschickt. Für die zuverlässige Treue, die ihn ans Reich band, und für die Bescheidenheit seines Wesens zeugt laut der Brief, den er zwanzig Tage nach seiner Thronbesteigung an Bismarck schrieb. Da liest man die Sätze: »An wen könnte ich mich wohl besser wenden als an den Kanzler des Deutschen Reiches, der so oft erklärt, er gehöre allen Bundesfürsten gleichmäßig an? Mit vollem Vertrauen wende ich mich daher an Sie, wenn ich die Hilfe gebrauchen sollte, wenn ich weisen Rathes bedürfte. Seien Sie dagegen versichert: auch ich werde Alles, was Sie zum Heil des Reichs und deutschen Volks unternehmen, so kräftig unterstützen, wie es meine geringen Kräfte erlauben, und hoffe, ein werkthätiges Mitglied, eine feste Stütze des Gebäudes zu sein, das mir mit dem Schwert aufrichten zu helfen vergönnt war. Indem ich bitte, diese Zeilen nicht übel zu deuten, die Sie vielleicht in Ihrem Tuskulum stören, verbleibe ich Ihr ergebener Albert.« Kein Schwulst, keine Phrase: der schlichte Ausdruck eines Gefühls der Unzulänglichkeit und zugleich der klaren Erkenntniß, wo in Nöthen der starke, bereite Helfer zu suchen wäre. So schrieb der König von Gottes Gnaden an den »Handlanger Wilhelms des Großen«, der Sachse an den Exponenten der großpreußischen Politik, dessen Siegerschritt ihm manche keimende Hoffnung zerstampft hatte, der Katholik an den Ketzer, dem tausend Priesterzungen in Rom fluchten. Wir sind an die Tonart solchen Fürstenbriefes gar nicht mehr gewöhnt; wie aus

weiter Ferne klingt sie zu uns, wie das letzte Echo einer versunkenen Welt, von der nur die Alten noch, aller Herrschgewalt enthobene, in den Ausgedingstuben raunen.

Und der König, der sich so bescheiden, so frei von dem Haß bleiben konnte, mit dem legitime Herren fast immer das Genie verfolgt haben, dieser Monarch des Altväterstils hat die modernste Entwickelung erlebt. Sein Land wurde der Hauptsitz der Großindustrie, die dicht bevölkerte Stätte des neuen Maschinenproletariates, das Manöverfeld der Sozialdemokratie. Das Alles war ihm ganz fremd und er hat sich oft darüber gewundert, daß Städte, wo die Bürger ihn so ehrerbietig grüßten, rothe Revolutionäre in den Reichstag schickten. Aber er hielt sich still. Nicht etwa, weil er ein feiner politischer Kopf war und sich sagte, da es nun einmal stets eine radikalste Partei gebenmüsse, sei die noch am Leichtesten zu ertragen, die an die Allmacht einer Evolution glaube, jede Gewalt verschmähe und ihres Sieges so sicher sei, daß sie nicht daran denke, ihn zu erstreiten. So hoch hinauf flogen seine Gedanken nicht. Nein: er hielt sich still, weil Ruhe ihn erste Königspflicht dünkte. Ein Wort konnte erschnappt, ein Seufzer weitergetragen werden. Oeffentlich hat man ihn nie klagen, nie drohen gehört. Er verstand die neue Zeit nicht, konnte sie nicht verstehen; doch er schwieg und wandte das Auge von dem Spektakel, wenn es ihn allzu tief kränkte. Im Grund ihres Herzens, mochte er denken, sind auch die Rothen recht brave Leute und gute Sachsen; und ich muß trachten, mir und meinem Hause sie nicht ganz zu entfremden. Sächsische Re-

girungen haben, seit die Geschwindigkeit der proletarischen Bewegung wuchs und die Fabrikfeudalherren in Schrecken jagte, oft recht unklug gehandelt; der König aber hat sich keiner von ihnen engagirt. Er wurde, als Katholik, von den Lutherischen geliebt; er stand treu zum Reich und die Partikularisten sahen ihn nicht scheel an; er ernannte Minister, deren soziales Verständniß aus der Eiszeit zu stammen schien, und die Schaar der Bedrückten sprach mit Achtung, mit zärtlicher manchmal, von ihm und selbst in Stunden leidenschaftlicher Erregung las man kaum irgendwo ein Wort, das den König verletzen konnte. Dem Knaben war wohl von den dresdener und leipziger Tumulten erzählt worden, die den verhaßten Grafen Einsiedel gestürzt und dem Prinzen Maximilian den Weg zum Thron gesperrt hatten, und der Jüngling hatte den leipziger Paradeputsch, die Folge prinzlicher Politik, und die bis hart ans Schloß reichende Wirkung der Februarrevolution erlebt. Solche Anschauunglehre schlug er nicht in den Wind. Für die Fürsten, fühlte er, ists am Besten, wenn sie hinter dem goldenen Gitter bleiben, das sie von der Raserei Hungernder, von den Kämpfen um Macht und Beute trennt, wenn sie der Möglichkeit, Unheil zu stiften, sich entziehen und nur ihr Recht wahren, Gutes zu thun. Er ließ die Regirung regiren, das Volk am Wahltag die Richtung seiner Wünsche andeuten und freute sich jeder Gelegenheit, ein Unrecht tilgen, einem Bittsteller Gnade gewähren zu können. Jagd und Karten kürzten ihm die Mußezeit; Speise und Trank mundete noch, als ihn längst das schmerzhafte Blasenleiden heimgesucht hatte,

das auch den alten Wilhelm plagte; und er vertrug die schwersten Virginiacigarren. Die Wirthschaftinteressen seiner Sachsen lagen ihm am Herzen und er hat, in Gemeinschaft mit Franz Joseph, den Kaiser für den Gedanken der Handelsverträge gewonnen, die der sächsischen Textilindustrie Vortheile brachten. Nie aber empfand er das Bedürfniß, zu reden, über politische Vorgänge vor dem Volk seine Meinung zu sagen. Er schwieg. Er konnte schweigen; denn er war der König.

Noch eine schwere Probe hatte der Greis zu bestehen. Bismarck, zu dem er in unbeirrter Zuversicht aufgeblickt hatte, wurde entlassen; und der persönliche Wille des Kaisers trat mit so starken Impulsen hervor, daß man draußen vom Empereur d'Allemagne zu sprechen begann und kaum noch der Bundesfürsten gedachte, deren erstem mit dem Bundespräsidium der Titel des Deutschen Kaisers, aber nicht das Recht eines Reichsmonarchen zuerkannt worden war. Vom Kaiser, nur vom Kaiser war Tag vor Tag jetzt die Rede. Die Geburt des Reiches war 1871 nur durch den Kaiserschnitt möglich geworden, der dem Sorgenkind ans belebende Licht half. Die beiden Männer aber, denen damals die Sectio Caesarea gelungen war, hatten noch Preußens schwarze Tage gesehen; sie kannten die Gegensätze der deutschen Stämme, die in den Landsmannschaften der Hochschulen fortlebten, und wußten, welches Opfer dem Selbstgefühl der souverainen Fürsten zugemuthet wurde, die wichtige Theile ihrer ererbten Rechte dem Sohn eines aus unscheinbaren Anfängen emporgekommenen Junkergeschlechtes ausliefern sollten. Wilhelm und Bis-

marck waren und blieben einig in dem Bemühen, den Kaiser-gedanken für besonders ernste oder besonders festliche Stunden aufzusparen. In diese Vorstellung hatten die Bundesfürsten sich gewöhnt (Andere werden sagen: die freiwillige Zurück-haltung des alten Kaisers hatte sie verwöhnt) und ein unbe-hagliches Gefühl mußte sich einstellen, als es anders wurde und sie von dem plötzlich, bald da, bald dort, aufblinkenden Leuchtfeuer der Kaisergloriole ihr weniger glanzvolles Mühen verdunkelt sahen. Niemand sprach noch von ihnen, Niemand traute ihnen auf das Geschick des Reiches, dem sie doch ge-meinsam die Einheit schufen, entscheidenden oder auch nur mitbestimmenden Einfluß zu; sie schienen nur noch vorhanden, um an Feiertagen sich um den Thron des Einen zu schaaren, der mit seinen Worten und Willensregungen die Welt erfüllte und in einem Lande, dessen Fürstengeschlechter fast alle ein-mal mit einander in Fehde gelegen hatten, seinem Hohen-zollernhaus mit rascher Hand die Schätze geschichtlichen Ruhmes häufte. Eine schwere Probe. König Albert hat sie be-standen. Manches gefiel ihm nicht, die Treusten sahen ihn den weißen Kopf schütteln und an leisen Friktionen hat es seit 1890 niemals gefehlt; nicht nur in der Zeit des lippischen Erbfolgestreites, den der Sachse gegen den Wunsch Wilhelms des Zweiten entschied. Einmal, im Privatgespräch, ließ er merken, daß seinem Greisenohr die berliner Geräusche nicht entgingen. Der junge Herr, sprach er, möchte immer das erste Wort haben; wenn er älter ist, wird er merken, daß es für einen Monarchen wichtiger ist, das letzte Wort zu haben.

Er ahnte die Gefahr, die dem Reich erwuchs. Stets aber blieb er korrekt. Er freute sich, 1892 zu sehen, wie fest gerade die Sachsen an Bismarck hingen: doch er selbst hielt sich zurück. Er wollte weder die neue Mode mitmachen noch mit persönlichem Widerspruch die Kritik herausfordern: der unangreifbare König für Alle wollte er sein und vor des Neides langenden Blicken »die Sache halten«, so lange es irgend ging. Ob man ihn für einflußreich oder ohnmächtig, für einen Nenner oder eine Null im Reich hielt, galt ihm gleich; nur um die Erhaltung der starken Kraftwurzeln im heimischen Boden wars ihm zu thun. Da konnte er still wirken, konnte er, ohne die Zukunft der Dynastie zu gefährden, in weiser Selbstbeschränkung Nützliches schaffen. Nie vernahm man von seinen Neigungen, seinen Liebhabereien. Providentiae memor! Auch die Hand, die aus dem Purpur hervorwinkt, hält die unhemmbar nothwendige Entwickelung nicht auf. Nicht einmal auf der schmalen Höhe, wo die deutsche Muse mühsam ihr Leben fristet. Alberts Residenzstadt wurde der germanische Vorort modernster Kunst; dort lernten wir Meunier und Rodin, Van de Velde und Zuloaga kennen. Und der König schalt nicht; ließ lächelnd Alles geschehen. Warum nicht? Warum dem Zeitlauf sich eigenwillig entgegenstemmen? Die gute alte Sachsenkunst, deren Produkte so patrizisch aussehen, so behaglich unzeitgemäß, behielt auch neben dem Allerneusten noch ihren Werth.

LEO XIII.

Völlig vollendet, wie einst der graue, reisige Nestor, starb Leo der Leise still dahin. Im letzten Lenz seines Lebens war ihm eine letzte Freude erblüht: aus Anglien, aus dem Inselreich, wo die Sendboten Gregors des Großen den spröden Germanensinn der Römischen Kirche gewonnen hatten, kam ein König, aus dem Lande Luthers in pomphaftem Aufzug ein Kaiser; und Beide beugten vor dem Nachfolger Petri in Ehrfurcht das Haupt. Der firne Greis vermochte die stolze Stunde noch auszukosten, mit Auge und Ohr ihre Wonnen zu schlürfen. Drei Nächte lang hatte er sie herangewacht: nun gehorchten die Nerven dem Willensgebot; und während der Deutsche Kaiser seufzend vom engen Gemäuer der Landeskirche sprach, aus dessen Stickluft er sich in weitere Horizonte sehne, ward er, wie ein heimkehrender Sohn, vom hoffenden, fürchtenden Vaterblick betastet, in zärtlicher Angst durchstöbert. Von einem scharfen, in neunzig Wintern nicht ermüdeten Blick. Der Papst fand den Kaiser früh gealtert; »zwischen seinen Brauen ist die Furche tiefer als auf meiner Stirn und Bitterniß lagert um den Mund, den man mehr sieht, seit die Bartspitzen aufwärts gezwungen sind.« Und mit den schmalen, runzligen Fingern

malte der alte Priester den Schnurrbart des deutschen Kriegsherrn in die Luft. Das Fußkissen war ihm entglitten; der Kaiser hatte sich rasch gebückt, um es zurechtzurücken, und die Hand, die den Griff des Gastes hemmen wollte, die entfleischte, zitternde Hand mit dem schweren Fischerring und den langen Nägeln, fromm an die Lippen gedrückt. »Dabei rutschte ihm ein Armband weit übers Handgelenk. Das muß eine neue Mode sein.« Nichts war dem Greisenauge entgangen. Dieser den Kurialsitten genau angepaßte Besuch und der Unmuth, den er im Herzen lutherischer Eiferer anschürte, war die letzte Freude des Pontifex. Unter den dörrenden Strahlen der Junisonni versiechte ihm mählich der Lebenssaft; und durch die bunte, üppige Sommerpracht der vatikanischen Gärten klang sacht schon des Dengeln der Sense, die Jeden am Tag seiner Reife mäht. Lange noch, über Menschenerwartung lange hielt Leo sich aufrecht: und als ein Aufrechter wollte er, da die Nonen des Julius nahten, die Schwelle der Zeitlichkeit beschreiten. In dem entlebten, erkaltenden Leib fachte der Wille immer wieder ein schlankes Nothflämmchen an, bei dessen Flackerschein für die letzte Reise das Bündel geschnürt werden konnte; ein des rechten Weges bewußter Wille, der das Viatikum, den Sühnheller, nicht vergaß und selbst noch bestimmte, welche Hautstellen das geweihte Oel netzen solle. Todesschauer schüttelten das welke Stämmchen: doch gleich einer grünen Gerte bog es sich, ohne zu brechen. Der Dichter wollte sich selbst das Sterbelied singen. Mit verröchelnder Stimme hauchte er Verse, die er noch korrigiren, noch gedruckt sehen wollte.

»Das Taggestirn weicht sterbend dem Reich der Abendröthe.« Das Taggestirn: so hatte man ihn genannt, nannte er nun selbst sich im letzten Gedicht. Qualis artifex ... Noch einmal rafft er sich auf, steigt, in lächelndem Trotz, aus dem Bett, läßt sich von den Pflegern, denen, wie vor einem grausig hohen Wunder, der Athem stockt, ans Fenster tragen und schaut hinab und umfängt mit erlöschender Sehkraft die urbs, die Campagna, das Albanergebirge. Draußen dämmert die Nacht; um so heller wirds im Herzen des sterbenden Papstes. Dort unten, auf dem Platz von Sankt Peter, war einst der Cirkus des Caligula und des Claudius. Dort loderten, auf Neros Wink, Menschenleiber, beseelte Fackeln, himmelan. Dort hatte, an einem Hochsommertag des Jahres 64, Petrus in Martyrqual am Kreuz gestöhnt. Ein Sektenheiliger: und der Fels doch, auf den die Papstkirche gebaut ward. Wieder, nach achtzehnhundertundvierzig Jahren, prangt heute Rom im Hochsommerglanz: und Petri Schlüsselgewalt reicht über die Weltmeere, bis ins dunkelste Afrika, bis in die Erdmitte, und der Spruch des Bischofs von Rom bindet und löst in schwarzen, braunen, gelben Leibern die Seelen. Einen glücklich Scheidenden schleppen die Aerzte ins Bett, befreit ihr Messer von letzter Brest .. »Völlig vollendet liegt der ruhende Greis«; und an seinem Lager würde Goethes Pallas Athene nicht fragen, wer wohl den Alten beklage. Eine Welt trauert um ihn, der, trotz einem Jüngling, »unendliche Sehnsucht erregt«, und dem thränenden Auge des Frommen ziehen Lebensbilder vorüber, wie ein Sterblicher selten sie sah; kaum einer noch in unseren grauen Tagen.

Pius der Neunte lag auf dem Paradebett. In der Pracht seiner Ceremoniengewänder; die Mitra auf dem Haupt, das Kissen aus Goldtuch stützten, mit rothen Handschuhen und rothen Pantoffeln, die der Gläubigen Inbrunst zu küssen drängte. Geschäftig waltete der Kardinal Pecci des Kämmereramtes. Nie hatte man den Achtundsechzigjährigen so unruhvoll, den oft als mild Gerühmten so streng gesehen. Nach Antonellis, seines Feindes, Tod war er von Perugia nach Rom berufen worden und hatte dort still für sich gelebt. Er wollte nicht auffallen. Schon war ihm geweissagt worden, er werde nach Pius auf dem Stuhl Petri thronen. Er war bereit, hatte die Zeit der Verbannung nicht ungenützt gelassen und bebte nun doch im Innersten, da die Entscheidung nahte. Pius selbst, dessen starke Herrennatur sich gegen jede Erkenntniß kränkender Wahrheit sträubte, hatte in seinen letzten Lebenstagen einsehen gelernt, wie viel, wie Ungeheures dem Papstthum verloren und wie nöthig es war, der Kirchenmacht neue, festere Fundamente zu schaffen. War solche Aufgabe nicht am Ende zu schwer für einen hinfälligen Greis, der einmal nur, als Nuntius in Brüssel, in ein Eckchen des Weltgetriebes geblickt und sich stets mehr als Gelehrten denn als streitbaren Kirchenfürsten gefühlt hatte? Und dennoch: konnte nicht gerade in dem schwachen Leib des Carpineters der Herr das Wunder wirken, das er dem robusten Siegerbewußtsein des neunten Pius versagt hatte? Der Kämmerer harrte des Herrn. Ringsum wurde eifrig an dem Gespinnst gearbeitet, das ihn umgarnen, ihn von der Mehrheit im Heiligen Kollegium absperren sollte.

Er schien nichts zu merken und erwiderte stichelnde Andeutungen mit dem Hinweis auf seinen nahen Tod. Die Hand, die des toten Papstes Schläfe dreimal mit dem silbernen Hammer berührte, zitterte nicht und fest klang die Stimme, die fragte: »Schläfst Du, Johannes Mastai?« Dann aber erlahmte die Nervenkraft. Joachim Pecci wurde von einer Unruhe ergriffen, die nie vorher an ihm gesehen ward. Er schlief wenig, tauchte, wo man ihn nicht erwartete, plötzlich auf und hatte einen hastigen Befehlshaberton, der seinem Wesen früher ganz fremd gewesen war. So auffällig war die Veränderung, daß, als er vor dem Katafalk in der Sixtinischen Kapelle nach der Totenmesse die Absolution ertheilte, der Kardinal Oreglia dem Kardinal Guibert zutuschelte: »Der rührt die Werbertrommel!«.. Das war am fünfzehnten Februar 1878. Am nächsten Tage wurde Pius eingesargt; Tannenholz, Blei, Ulmenholz umfingen mit dreifacher Hülle den ruhenden Leib, sechs Siegel verschlossen den Sarg, der Fischerring, den der Lebende so lange getragen hatte, wurde zerbrochen und jedes Stück, als eine kostbare Relique, einem Würdenträger anvertraut. Wieder versammelten sich, als die Rede Pro Pontifice Eligendo verklungen war, die Kardinäle, wieder riefen sie zum Herrn und flehten, ihren Sinn zu erleuchten; dann stand jeder, dessen Name genannt war, auf, schritt zum Altar hin und legte seinen Stimmzettel in einen Kelch. Acceptasne electionem de te canonice factam in Summum Pontificem? Gehorchest Du dem Ruf, der Dich auf den Papstsitz erküret? Knieend richtete ein Dechant die überlieferte Frage an den Kardinal Pecci. Der hatte des

Herrn geharrt: er folgte dem Ruf des Herrn. Als man ihn wegführte, soll er einer Ohnmacht nah gewesen sein. Doch ehe er ruhen durfte, mußte er den ganzen Pomp der Huldigungfeier hinnehmen. Die Diener kleideten ihn in weiße Gewänder. Diakone warfen vor ihm Kerzen nieder, daß sie erloschen, und riefen: Wie dieses Licht, so vergehe der weltliche Ruhm! Auf Hände und Füße, auf den Saum seines Kleides preßten sich heiße Lippen. Von der Höhe einer Loggia herab breitete er die Arme aus und segnete die Ewige Stadt, segnete die katholische Christenheit. Und alsbald ward verkündet, der neue Papst werde sich Leo den Dreizehnten nennen, um sich als einen Verehrer Leos des Zwölften zu zeigen, des strengen Herrn, der wider Freimaurer und andere Ketzer gewüthet, im Jubeljahr 1824 eine Bannbulle erlassen und die Jesuiten, der Kirche klügste Triarier, zu neuer Macht geführt hatte.

Das gab eine Ueberraschung. Der Kardinal-Kämmerer hatte für einen milden Mann gegolten und als ein liberaler Papst, hieß es, würde er das Weihezeichen des Triregnum tragen. Zwar hatte er in heftigen Briefen an Victor Emanuel gegen die Besetzung des Kirchenstaates, gegen die Belästigung der Kongregationen und gegen die Civilehe protestirt, Priester, die vom Papst den Verzicht auf die weltliche Macht zu fordern gewagt hatten, mit der Suspension a divinis bestraft und Ratazzi hatte ihn einen bis zur Grausamkeit unbeugsamen Geist genannt. Doch das Alles war unter der Herrschaft des unerbittlichen Pius geschehen, in der ersten Zeit leidenschaftlichen Widerstandes gegen den Usurpator, und andere Stimmen hatten

gesagt, dieser Kardinal, der ein Gelehrter und ein Dichter sein wolle, werde, sobald er selbständig handeln dürfe, sich von der natürlichen Sanftmuth seines Wesens leiten lassen. Und nun, wie um jede schüchternste Hoffnung zu enttäuschen, bei der Namenswahl schon die Erinnerung an den Mann, der die Gefängnisse der Inquisition wieder geöffnet hatte? Als Crux de cruce hatte Pius der Neunte auf der Kirche gelastet und abertausend unerfüllte Wünsche hatten auf Peccis Wappenspruch Lumen in coelo sehnend geblickt. Sollte der Strahl dieses Lichtes die zarten Keime jungen Hoffens wegsengen?

Die Meinungen blieben getheilt und das Charakterbild des neuen Oberhirten war, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, lange nicht klar zu erkennen. Er wird uns mit Skorpionen peitschen, sagten die Einen; die Anderen: Auf Petri Stuhl sizt ein Jakobiner. In beiden Lagern suchte man Trost im Anblick seiner Gebrechlichkeit. Das war nicht Pius, dessen Gestalt bis ins Greisenalter straff geblieben war und dessen fleischiger Herrscherkopf von innerer Gluth geleuchtet hatte. Dieses längliche, knochige, bleiche Asketenhaupt mit den dünnen, blutlosen Lippen würde die Tiara gewiß nur kurze Zeit tragen; diesen dürren, fast diaphanen Leib würden sie bald auf das rothe Totentuch betten. Kaum hielt er sich aufrecht. Und schon am Tage der Huldigung, als er, selbst weiß und schlank wie eine Wachskerze, schwankend durch das Spalier der Kerzenträger schritt, wurde in allen Winkeln des Vatikans geflüstert: »Ein sterbender Papst! Seine Heiligkeit wird nicht lange unter uns wandeln. Ueber ein Kleines erlischt dieses blasse Licht.«

Non videbit annos Petri ... Ein Vierteljahrhundert war seitdem vergangen; und noch immer hielt der nun Dreiundneunzigjährige in entfleischten Händen den Hirtenstab. Noch immer schwebte er, wie ein weißer Schatten, an hohen Feiertagen über den staunenden Häuptern der Gläubigen dahin. Noch immer auch schlug er mit unverminderter Kraft für seine Sache die Werbertrommel. Noch im Jahre 1902 ermahnte er in eindringlichen Worten die Ketzerheit, in den wärmenden Schoß der Katholischen Kirche heimzukehren. Denn nur da lasse sich gut sein. Daß Vernunft Unsinn wird und eine materialistische Weltauffassung das Glück der Menschheit nicht mehrt, sei längst doch offenbar geworden. Was habe die Freiheit genützt, die Forschung, all der schöne Wahn, der seit den Tagen der Reformation durch die Hirne spukt? Die Moral ist zerrüttet, die Grundmauern der Staaten wanken: so strafe, so räche der Herr den Abfall vom wahren Glauben. Leo der Dreizehnte hat die Encyklika, in die er so hart rügende Sätze schrieb, sein Testament genannt. Und der Greis, der an der Schwelle der Ewigkeit schwachen Menschen solchen Scheidegruß sandte, hieß seit elf Jahren der moderne Papst.

Der Name gebührte ihm und wird ihm, trotz dem Testament, bleiben. Als Antonelli gestorben und der Blick des Pontifex nicht mehr durch trügende Schleier gehemmt war, hatte Pius geseufzt: »Mein Nachfolger wird von vorn anfangen und eine ganz andere Politik treiben müssen als ich!« Das hatte auch Leo erkannt. Er fand das Papstthum der weltlichen Herrschaft beraubt und war zu klug, um sich der Hoffnung

hinzugeben, diesen Verlust könne die Zeit je wieder aus dem Buch der Geschichte tilgen. Und die feinen Nerven des Erben fühlten noch schlimmeren Verlust. Die hierarchische Zucht war straffer als je; Pius hatte dafür gesorgt, daß der Riesenkörper der Kirche dem leisesten Druck des Zügels gehorchte. Doch diese Kirche war in der modernen Welt ein Fremdling geworden; nicht den Ketzern nur, nein: auch vielen Gläubigen. Ueberall mühte sie sich in fruchtloser Willensanstrengung, Fallendes zu stützen, war alles Werdenden Feind und nirgends neuen Wünschen erreichbar. Eine ehrwürdige Ruine, die sacht verwittert. Wohl galt noch immer das stolze Wort: Stat crux, dum volvitur orbis. Stand aber auch das Pontifikat so fest wie das Heilandskreuz, konnte es ohne innere Wesenswandlung allen kommenden Stürmen trotzen? Leo hat sich oft als Verehrer des Heiligen Thomas bekannt und gewiß im Archiv des Klosters auf Monte Cassino, wo das scholastische Genie des erwachsenden Neapolitaners gebildet ward, einmal die weisen Worte gelesen, die Cremonini, Galileis Freund, schrieb: Mundus nunquam est; nascitur semper et moritur. Niemals ist eine Welt; in jedem Augenblick wird sie und stirbt. Ein gutes Leitwort für Einen, der die Menschenwelt ewig welkender, ewig erneuter Illusionen beherrschen will. Nicht an Vergehendes darf er sich klammern. So aber hatte Pius gethan. Der war zufrieden gewesen, wenn sein hitziges Temperament sich in prachtvollen Unwettern ausgetobt hatte. Von keinem Kompromiß, keinem Pakt mit feindlichen Mächten mochte er hören. Sein Fluch, daran gab es für ihn keinen Zweifel, drang

in den Himmel und rief Gottes Strafgericht auf der Sünder unreine Seelen herab. Wie Vielen hatte er geflucht, die ihr Haupt noch aufrecht trugen und ungebrochenen Muthes vorwärts schritten! Von einer anderen Methode hoffte Leo Gewinn für die auf allen Seiten bedrängte Papstkirche. Keine fleischliche Wallung schien über den hageren Greis Macht zu haben; nie sah man ihn zornig, nie kam aus seinem Munde ein schriller Ton. Er nahm das alte Programm der christlichen Platoniker wieder auf und folgte den Spuren des Doctor Angelicus. Wie die Kirchenväter sich bemüht hatten, die Philosophie, die Kulturschätze der Hellenen dem neuen Bedürfniß der jungen Christenheit anzupassen, wie Thomas von Aquino einen großen Theil seiner Kraft an die Aufgabe gesetzt hatte, den aristotelischen Geist in das Bewußtsein der Katholiken hinüberzuretten, so wollte Leo nun Kirche und Welt, Glauben und Wissen versöhnen. Allzu lange war die Kirche ein Hemmniß auf allen Wegen der Civilisation gewesen; sie sollte künftig, gerade sie, der Kultur den rechten Pfad weisen. Was halfen die Flüche gegen den neuen Geist? Man muß sich mit ihm einrichten, ihm Luft und Licht gönnen und, während die Linke ihn streichelt, mit der Rechten unter väterlichem Zuspruch ihm die drohende Waffe entwinden. Die Menschheit muß wieder erkennen lernen, daß auch die Wissenschaft christlichen Ursprunges ist und daß keine unüberbrückbare Kluft den Forscher vom Gläubigen trennt. Das war das Ziel des neuen Papstes; mußte das Ziel eines Mannes sein, der den Musen nicht minder eifrig als seinem Gott diente,

Dante zärtlich liebte und die ciceronischen Perioden seiner Hirtenbriefe so sauber feilte, als lange er, wie einst der Humanist Arneas Sylvius, nach dem Ruhm eines Literaten.

Der Kirchenstaat war verloren, seit am zwanzigsten September 1870 die italienischen Truppen durch die Porta Pia in Rom eingedrungen waren und Victor Emanuel gesagt hatte: Ci siamo, ci resteremo. Noch war die Wunde zu frisch, die Gewalt der Tradition zu groß, als daß der Nachfolger des neunten Pius daran denken konnte, mit dem Minderer seiner Macht Frieden zu schließen. Er blieb der im Vatikan Gefangene und protestirte, wann die Pflicht es gebot, pünktlich gegen den Raub. Doch in der Stille mag Leo sich oft gesagt haben, daß dieser Raub ein Glück für die Kirche war. Jede weltliche Herrschaft weckt Haß; und ein leidender Papst ist stärker als ein im Prunk eines Hofstaates thronender. Eine Kirche, die wirklich ecclesiarum omnium mater et caput sein will, braucht keine Hausmacht und wird durch die allzu enge Verbindung mit einem bestimmten Lande in ihrer Propaganda eher gehemmt als gefördert. In einer Zeit, wo in den Kanzleien aller Großmächte die Verträge sich zu kleinen Gebirgen häufen, hat Leo kein Bündniß gesucht; ihm ist zuzutrauen, daß er jede Bundesgenossenschaft abgelehnt hätte, selbst wenn ihm als Preis die Wiederherstellung des Kirchenstaates versprochen worden wäre. Wer sich heute Einem ganz hingiebt, hat morgen mindestens einen Feind; und der Papst will sich die Möglichkeit friedlicher Verständigung mit allen modernen Mächten bewahren. Als am zwölften November 1890 der

Kardinal Lavigerie in Algier das französische Geschwader in einem Trinkspruch begrüßte, in dem gesagt war, der Katholik könne sich mit jeder Staatsform abfinden, hielt man das auf der Zunge eines Kirchenfürsten revolutionär klingende Wort für das Zufallsprodukt einer Laune. Man sollte bald erfahren, daß es sehr ernst gemeint und mehr war als ein Bekenntniß persönlichen Glaubens. Leo hatte sich der Mahnung erinnert, die Toten ihre Toten begraben zu lassen. Sein Ziel war nur zu erreichen, wenn die Katholiken unfruchtbarem Groll entsagten und aufhörten, sich als Gehilfen der Reaktion verhaßt zu machen. Schon zwanzig Jahren zuvor hatte er an die spanischen Bischöfe geschrieben, die Behauptung, die Religion sei an das Programm einer politischen Partei geknüpft, müsse als Irrlehre bekämpft werden. Das dünkt Manchen wohl banale Weisheit; wer aber vergangener (und nicht einmal allzu lange vergangener) Tage gedenkt, wird sich hüten, solches Urtheil zu fällen. Ueberall waren die Katholiken die Träger oder doch die Schutztruppen der Reaktion. Gegen das Schisma, die Reformation, die Revolution, den Kulturkampf ballten sie die Faust und konnten die Entwickelung doch nicht aufhalten. Rußland war dem römischen Priesterkönig nicht zurückzugewinnen; in Frankreich zog kein neuer Roy von Papstes Gnaden ein; und das politische Werk Luthers und Bismarcks spottete ohnmächtigen Zornes. Ein Zustand, der die Katholiken zu dumpfer Thatlosigkeit verdammte, durfte nicht dauern. Leo Tolstoi, der Heiland müder Artisten, konnte den Völkern predigen, hinter ihnen liege das Heil, und sie zur Umkehr

ermahnen. Ein Papst, der wirken, Welt und Kirche versöhnen will, darf nicht das Dysangelium verkünden lassen, jeder vorwärts führende Schritt sei ein Verbrechen, eine Sünde wider den Heiligen Geist. In den Köpfen, selbst in denen oft, die der Glaube noch nicht floh, wacht ein uraltes Mißtrauen; immer regt sich, wenn von den Lebensrechten der Kirche gesprochen wird, an deren Mauer die drei Worte universitas, antiquitas, unitas locken und schrecken, die Furcht, die Tage der Gregor und Innozenz könnten wiederkehren und die lähmende Macht der Theokratie, die Gräuel der Inquisition zurückbringen. Diese Gespenster hat der Entschluß Leos des Dreizehnten verscheucht. Er hat die Katholiken zu politischer Arbeit gerufen und von ihnen verlangt, sich in die Zeit zu schicken, so schlimm sie ihnen auch scheine. Er hat den Bund gebrochen, der die Schicksale von Thron und Altar an einander ketten sollte. Er hat offen und feierlich Frieden mit der Demokratie geschlossen, die so lange von der Kirche bekämpft worden war.

Der Erfolg hat für ihn entschieden. Als er an Rampolla, der damals Nuntius in Madrid war, schrieb, die Bischöfe sollten sich von der karlistischen Agitation fern halten, als er Monsignore Czacki, den pariser Nuntius, mit der Mission betraute, zwischen der Republik und der Kurie einen modus vivendi zu schaffen, schüttelte mancher Kardinal das Haupt und wisperte, das lumen in coelo habe sich als ein Irrlicht erwiesen. Längst aber war nun jeder Zweifel verstummt. In Asien und Afrika sind die Quadern des hierarchischen Gefüges fester als je gefügt und in Europa ist die Macht des

Papstthumes über alles Erwarten gewachsen; sogar mit Rußland hat der kluge Politiker auf Petri Stuhl sich verständigt. Im Karolinenstreit hat Bismarck ihn zum Schiedsrichter erkürt und Wilhelm der Zweite hatte seinen Rath erbeten, als der Versuch gemacht wurde, den Arbeiterschutz durch internationale Gesetze zu regeln. So Großes, so Ungeahntes wurde erreicht, trotzdem der Papst offen erklärt hatte, die Kirche werde nicht unter allen Umständen mehr fortan die alten Dynastien stützen.

Den Frieden mit der Demokratie hatten Männer wie Montalembert und Lacordaire längst empfohlen; und mit lauterer Stimme als sie hatte Lamennais gesprochen. Er schuf den Bund zur Vertheidigung der religiösen Freiheit und bemühte sich, von dem ebbenden Strom der katholischen Inbrunst zu den modernen Lebensmächten einen Weg zu finden. Die Kirche, so wollte er, sollte im werdenden Bewußtsein des Jahrhunderts feste Grundlagen suchen und ihre Diener sollten sich ohne Vorbehalt auf den Boden der Charte stellen; vor allen Dingen aber sollte die Kirche vom Staat, der Staat von der Kirche frei sein. In allen Zungen klangen seine Paroles d'un croyant über die Erde hin und kündeten die Souverainetät der christlichen Völker. Der Bannstrahl, den Gregor der Sechzehnte gegen den unbotmäßigen Priester schleudern wollte, traf sein Ziel nicht; die Encyklika Mirari vos ist vergessen und Lamennais lebt in der Geschichte des Katholizismus als einer der stärksten Wirker des neunzehnten Jahrhunderts. Vor ihm schon hatte Saint-Simon den Papst als Retter aus sozialer Noth angerufen. Im Nouveau Christianisme stehen die Sätze: »Das

wahre Christenthum muß auch für das irdische, nicht nur für das himmlische Glück der Menschen sorgen. Dem Papst ist die Aufgabe gestellt, die Gesellschaft nach den sittlichen Grundsätzen des Heilands zu organisiren. Es genügt nicht, den Gläubigen die Gotteskindschaft der Armen zu predigen; die streitbare Kirche muß rücksichtlos alle Macht und alle Mittel anwenden, um schnell die moralische und die physische Lage der Klasse zu bessern, der die größte Menschenzahl angehört.« Und ein Schüler Saint-Simons, der jüdische Bankier Isaac Pereire, wiederholte den Ruf des Meisters, als der Kardinal Pecci zum Papst gewählt war. »Wie konnte«, rief er (La question religieuse), »die Kirche bis heute verkennen, daß die Wandlung der Welt nicht ein ruchloses, antichristliches Werk ist, sondern von der Vorsehung vollendet ward, um den tiefsten Gedanken des Christenthumes in seinem göttlichen Glanz zu enthüllen? Nie ward von der Kirche die Erfüllung einer schöneren, ihres Stifters würdigeren Pflicht gefordert. Ist sie nicht zur Mutter der Waisen, zur Schützerin der Unterdrückten bestimmt? Sie hat die Sklaverei der Heidenzeit beseitigt und das Joch der Feudalherren gebrochen: sie muß auch den modernen Arbeiter aus den Banden der Hörigkeit erlösen. Nur die starke Organisation der Katholischen Kirche sichert ein soziales Wirken großen Stils. Solche Wirksamkeit wird erst möglich, wenn über den Gesetzgebern, den Gelehrten, den Fabrikanten Apostel stehen, Missionare, die bereit sind, ihr Leben dem Heil der Menschheit zu opfern, unabhängige Männer, die den Muth haben, Allen die Wahrheit zu sagen.

Und wo wären solche Männer zu finden, wenn nicht im Bereich der Kirche?« Wir wissen nicht, welche dieser Stimmen bis ins Ohr Leos des Dreizehnten drang. Doch was sie ersehnten, hat er vorzubereiten versucht. Am fünfzehnten Mai 1891 erging an die ehrwürdigen Brüder im katholischen Glauben die Encyklika De conditione opificum, die mit den Worten begann: Rerum novarum semel excitata cupidine . . . Die Neuerungsucht, an der seine Vorgänger sich geärgert hatten, war ein Faktor geworden, mit dem der Papst rechnete. Bis zu diesem Tag hatte in Rom nur alte Münze gegolten.

Oft ist seitdem die soziale Aktion verhöhnt worden, die damals so geräuschvoll begann und die dann so schnell wieder endete. Von den überschwänglichen Hoffnungen, die sich ans Licht wagten, als der Papst den Pilgerzug der französischen Arbeiter im Vatikan empfing, ward keine erfüllt; konnte keine erfüllt werden. Nur fromme Einfalt verstieg sich bis zu dem Wahn, der Heilige Vater vermöge mit einem Wink seines Zauberstabes die Nöthe zu lindern, unter deren wechselnden Formen die Menschheit seit Jahrtausenden ächzt. Dennoch sollten die Spötter ihren Witz für bessere Gelegenheit sparen. Es war eine große Stunde, die in einem mit der Tiara geschmückten Haupt den Entschluß gebar, »ins Volk zu gehen« und die Dynastien, den ganzen Heerbann der sich allein legitim dünkenden Mächte ihrem Schicksal zu überlassen. Einst werden späte Thomisten vielleicht dem aufhorchenden Erdkreis künden, daß in dieser Stunde die von abertausend Seelen ersehnte Renaissance der Katholischen Kirche begann.

Die Kirche kann warten; und kluge Päpste waren immer geduldig: patiens quia aeternus. Die Starrheit war gewichen und in der Gemeinschaft der Gläubigen neues Leben erwacht. Schon wagte man, von Reformen zu reden, wurden die alten Mauern untersucht und die Hand, die auf hohle Stellen wies, brauchte nicht mehr zu zittern. Wer hatte sich früher um die Sendschreiben des römischen Bischofs gekümmert? Jetzt wurden sie von allen Gebildeten gelesen, von Gelehrten und Politikern kritisirt und in der akatholischen Presse besprochen. Das Papstthum ist wieder eine geistige Macht geworden und mählich lösen sich nun auch die Märchenschleier, die diese Institution dem Auge verhüllten. Niemand glaubt heute noch, daß alle Päpste ein orgiastisches Schlemmerleben führen; die Borgia sind auch im Vatikan eben so selten wie die Hildebrand. Als Gutzkow seinen Rationalistenroman gegen den römischen Zauberer schrieb, sah er den Papst noch als eine Riesenspinne, die Alles aussaugt, was ihr flatternd naht, alle regsamen Kräfte zu umstricken strebt. Und viel später noch, da längst schon der Ruhm des Jungen Deutschland verblichen war, dachten wir, wenn vom Papst gesprochen wurde, an Benedikt den Vierzehnten, der, während er von der Loggia der Peterskirche den Segen spendete, sich selbst den größten Betrüger genannt haben soll: »In der Menge da unten betrügt Einer den Anderen; und ich betrüge sie Alle!« Wir sind nüchterner geworden, skeptischer, doch auch gerechter. Wir stellen uns vor, daß es im Vatikan nicht anders zugeht als an anderen Höfen; nur sind die Höflinge, ist die Bureaukratie da klüger, nach ver-

nünftigerer Auslese auf die Höhe gelangt. Und in diesem Gewimmel herrscht nicht die Sucht, die Geister zu knebeln, der armen Menschheit ihr Bischen Glück zu rauben und alles Licht, alle Lebenslust auszulöschen. Wir sehen Menschen, die ihre kleinen Geschäfte machen und meist wohl überzeugt sind, daß ihr Wirken der großen Christengemeinde frommt. Der Greis, dem sie gehorchten, wurde von Todfeinden des Katholizismus bewundert, aber kaum von Einem, der ihm nicht unterthan war, gefürchtet. Rom hatte den erschreckenden Nimbus verloren; und Leo der Dreizehnte war der moderne Papst.

Gebührte der Name ihm wirklich, auch nach der unmodern klingenden Encyklika, die er sein Testament genannt hat? Auch sie ist von einem gebildeten Manne verfaßt. Wie Leo, so haben größere Pessimisten über die »Errungenschaften der Neuzeit« geurtheilt; nur haben sie den Enttäuschten dann nicht das älteste Heilmittel angepriesen: die Religion. Das aber muß jeder Papst thun, wenn er sich selbst nicht aufgeben will. Er kann nur gerade so modern sein, wie es der Rang und der Pflichtenkreis, in den er gebannt ist, ihm erlaubt. Doch solche Grenzen sind in der engen Welt der Interessen und Leidenschaften nicht nur Päpsten gesetzt. Der Schüler des Heiligen Thomas hat in seinem Testament nicht anders als früher gesprochen. Schon elf Jahre vorher hatte er geschrieben, die Fundamente der Gesellschaft seien erschüttert, weil sie sich vom rechten Glauben abgewandt habe. Die alte Formel, die höchstens überraschen konnte, weil man den Papst mit moderneren Dingen beschäftigt glaubte. An das Ohr des Neun-

zigjährigen war von den wirren Geräuschen der Welt längst wohl nur noch ein fernes Brausen gedrungen. Er ahnte nicht, welcher Zwiespalt sich in den Gemüthern aufgethan hat; und hätte ers gewußt: er vermochte die Kluft nicht zu schließen. Man könnte einen Papst träumen, der Jesu Lehre nachlebte, allem Glanz entsagte und mit den Armen als Armer hauste. Er wäre eine interessante Gestalt, doch kein Papst mehr, nicht die weithin leuchtende Spitze der Pyramide, die in langer Säkulararbeit von den feinsten, erfahrensten Geistern aufgethürmt worden ist. Ein Papst mag modern sein, die Zeichen der Zeit erkennen und das Schifflein Petri vom Ballast der Jahrhunderte entbürden: er bleibt der Hüter einer Institution, die, um zu dauern, sein muß, wie sie ist, wie sie immer war. Leo der Dreizehnte hat durch klugen Takt, durch stille Benutzung des nützlich Möglichen erreicht, daß die Gebildeten seiner Stimme wieder lauschen, ihn ohne verurtheilenden Haß hören lernten. Er hat die stärkste Organisation, die je ersonnen ward, dem Anspruch des neuen Tages angepaßt. Seine politische Technik war ganz modern, so modern, daß jeder Staatsmann, jeder Großindustrielle sie mit Nutzen studiren wird. Da aber endet auch des Mächtigsten Macht. Das Lebenswerk eines ungewöhnlichen Menschen reichte kaum hin, um das Daseinsrecht der Kirche zu sichern, um zu zeigen, daß in jedem Staat, mit jedem politischen Glauben ein Katholik dem Dogma treu bleiben und selig werden kann. Nun aber naht ein anderer Kampf, der nicht Rom allein, sondern die tiefsten Wurzeln der Christenlehre bedroht. Langsam dämmert der Menschheit

die Erkenntniß, daß sie wählen, neue Sittlichkeit suchen, sich eine neue Geistesheimath schaffen muß. Das Gebet, das von der Lippe gelallt und vom Handeln auf Schritt und Tritt verleugnet wird, der leere Kult kraftloser Heuchelei hilft nicht weiter. Der Papst, der diesen Kampf zu bestehen und aus den Ruinen die Herrschaft der Kirche ungemindert zu retten vermag, wird das größte Wunder der Christengeschichte wirken.

Das Waffengeklirr drohender Feindschaft hat auch Rom vernommen und mancher Priester hat seitdem unruhvoll über die witternde Mauer gelugt, um zu sehen, ob das Heer schon zur Belagerung anrücke. Noch naht es nicht; es rüstet sich erst, ordnet die Reihen und füllt allzu sichtbare Lücken mit hastig geworbenen Rekruten. In Frankreich, dem alten Experimentirgelände der Menschheitgeschichte, regte sichs zuerst. Pfäffischer Uebermuth, der den Staat ins Kirchenjoch ducken möchte, sollte niedergezwungen werden. So war anfangs das Feldgeschrei; ungefähr wie in Mirabeaus Tagen, da man auszog, den Mißbrauch der Feudalrechte zu sühnen, und in Blutströmen die Reste theokratischen Wahnes ertränkte. Schon ahnte das weitsichtige Auge, daß auch diesmal der Marsch über das Ziel hinausführen werde, das enger Troupiergeist ihm wies. Der Eintagsruhm der Combes und ihres kuttenfeindlichen Gefolges wird bald verblassen, die Mönche, die Nonnen werden eines Tages vielleicht ins Land des Heiligen Ludwig zurückkehren: doch den Antichrist, den Erzfeind alles holden Spukes, wird kein frommes Gelall je mehr von dem

aufgewühlten, entweihten Boden verbannen. »Religionen sind Kinder der Unwissenheit, die ihre Mutter nicht lange überleben«, sprach Schopenhauer; und Hunderttausende fühlen es, Millionen heute mit ihm. Fühlen, daß die ehrwürdige asiatische Lehre für das gewandelte Leben des Europäers nicht taugt, daß er sie in jeder Stunde frischen Wirkens verleugnen und, als Heuchler, den wahrhaft Frommen ein Gräuel, den muthig Gottlosen ein Spott werden muß. Keine Reform, kein auf dem Saumpfade der ratiocinatio geflücktes Kräutlein kann die siechen Gewissen heilen: selbst Luthers Werk war nur der geniale Irrthum eines Menschenverkenners, den der Ekel von bunten Götzenbildern zum Logosdienst zurücktrieb, zum kahlsten, armsäligsten aller Götzen, und den Rom längst nicht mehr zu fürchten hat. Nicht eine Reformation: nur eine Revolution, die keinen Stein des alten Lehrgebäudes auf dem anderen läßt, kann Roms Wälle brechen; und von Gallien zieht ein schweres Wetter herauf. Mea culpa, schrie auf dem Sterbebette der Papst; und viele Kirchenfürsten fanden, die Selbstbeschuldigung sei hier mehr als eine sakramentale Formel. Trug er, der da im Todesschweiß lag, nicht wirklich den größten Theil der Schuld? Warum mußte er von dem alten, durch tausendjährige Tradition geheiligten Weg abbiegen, die Könige ihrem Schicksal überlassen, sich der Demokratie verbünden und öffentlich von der trostlosen Lohnsklaverei des Proletariates reden? Warum der wirren Menge den Heiland als hörigen Menschen zeigen der fast bis ans Ende seiner Tage opere fabrili, durch Handarbeit, sein Leben fristet? Wer dem Bösen erst einen Finger

reicht . . . Die wider den Kommunismus geschleuderten Bann-flüche verhallten, der christliche Sozialismus wirkte fort. Nein: Rom mußte bleiben, was es gewesen war; nur im Bund mit den herrschenden Staatsmächten konnte es gedeihen. War erst ein Steinchen gelockert, dann konnte über Nacht der ganze Bau stürzen. In Frankreich merkt mans: hätten wir uns der Republik versagt und das Lilienbanner der Legitimität hoch-gehalten, Alles stünde besser. Wer weiß? Der Mann aus Car-pineto hat schließlich nur um Bewunderung gebuhlt.

So raunten Einzelne, dachten Viele. Sie kannten den Geist nicht, der da langsam, wie die scheue Schnecke dem Haus, der verlebten Hülle entkroch. Der Tod, sagt Dickens irgend-wo, giebt oft auch Alten noch einmal das Kindergesicht zu-rück und läßt im Greis uns den Jüngling ahnen. Sah in dem spitzen, schlaffen Gesicht des Papstes Leo Keiner die Züge des jungen Joachim? Als Anna Pecci ihrem Eheherrn Lodo-vico den Knaben gebar, saß in Sankt Petersburg ein frommer Streiter, der die Sätze schrieb: »Il n'y a plus de religion sur la terre; le genre humain ne peut rester dans cet état. Mais attendez que l'affinité naturelle de la religion et de la science les réunisse dans la tête d'un seul homme de génie. L'appa-rition de cet homme ne saurait être éloigné et peut-être même existe-t-il déjà.« Der Prophet hieß Joseph de Maistre und war der stärkste, der mit der reichsten Bildung gerüstete Vorkämpfer der Römischen Kirche, der einzige, der damals mit Geistern vom Schlage der Hume, Bacon, Gibbon getrost den Strauß wagen durfte. Und schon er sprach, neun Jahre vor dem Er-

scheinen seines berühmten Buches »Ueber den Papst«, das Wort: »Die Religion lebt auf Erden nicht mehr«. Der Retter, den er ersehnte, lag, dicht beim Städtchen Anagni, in den Windeln. Keinen neueren Autor hat Leo so oft citirt wie Joseph de Maistre; von ihm hat der politische Papst Brauchbareres noch gelernt als vom Heiligen Thomas. Das Wichtigste dankte er ihm: den festen Glauben an die natürliche Affinität von Religion und Wissenschaft. Dieser Glaube war sein Stab, blieb seine Stütze bis an die äußerste Schwelle des Greisenlebens. Doch einem Wissenden nur konnte dieser Stab vorwärtshelfen: und so saß der Bischof von Perugia, der Kardinal-Kämmerer, der Papst denn Nächte lang über Büchern und Papier und nährte das hungernde Hirn mit weltlicher, von der Indexkongregation mißtrauisch beschnüffelter Speise. Wer hatte vorher einen Pappas geträumt, der neben dem Heiligen von Aquino in einer Encyklika, ohne zu zaudern, Bastiat nennen würde? Der ex cathedra über Zins, Lohn, Wucher, Strike spräche, recht wie ein von der Mehrzahl gewählter Höfling der Menge? Leo war bei Ricardo und Henry George fast so heimisch wie bei Aristoteles und Dante, seinen Lieblingen. Er fühlte, daß solche Kenntniß Dem unentbehrlich war, der mit den großen, leuchtenden Zeichen der Zeit gehen wollte. Auch sein Streben war, sich den herrschenden Mächten zu verbünden; nicht aber, wie die murrenden Kardinäle, den morschen, die sich müde schon ins Grab hinbetten möchten, sondern denen, die zu neuen Sonnen emporstiegen. Den Weg ins nächtige Reich der sozialen Nöthe hatte er nicht selbst gebahnt; Ketteler,

Manning, Ireland, Gibbons, Graf de Mun, Winterer, Decurtins waren, auf der Spur von Saint-Simon und Lamennais, voran-geschritten. Nun aber tönte die neue Weise vom Sitz Petri zu der lauschenden Menschheit hinab. Und dort oben saß ein belehrbarer, jede neue Erfahrung nützender Greis, der auf-horchte, als Erzbischof Ireland in Baltimore rief, Jesus habe the social question zur tiefsten Grundlage seines Heilandwaltens gemacht, und sich vom Kardinal Gibbons das Bannwort gegen die knights of labour von der Lippe fortbitten ließ. Den Mah-nern wurde das Werk nicht einmal schwer. Schon in den Fasten-briefen der Jahre 1877 und 78 hatte Bischof Pecci sich als den Schüler christlicher Sozialisten bekannt, vom Leben des Ar-beiters, vom Los der im industriellen Großbetrieb überan-strengten Frauen und Kinder gesprochen. Daß er seitdem nicht taub geworden war, lehrten die Encykliken vom Mai 1891 und vom Februar 1892. Die erste beklagt »die Proletarierschaar, die in beinahe sklavischer Frohn seufzt«; in der zweiten steht der denkwürdige Satz: »Nur die Kirche Christi vermochte bis heute ihre alte Herrschaftform zu bewahren und wird sie bis ans Ende aller Tage unverändert behalten; auf hundert Blättern aber lehrt die Geschichte, daß in rein menschlichen Gesellschaften die politischen Einrichtungen stetem Wechsel ausgesetzt sind, wie die Zeit ihn, die große Wandlerin, wirkt.« Dieser Wechsel beschränke sich manchmal auf winzige Aen-derungen des geltenden Herrschaftrechtes, schaffe oft aber auch ganz neue Gebilde und verleihe den früher Machtlosen im Staate die höchste Gewalt. Dieser Satz, der den franzö-

sischen Klerus aus unfruchtbarem Hoffen aufscheuchen sollte, schlug von Sankt Peter die Brücke zur Demokratie. So weit war der Jünger Josephs de Maistre gekommen; so dicht stand er nun bei Galileis skeptischem Freund. Sah seines Geistes Auge den nahen Zusammenbruch des Hauses Savoyen? In einer Italerrepublik gab es nur einen gekrönten Herrn, der sich auch ohne Territorialbesitz, als ein freier, nicht mehr gefangener Papst, dem Volk zeigen konnte. Doch daran hat Leo wohl kaum gedacht. Ihm wars nicht um den Schein und er hat nie, mochten die rothen Männer es noch so oft wiederholen, um Bewunderung gebuhlt. Wie Goethes Gregor, sah er das Große groß, das Kleine klein. L'affinité naturelle de la religion et de la science: Das schwebte ihm vor. Nicht hoch zu Roß konnte er, wie die alten Päpste, mit blankem Schwert seinem Glauben den Erdkreis erobern; geräuschlos mußte er, sacht, die befreiten Geister ins Lehrgebäude zurückschmeicheln.

Das hat er vollbracht, der Milde, Leise, den die Gegner auf und nach dem Konklave einen Wirrkopf hießen, einen mit thomistischer Tünche bestrichenen Dutzendpolitiker, der, mit seinem eckigen Knochenbau, mit dem schleppenden Gang und der näselnden Stimme, nach der massigen Hochgestalt Mastais wie das Zerrbild eines Papstes wirken müsse. Er kam ans Ziel, weil er sich hütete, das Schifflein Petri je unachtsam gegen den Strom zu steuern. Eine Welt trauert um ihn; eine weitere als um Pius. Lumen in coelo . . . Vom Fenster des Vatikans sah er noch einmal die Sonne, sah weithin über die

Häupter der Christenheit und schloß das müde Auge, ehe von Gallien her die Belagerer vor die Engelsburg rückten.

Propheten blicken, Sibyllen, Heilige und Helden von der Decke herab. Alle Wunder der Schöpfungsgeschichte, alle Aengste des Sündenfalles leuchten, lieblich und furchtbar, dem scheu bewundernden Auge. Gott-Vater selbst, mit der frohen Zuversicht des Welterweckers und, ein unerbittlicher Rächer, in majestätischem Zorn. Von der Altarwand her dräut das Jüngste Gericht. Der Zeitlichkeit letzte Mauer scheint vom Flehen gläubigen Sinnes geborsten und es ist, als dürfe Menschenkurzsicht zum ersten Mal in den offenen Himmel schauen, als müsse Menschenschwachheit vor so grauser Pracht zum letzten Mal hier das Zittern lernen. Mit zürnender Geberde erhebt sich der Heiland vom Richterthron und sondert von den Gerechten die Sünder. Und bebend irrt der ruhlose Blick über das verblaßte Geknäuel und lebt in Sekunden die tausendjährige Geschichte uralten, ewig erneuten Wahnes; irrt vom Christengott, der den Schrein der Herzen entriegelt, zu Charon, dem heidnischen Fergen, der seinen Kahn von verdammtem Gewimmel so gleichmüthig leert, als schüttle er lästige Mäuse aus einem Sack. Alles wird von den Posaunen dieses Weltgerichtes überdröhnt. Signorelli, Perugino, Ghirlandajo, Botticelli verstummen; nur die fromme Hybris, der ins Kirchenjoch gezwungene Dämon Michelangelos spricht. Den geschäftig huschenden Greisen im Veilchengewand ists Heiligenmalerei

wie andere auch; sie ahnen nicht, daß hier Einer von Luzifers Stamm gewagt hat, mit Handwerkeremsigkeit seine Titanenvision zu gestalten; achten längst nicht mehr des bekannten Kapellenschmuckes. Sie lesen die Messe und lösen Bittende vom Sünderbann. So will es die Ordnung, wenn ein Pontifex im Pallium auf dem Goldtuch der Totenbahre ruht. So wars, genau so vor fünfundzwanzig Jahren gewesen. Als der Kardinal-Kämmerer Pecci, am sechzehnten Februar 1878, nach der zweiten Totenmesse mit nervöser Grimasse und überlauter Stimme den drängenden Haufen Absolution ertheilte: tuschelte da nicht Kardinal Oreglia dem Nachbar ins Ohr: »Der rührt die Werbertrommel?« Denn Oreglia haßte den Kämmerer und war entschlossen, ihm mit schlauster Ränkeschmiedkunst im Konklave den Sieg sauer zu machen. Joachim Pecci, der, weil er greisenhaft und unschädlich schien, dennoch siegte, kannte seinen Mann, sah in ihm den Erben und pflegte zu sagen: »Oreglia wird, wenn ich tot bin, mit dem silbernen Hammer meine Schläfe recht leise berühren, um mich ja nicht etwa zu wecken.« Nun war es so weit. Oreglia Kämmerer, Gebieter im Vatikan, von künstlich genährtem Irrglauben fast schon mit der Tiara gekrönt. Jetzt rührt er die Trommel. Von Leo blieb nur ein schlecht balsamirter, in der Hitze verwesender Erdenrest. Rasch ins dreifache Sarggehäus, auf das der Kämmerer sein Siegel drückt, dann die Zerstückung des Fischerringes, dessen Theilchen wieder als Reliquien verliehen werden... Der Ring ist fort. Nicht zu finden. Und Ungeduld treibt zur Eile. Der Magister Camerae wird den Ring später suchen. Schnell die Rede pro

eligendo Pontifice, die Bereitung zur Zellengefangenschaft, die Wahl. Kurze Stunden genügen. Der Kämmerer hütet das von der Welt abgesperrte Haus und bald kann, auf sein Geheiß, der Ceremonienmeister die Gänge der drei Stockwerke abschreiten und die Kardinäle rufen: »In die Kapelle, Monsignori!« Sie schlürfen herbei; nicht mehr in Trauer: im rothen Kleid. Wieder blicken Propheten, Sibyllen, Heilige und Helden von der Decke herab. Auf heilige Männer, die den Heiligsten wählen. Nur den ihnen Bequemsten vielleicht? Und von der Altarwand her dräut das Jüngste Gericht.

Wenige Wochen vorher hatte der sieche Papst sich in der Abendkühle auf eine Gartenloggia geschleppt. Er ahnte den Tod und wollte nicht sterben; er wußte sich nah am Thron des Höchsten die Ehrenstätte bereitet und klammerte sich an vergängliches Glück, vergänglichen Glanz. Einer durchsichtigen Elfenbeinfigur glich er; und in dem entfleischten Leib wachte bei Tag und bei Nacht ungesättigt, unermüdet der Wille zum Leben. Die Stadt prangt, der Borgo in Hochsommerfülle: und sehnsüchtig, als könne er strotzende Erdkräfte heraufflehen, breitet der Greis die Arme. Wie ein weißes Beinkreuz ragt er durch die Dämmerung. Doch die Ekstase weicht und die Arme sinken, gleich welken Zweiglein, die ein Windstoß hochgepeitscht hat. Und als der bleiche Schatten geschwunden ist, liegt in der Loggia ein goldener Reif; er glitt wohl vom dürren Finger und das ins Schweigen großer Natur hinaushorchende Ohr vernahm nicht das leise Klirren. War die Sommersehnsucht allzu irdisch, unwürdig Eines, der Petri

Statthalter sein soll, und ward deshalb der annulus piscatoris von der erkaltenden Knochenhand gestreift? ... Um die Spükezeit weben dunkle Mächte. Unbeachtet, ungeehrt liegt die heilige Zier auf dem Stein, Stunden lang, nicht besser denn eine werthlose Scheibe. Im Bleigrau des nächsten Tages ersieht sich ein römischer Rabe die funkelnde Beute; mit scharfrandigem Diebesschnabel packt er den Ring und fliegt mit ihm an die Küste, dem Horst entgegen. Bald aber wird dem Galgenvogel die Last zu schwer und er läßt sie am Tyrrhenerstrand fallen. Dahin kommt ein Mann aus Fiumicino, der nach Rom Muränen, Goldbrassen, Makrelen liefert und auch den Vatikan bedient. Der findet zwischen Muscheln den Ring. Solchen sah er noch nie. Sankt Petrus selbst ist darauf abgebildet; sitzt in seinem Kahn und hält in der Rechten die Schlüssel zum Himmelreich. Das ist ein Fund, der sicher seine zweihundert Soldi einträgt. Nur müßte mans wohl melden; gewiß hat ein Monsignore das Kleinod verloren. Doch Inspektoren und Delegaten haben lange Finger und geben, was sie einmal haben, nie wieder heraus. Herr Bartolo, der Koch, wird Rath wissen. Das ist ein Feiner. Seit Jahrzehnten im Borgo; bei allen Prälaten beliebt, mit allen Schlichen vertraut; und um seinen Sparpfennig von allem Gesinde der schwarzen Stadt inbrünstig beneidet. Ihn hat der Tod des Pontifex nicht allzu tief betrübt. Sein Mann war Mastai-Ferretti gewesen. Den hatte er so oft, so laut und so lange gerühmt, daß die Küchenzunft dem feisten Polterer schließlich den Spitznamen Pio Nono gab. Joachim Pecci? Ein heiliger Herr, ein

Gelehrter, ein Dichter. Aber es war doch so gekommen, wie Schlauköpfe nach dem Konklave von 1878 geweissagt hatten. Natürlich; damals bekamen die Konklavisten magere Gratifikation und den Schweizern wurde das Trinkgeld verweigert, das noch jeder neue Papst für die Zeit des Interregnums bewilligt hatte. Ein böses Omen; und so wars weiter gegangen. Drei Viertel der Jubiläumsgeschenke zum Vortheil des Heiligen Stuhles an den Meistbietenden versteigert; sogar der Wein: zu zwei Lire die Flasche Crémant Impérial. An allen Ecken geknausert. Keine Spur mehr von der üppigen Pracht Mastais. Warum nur? Kleine Leute mögen ihr Bischen Geld auf die hohe Kante legen; Petri Nachfolger aber soll im Glanze wohnen. Und wenn Einer winselte und über die karge Wirthschaft klagte, erhielt er als Trost nur ein Lächeln und die Mahnung: »Machts wie ich; mit zwanzig Soldi täglich komme ich ohne Entbehrung aus«. Pius, den schönen, stolzen Greis, dessen starke Stimme bis zuletzt die Basilika füllte, der zu repräsentiren wußte und für die Aermsten, wie für die Mächtigsten, stets das rechte Wort fand, hatten Alle bewundert. Leo war unscheinbar, ließ sich nicht gern sehen und traf selten den Ton echter Leutsäligkeit. Mild war er ja; zu mild für Bartolos Geschmack. Der gerieth schon in Wuth, wenn er die ewig wiederholte Litanei von der mitezza des Herrn hörte. Als ob einem Statthalter des Allmächtigen nicht höhere Pflicht vorgeschrieben sei als die, immer mild zu scheinen! War der dritte Innozenz mild gewesen, da er rief, der Heiland habe Petro nicht nur das Kirchenregiment, sondern die Weltherr-

schaft vermacht, oder Bonifazius der Achte, da er die Könige mahnte, nie zu vergessen, daß sie, wie der Mond all sein Licht von der Sonne leiht, ihre Territorialgewalt nur der Gunst der Kirche zu danken haben? So mußte ein dreifach Gekrönter reden. Wie weit man mit der Milde kam, zeigte sich jetzt ja in Frankreich und anderswo. Nein: Kardinal Ferrieri hatte nur allzu wahr gesprochen, als er Pecci hochmüthig hieß und nach der Wahl seufzte, nur unter Blinden könne der Einäugige den Herrscher spielen. Dazu der Aberglaube, mit kleinen Zuckerstückchen Raubvögel ködern zu können. Nie der Entschluß zu offenem Krieg gegen den Mordbrennerstaat der Savoyer, nie mehr als taktische Kniffe und vorsichtige Kompromisse. Und immer die kaum verheimlichte Furcht vor dem Tode, als obs mit dem Paradies und der ewigen Seligkeit doch nicht so ganz sicher wäre. Man darf ja nicht murren, muß mit Dem, was man hat, sich zufrieden geben. Aber ein Papst, der nachts den Kämmerling aus dem warmen Bett ruft, um ihm lateinische Verse vorzudeklamiren ... Ach, unter Pius hatte es im Vatikan anders ausgesehen.

Bei solchen Reden traf der Mann aus Fiumicino seinen Gevatter, der einen stattlichen Schwarm um sich hatte; denn in kritischen Zeiten lief Alles, zu hören, was Pio Nono zu grollen, zu wettern habe. Die Fische waren schnell besichtigt und frisch gefunden. Doch der Fischer hatte noch ein Anliegen; zog seinen Gönner in die Ecke und zeigte den Fund. Bartolo wurde ganz blaß, faßte sich aber und schrie, wie zum Scherz: Extra omnes! Der alte Ruf, den der Kardinal-Kämmerer der

Konklaveverhandlung voranschickt. Sacht schob das Gedräng sich hinaus. »Wirklich wie bei Pio Nono: immer ein gedeckter Tisch und immer Etwas zu lachen.« Als der Letzte die Thür hinter sich geschlossen hatte, fuhr der Koch auf den Lieferanten los. Woher er den Ring habe. An der Nordmole der Tibermündung, dicht beim alten Porto gefunden? Wers glaubt! Diesen Ring, mit dem Bild Petri im Kahn und den Himmelsschlüsseln? Stehler oder Hehler. Der Ring sei nie aus dem Vatikan hinausgelangt und die Behauptung, er habe am Strand gelegen, sei eine alberne Lüge. Ob der Gevatter sich einbilde, einen alten Fuchs prellen zu können. Und gar verkaufen? Den Ring, womit ein Vierteljahrhundert lang jedes Breve versiegelt worden . . . Plötzlich schleußte der Koch den Strom. Wenn mans nüchtern nahm: Hatte er denn der Herkunft des Kleinods nachzufragen? Den Fischer kannte Jeder als ehrlichen Mann; und jetzt stand er blitzdumm, begriff Bartolos Zorn offenbar nicht, blinzelte ängstlich und hätte sich am Liebsten ohne den Ring weggetrollt. Kann denn nicht ein Wunder geschehen sein? Der verhörende Richter sänftigte sich. Vor dem Konklave habe man den Kopf voll und ärgere sich schon über einen Pappenstiel. So schlimm sei es nicht gemeint und dem alten Freunde nichts Unredliches zuzutrauen. Ein hübscher Ring; wohl ein uraltes Erbstück, denn heutzutage arbeite man feiner; und das Gold sehe verdächtig nach schlechter Mischung aus. Am Ende ist das Ding nicht einmal echt, habe vielleicht seine fünfzig oder hundert Jahre auf dem Meeresgrund gelegen (die lateinische Inschrift kann der

Fiumiciner ja nicht entziffern) und sei nun angespült worden. Immerhin ein netter Fund für einen armen Teufel. Zweihundert Soldi, habe er sich gedacht? Eigentlich ists Unsinn; doch man hat mal die Sammelwuth und einen guten Bekannten läßt man nicht gern vom Trödler übers Ohr hauen. »Ich will Dir das Doppelte geben. Zwanzig Lire. Trotzdem ich verdammt knapp bin. Aber: reinen Mund halten! Die Sippschaft sagt mir so schon nach, ich hätte unter Sankt Schmalhans Schätze gespeichert. Und Dir würde nicht Jeder die Strandgeschichte auf Dein ehrliches Gesicht glauben; wenigstens kämest Du wegen Fundunterschlagung vors geistliche Gericht und mit den Lieferungen für den Borgo wäre es sicher aus. Also: keinen Ton! Und grüße mir Monna Lena.« Mit den vierhundert Soldi und dem Fischpreis in der Tasche konnte der Gevatter sich heute einmal die Eisenbahnfahrt von Ponte Galera gönnen. Signor Bortolo aber kroch in die Speisekammer, verriegelte die Thür, putzte und rieb den Ring, bis der Arm ihm erlahmte, und träumte dann vor sich hin. Ein großes Geschäft, das der Ahnunglose ihm da ins Haus gebracht hatte. Wenn man ein Bischen wartete ... Gewiß war der Ring unter Brüdern, als Rarität, seine tausend Lire werth. Nur blieb der Handel gefährlich; und Bartolo hatte sich nie mit unsauberen Sachen abgegeben. Einen bescheidenen Schmuggelgroschen nimmt Jeder mit, der ihn haben kann. Dies aber konnte als Todsünde ausgelegt werden. Schon ging das Gerücht, der Fischerring sei verschwunden; die camera papalis war in Aufruhr; alle Stuben, Truhen, Winkel wurden durchstöbert und

Niemand konnte wissen, wie weit die Untersuchung sich erstrecken würde. Nein. Das durfte er seinem Pietro nicht anthun; seinem Einzigen, für den er sparte und sorgte. Der sollte Besseres werden als sein Vater, sollte, wenn er das Almo Capranicense verließ, für die höchsten Ehrenstellen im Heer der Kirche gerüstet sein. Dann . . . Wie Erleuchtung kams über den Alten. Ists ein Zeichen himmlischer Verheißung? Wie käme sonst dieses Sinnbild höchster Gewalt an ihn? Und ein Fischer hatte es, von Sankt Peters Gewerbe ein schlichter Mann, ihm gebracht. Des Herrn zu harren, ist Pflicht. Wenn der Tag der Weihen herangewacht ist, wird der Vater dem frommen Jüngling den Ring an den Finger stecken; und frei mochte dann Pietro über sein Eigenthum schalten.

Das Collegio Capranica . . . Da war der Knabe erzogen worden, dessen Name jetzt, vor und hinter den Drehthürmchen der abgesperrten Wahlstätte, auf allen Lippen lag: Mariano Rampolla del Tindaro. Den schlanken, schmächtigen Kleriker mochte man sich auf Goldgrund gemalt denken; ein Flügelpaar noch: und das Auge träumte den echtesten Fra Angelico. Auch ihm, der am siebenzehnten Augusttag ins sechzigste Lebensjahr schreiten wird, ist die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Dem fernen Betrachter scheint er noch jung; die hagere Gestalt hält sich straff, der Blick leuchtet, wenn sich das Lid einmal hebt, wie eines Dreißigers und erst in der Nähe sieht man, daß auf den weiten Flächen dieses stillen, in strenger Zucht an lächelndes Schweigen gewöhnten Antlitzes Krähen-

füße gescharrt haben, bei Tag und bei Nacht. Ein Kopf, den Keiner vergißt, jedes Künstlers Entzücken und Sehnsucht, aber längst kein zarter Beato mehr; eines anderen Giovanni erinnert vor dieser dunklen Größe sich das Auge: Cimabues, der den Heiland und den Evangelisten von Pisa schuf. Und doch ist etwas ganz Modernes in dieser Menschenhülle; Etwas, das kein Primitiver und kein Florentiner der Hochrenaissance zu geben vermocht hätte. Ein Räthselwesen; weltmännisch und priesterlich, elegant und doch unfrei in der Geberde, fast unirdisch körperlos und dennoch in allen Erdenränken heimisch; unter den Brauen eine Flamme, vor der Männer erschrecken, und um den Mund oft das fromme Lächeln friedlicher Puttenköpfchen. Einer, unter dem auf steilem Ritt einst ein Flügelroß stürzte und der seitdem in der Ebene bleibt, auf der sicheren Heerstraße, die das Dogma dem Gläubigen weist. Jesuiten waren die ersten Lehrer des Knaben aus altem Sizilianergeschlecht. Von ihnen lernte er früh, daß es den Priestern ziemt, blind sich der Vorsehung anzuvertrauen, perinde ac si cadaver essent, quod quoquo versus ferri et quacunque ratione tractari se sinit. Keiner hat je lieber und besser gehorcht. Für den harten Dienst in der Truppe Loyolas war Mariano zu schwächlich; er wäre gern den Weg des Ignatius gegangen, hätte gern in einer schwarzen, braunen, weißen Kutte nur der Ordensregel gelebt, aber die Vorsehung wollte seine junge Inbrunst im Gewirr weltlicher Händel panzern. Nur der Ruf unermüdlichen Fleißes folgte ihm nach Madrid in die Nuntiatur. Doch Simeoni, der Nuntius, merkte bald, daß man ihm

keinen Dutzendmonsignore geschickt hatte, und erbat sich, als er zum Kardinal und Leiter der Propaganda ernannt ward, den bewährten Beistand auch für das wichtigere Werk. Rampolla wurde Sekretär der Orientalischen Abtheilung und wußte mit sanfter Gewalt den Streit zu enden, der in Armenien die Bischöfe trennte und, zum Schaden der Römerkirche, gegen einander trieb. Jetzt wurde ihm nicht mehr nur Ausdauer und Emsigkeit nachgerühmt. Der Mann, der allem Prälatengeklätsch fern blieb, nie in den Vorzimmern lungerte noch nach Neuigkeiten schnüffelte, der nur sichtbar wurde, wenn Pflicht ihn rief, war aus anderem Stoff als der Haufe der Müßiggänger und Streber, die, um ja nichts zu versäumen, beim winzigsten Geräusch den Kopf durch die Thürspalte stecken und wonnevoll grinsen, wenn sich in ihrem Gespinnst eine armsälige Fliege gefangen hat. Der Sekretär kannte jede Aktenseite, sah hinter dem Buchstaben die Hand, die ihn geschrieben hatte, hinter der Klage den Kläger mit seinem besonderen Temperament, fühlte im dichtesten Wortgeknäuel das allein Wesentliche und war früh ein Meister in der Kunst des Schweigens und Hörens. Solche Gaben konnten im Vatikan, wo für die Auslese der Tauglichsten besser als in Laienreichen gesorgt ist, selbst unter Jacobinis Staatssekretariat nicht unbelohnt bleiben. In Madrid waren Fehler gemacht worden. Simeonis Nachfolger, Monsignore Bianchi, hielt offen zu den Karlisten und zog sich den Unwillen des Königs Alfonso zu, bei dem er beglaubigt war. Unklügeres war nicht zu ersinnen; wer die Kirche vertritt, darf sich nicht von persönlicher Neigung und

Abneigung leiten lassen, sondern soll warten, bis der Sieg einen der Kämpfenden krönt und entscheidet, wo überlieferte Glaubensschätze vor Stürmen geborgen sind. Pius war tot; und der Greis, der nach ihm die Tiara trug, wußte schon damals, daß Legitimität ohne Macht nur ein Schemen ist und fruchtlose Thorheit jedes Bemühen, das Schifflein Petri an vergängliche Staatsformen zu ketten. Bianchi würde im Heiligen Kollegium unschädlich sein; für Spanien aber paßte nur ein Geschmeidiger, der sich nicht verdrießen ließ, Fädchen um Fädchen sacht zu entwirren. Leo ernannte Rampolla zum Erzbischof in partibus von Herakleia und bot ihm die Nachfolge Bianchis an. Der noch nicht Vierzigjährige erschrak; er war eben erst in die Kongregation der außerordentlichen Kirchengeschäfte versetzt worden, hing an seiner Arbeit und scheute die Rückkehr ins Getriebe eines weltlichen Hofes. Doch: »Dein Wille geschehe!« Perinde ac si cadaver esset. In Madrid eroberte er, trotzdem er höfische Feste mied, schnell wieder den verlorenen Boden; er schien mehr Priester als Diplomat und hatte vielleicht gerade deshalb bald das Ohr Alfonsos und der Königin, die ihm dankbar blieben, weil er den Gemeindezwist endete und die karlistischen Bischöfe zwang, das Herrschaftrecht der jüngeren Bourbonen anzuerkennen. Fast fünf Jahre lang wirkte er still in Madrid. Dann wurde er in Purpur gekleidet und hieß nun Kardinal-Staatssekretär. Schon war er eine Hoffnung; achtzehn Kardinäle schaarten sich um ihn, und als er das schwere Amt des Staatssekretärs annahm, wisperte es hinter seinem Rücken: »Der ist nicht ehrgeizig; sonst

hätte er abgelehnt und im nächsten Konklave mühelos eine Mehrheit gefunden.« Das war 1887. Seitdem sind die Namen Leos und Rampollas kaum noch von einander zu trennen. Als eins der weltgeschichtlichen Paare leben sie in der Vorstellung der Menschheit. Der Sekretär war klug genug, nur das Werkzeug des Papstes zu scheinen, demüthig genug, ihm alle Ehre zu gönnen, Groll und Haß aber auf sich zu nehmen. Os tuum et caro tua sum. Ein treuer Knecht. Und Mariano Rampolla wollte immer nur Priester sein und lächelte mitleidig himmelan, wenn Freund oder Feind ihn einen Politiker nannte.

Er soll auch gelächelt haben, so oft Gunstsucher ihn als Nachfolger Leos grüßten. Ein Staatssekretär, der die Geschäfte führt und sich, mag er noch so christlichen Sinnes sein, durch Handeln und Unterlassen Feinde machen muß; und gar einer, der allmächtig scheint, weil er einem hinfälligen Herrn dient und weil Niemand ahnt, wie störrisch ein Greisenhirn sein kann, wie eifersüchtig auf Jeden, der mit kecker Hand nach dem Steuer greift. Nein: auf Pecci folgt nicht Rampolla. Die Kardinäle, die einem ungebrochenen Mann von sechzig Jahren ihre Stimme gäben, müßten auf das Triregnum verzichten. Eine Mehrheit entsagt nicht gern aller Hoffnung. In schlimmer Zeit schweigen solche Bedenken und gemeinsame Noth flüchtet zu dem Stärksten. Doch Leo hinterließ ein gesichertes Erbe, das selbst fromme Einfalt ohne Gefahr eine Weile verwalten konnte. Auch im Konklave regt sich die rerum novarum cupido, in der Joachim Pecci eine Großmacht erkannte; der Fremde, Unbewährte gilt da leicht mehr als Einer, der anderthalb Jahrzehnte

lang dem Auge Angriffsflächen bot. »Rampolla Papst? Der wars ja schon seit 1893«: die witzige Antwort eines Würdenträgers traf den Kern. Dazu kam der Wunsch, endlich wieder einen Praktiker zu krönen, Einen, der die Bedürfnisse der Diözesen aus eigenem Erleben kennt; selten wird eine Armee sich ein Oberhaupt wählen, das im Bureaudienst lange der Truppe entfremdet ward. Solche Erwägung war wichtiger als die Frage nach dem politischen Glaubensbekenntniß. In Kinderstuben mag man träumen, kluge Kirchenfürsten hätten keine andere Sorge als die, ob ihr Kandidat Deutschland oder Frankreich zärtlicher liebe, dem Dreibund oder dem Zweibund vom Himmel den Sieg erflehe. Leo hätte vergebens gelebt, wenn nicht einmal den seinem Throne Nächsten, von seinem Willen mit dem Purpur Geschmückten die Lehre eingeprägt wäre, daß Form, Verfassung, Gruppirung der Staaten wechselt und ewig unwandelbar nur die Kirche ist. Deren Vortheil ist zu suchen, mögen darüber auch Reiche in Stücke gehen und Kronen zerbröckeln. Immer das selbe Ziel; nur die Methode hat sich der Zeitstimmung anzupassen. Gregor der Siebente rief dem Bischof von Metz zu, die Macht der Könige stammen von Teufelsknechten, die durch frechen Raub, Treulosigkeit, Mord, durch Gräuel jeglicher Art die frömmeren Nebenmenschen unterjochten. So spricht Rom längst nicht mehr; doch die Ehrfurcht vor zufälligen Eintagsgebilden ist in tausend Jahren nicht gewachsen und heute noch ist Weisheit in dem Wort unseres Dichters: »Vom Vatikan herab sieht man die Reiche schon klein genug zu seinen Füßen liegen, geschweige denn die Fürsten

und die Menschen.« Deutschland konnte die leise Geschäftigkeit, Oesterreich das schüchterne Veto sparen. Auch ohne so übereifrigen Drang wäre Rampolla nicht Papst geworden. Er war zu jung, zu stark, der Pfarralltäglichkeit und dem Wust ihrer Vorurtheile zu weit entrückt. Wer möchte das Gloria in excelsis von Lippen hören, die sich im Salon der Frau Friedländer aus Breslau zu weltmännischem Geplauder zu öffnen pflegten? Wo Mehrheit entscheidet, hat der Tüchtigste nicht viel, der Bequemste Alles zu hoffen. Wahrscheinlich wäre ein vierter, vielleicht ein fünfter Wahltag verstrichen, wenn die Erkrankung des Primas von Spanien die alten Herren nicht in Angst gejagt, die grause Möglichkeit, morgen im heißen Zellengelaß mit einem Toten zu hausen, die Einigung der Stimmen nicht beschleunigt hätte. Auch dann aber wäre auf Pecci nicht Rampolla gefolgt. »Der Papst? Wars ja schon seit zehn Jahren!«

Guiseppe Sarto war der Mann der Mehrheit; war so geschaffen, ihr Mann zu sein, daß er vorher schon im sozialdemokratischen »Avanti« als Leos Erbe Unfrommen verkündet wurde. Kleiner Leute Kind, der Vater ein Bote und Hausbesorger, die Schwestern an Dorfschänker und Hausirer verheirathet. Ein gutmüthiger, strenggläubiger Herr, der sich den christlichen Sozialismus nicht zu nah kommen ließ und von Reformen und Modernisirungen nichts hören mochte; als Patriarch von Venedig lebte er recht behaglich, doch ohne Prunk, liebte sein Spielchen, gab nie ein Aergerniß und that pünktlich, was ihm die Pflicht gebot. Er ist niemals im diplomatischen Dienst verwendet worden, spricht außer dem Bischen Kirchenlatein kei-

ne fremde Sprache, kennt kein fremdes Land, kaum eine andere Provinz als sein geliebtes Venetien, geht ins neunundsechzigste Lebensjahr und hat unter Fettpolstern ein sieches Herz. Ecce sacerdos ... Flink kränzt ihn die Legende. Er hat in Venedig den König, hat Prinzen des Königshauses begrüßt (so thaten, wenns nöthig wurde, alle Bischöfe, deren Diözesen nicht zum Gebiete des früheren Kirchenstaates gehörten): also wird er mit den Savoyern sicher schnell Frieden schließen. Er bewundert Deutschland, wird Frankreich die Privilegien nehmen, mit denen die älteste Tochter der Christenheit so lange den verblühten Reiz aufputzen durfte, und die von Rampollas Tücke gefesselten Geister aus dem Tyrannenjoch lösen Ein liberaler Papst! So wurde einst auch Joachim Pecci genannt. Der hatte als Bischof in seinem Palast Gioberti empfangen, den Feind der Jesuiten, den Apostaten und Ontologen, hatte in Perugia eine Totenmesse für Cavour erlaubt, mit Bonghi verkehrt und immer auf gute Beziehungen zu den Staatsbehörden gehalten. Ein Liberaler, sagten die Freunde, ein Jakobiner, die Feinde. Aber Sarto ist von ganz anderem Schlag. Kein Politiker. Das Herz auf der Zunge. Unfähig jeder Verstellung. Ein wirklich Liberaler und Gottes schlichtester Knecht. Und der so Gepriesene folgt nun auf den modernen Papst, der die stärkste Organisation der Menschengeschichte in langer und leiser Arbeit dem Bedürfniß des neuen Tages angepaßt hat. Für dieses ungeschulte Auge wurden die Schätze höchster Kunst gehäuft. Diesen erkürten, unter dem Dräuen des Jüngsten Gerichtes, heilige Männer zum Führer. Vor ihm beugt sich, als Erzpriester

der Basilika, der feine, gebildete Diplomat Mariano Rampolla zum Fußkuß. Und am Finger Sartos, des zehnten Pius, funkelt der Fischerring, zu dem der päpstliche Hofjuwelier Fanfani gleich nach der Wahl das Maß nehmen mußte.

»Ganz wie der alte«, denkt Bartolo, der sich nicht allzu weit von der sedia gestatoria ein Plätzchen gesichert hat. Mit der Gestalt und der Stimme des neuen Herrn ist er zufrieden. Nur wirds im Vatikan gewiß noch kärglicher werden. Wer in der Hütte geboren ist, findet sich im Palast nicht zurecht. Der Sizilianer, der da drüben so inbrünstig zum Thron aufblickt, ganz Priester, ganz willenloses Werkzeug in des Höheren Hand, wäre ihm lieber gewesen. Doch hat Pietro ihm nicht erzählt, wie viele Päpste Hildebrand krönen ließ, ehe er selbst nach dem Goldreif griff? Abwarten; auch für Diesen kommt noch der Tag. »Der Papst ist nach der Krönung in tiefe Ohnmacht gefallen!« »Der machts nicht lange. Pius der Zehnte ist nicht Pio Nono.«

Unter dem Pontifikat Gregors des Siebenzehnten, da das erste Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts dem Ende zuneigte, in einem heißen, trockenen Sommer zog sichs zusammen. Unrast scheuchte Menschen und Gethier aus träger Ruhe. Mißwachs und Seuchen plagten das Land und die dörrende Fiebergluth schien nicht weichen zu wollen. Alles schwieg; die Schwätzer selbst und die klatschsüchtigen Gevatterinnen hielten den Atem an, als fürchteten sie, durch ein lautes Wort die düsteren Schreckensreiter noch näher heranzurufen. Da klangs von der Küste her durch das stille, in tötlichem Entsetzen erstarrende

Reich. Eine zornige Stimme, wie des Wüstenpredigers im härenen Rock. Zu Kasteiung und strenger Buße wurde das Volk gemahnt, das sein Elend frevelnd verschuldet habe. Denn es sei vom wahren Glauben abgefallen und friste auf heiligem Boden ein schändliches Leben; und von den Hirten kümmere keiner sich um die seiner Hut anvertrauten Seelen. Der aber sprach, war selbst ein Hirt, eines Sprengels Seelsorger; und schonte doch nichts, wagte, in Veilchenfarbe und Purpur Gekleidete zu richten, und schickte den Zürnruf bis nach Sankt Peters schimmernder Burg. Allzu weltlich, grollte er, ist Euer Treiben und heidnisch fast. Wo laset Ihr, daß Jesu Jünger den Leib in Brokat hüllten und die Lenden mit Edelgestein gürteten? Daß sie sich in buntem Aufputz je zur Schau stellten? Bei leckerem Mahl saßen und von ihren Nächsten sich, gleich asiatischen Bildgöttern, huldigen ließen? So pflegten sie nie; so that auch der Meister nicht, dem sie in Demuth, doch nie als Sklaven dienten. Gehet hin und wandelt wie sie: arm unter Armen. Die Zeit ist wieder erfüllt; und so Ihr Euch nicht zu schneller Einkehr entschließet, wird, auf einen Wink vom Weltenthron herab, die beseelte Natur das Otterngezücht ausspeien. Und Du dort auf Petri Stuhl, Du Fels, der den Kirchenbau tragen solltest: wie morsch ward Deines Scheinwesens Grund! Einem übertünchten Grab gleicht Dein öder Palast mit dem Drohnengetriebe; und nichts denn Leimen nur ist all Dein unfruchtbares Gepränge ... Kein Lebender hat je so kühne Sprache gehört; und was Märtyrermuth auf die Zunge legt, verhallt niemals völlig ins Leere. Ein Summen entstand und allerlei Volk sam-

melte sich um den Neuerer, der so ruhig dasteht, in seinem Priesterkleid, so sicher, als könne keine irdische Gewalt ihm auch nur die Spitze des Haares krümmen. Prophet oder Narr? Heiliger oder Ketzer? Doch er predigte die reine Lehre und nichts war in seinen Worten, gar nichts wider das Dogma. Was verkündet sei, solle verkündet bleiben; auch immaculata conceptio, Syllabus, Unfehlbarkeit seien wie urälteste Glaubensschätze fortan zu ehren. Von den Priestern nur komme, nicht von der Verkündung, das Aergerniß; drum zwinge die harte Pflicht, persönlich gegen Personen zu kämpfen. Was nütze die Heuchlergeberde des Knechtgefühles, da die Klerisei doch am Herrentisch prasse? Was der Nothruf jedes Erwählten: Non sum dignus, — da sich Jeder doch würdig findet, Sankt Peters Schlüsselgewalt zu üben? Und wenn ihm erwidert werde, durch welche That er selbst denn würdig geworden sei, als Richter unter die Fürsten der Kirche zu treten, so müsse er, redlicher als Mancher, der sich den Fuß küssen ließ, sprechen: Non dignus sum. Der Herr aber könne sich auch im winzigsten Gefäß offenbaren. Und gab der Himmel ihm nicht ein Zeichen besonderer Gnade? Nicht ihm den Ring, den der große Papst bis zur letzten Weihehandlung am Finger trug? Nach alter Sitte wird dieser Reif, sobald der Pontifex im Sarge ruht, in Stücke zerbrochen. Und der eine hier, von allen der einzige, blieb unversehrt. Jeder mag ihn betrachten, betasten... Ein Wunder! Wahrlich: Dieser ward als Richter gesandt. Weisheit spricht er und rügt nur, was alle Gerechten längst schon beseufzten. Deshalb die Plage, Mißwuchs, Hunger und Pesti-

lenz. Hörten sie nur auf ihn! Doch die Großmächtigen am Tiber verstopfen das Ohr und kein Echo dringt in den Borgo. Der Mahner aber ruht nicht, schürt die irren Flämmchen und fegt die Zündstoffe mit weißglühender Schaufel zusammen. Und zum Brausen wird das Gesumm, zu wildem Geheul; und es ist, als flehe eine Menschheit zum letzten Male in bleicher Noth und als müsse der brünstigen Bitte, der kaum verhallten, rasch der Ruf zu grausamster Waffenwehr folgen.

Am Tiber sitzt Einer, der sein Ohr nicht dem Geheul sperrt. Von allen der Mächtigste. Das Gesinde, das bunte Heer der Kongregationisten, Erzbischöfe und rothe Eminenzen betteln: er möge dem Unfug ein Ende machen. Vors Prälatengericht den frechen Lästerer, den gefälschten, im Trödel erschacherten Ring auf den Schindanger: schnell werde die alte Ordnung dann wiederkehren. Gregor lächelt nur; und keines Mundes Macht wischt dieses leise Lächeln sicheren Wollens weg. Gregor kennt Menschen und Welt. Die Zeit der Ketzergerichte ist unwiederbringlich dahin; und jede Kraft, auch die in wüsteste Irrniß gelockte, muß der Kluge jetzt zu nützen versuchen. Keine hochnothpeinliche Anklage, keine langwierig laute Prozedur, kein neues Blatt mehr im Martyrologium.

Der Schwärmer steht vor dem Papst.

»So war auch ich einst... Und wo ist Dein Kleinod, der Zauberring der Dir die Menge zutrieb? Er ist echt. Und ich will nicht fragen, wie er an Dich kam. Genug: er ist Dein und Du magst an Dein Juwelierwunder glauben. Der ihn trug,

hatte den Muth, als Greis noch vom alten, durch tausendjährige Tradition geheiligten Pfad abzubiegen. Rerum novarum semel excitata cupido: Das war sein Wort. Damit, meinte er, müsse auch Rom rechnen lernen. Und die Wuth der Neuerung packte jetzt den Erben des Ringes. Wäre nur Alles auch neu, was Du, brennenden Wergbündeln gleich, in die Seelen schleuderst! Aus Neuem keimt Frucht. Du aber ... Dein Papst soll der Lehre Jesu getreulich nachleben, allem Glanz entsagen, den Palast den Darbenden öffnen und unter Armen als Armer hausen. Dünkelst Du Dich stolz den Ersten, der Solches träumt? Weißt nicht, daß unzählige Weltflüchtlinge und Welthasser seit Bernhards Tagen uns diese Botschaft brachten? Und staunst nicht, wie das grauseste aller Wunder, die Gewißheit an, das Keiner von ihnen jemals Gehör fand? Keiner, amice, konnte Gehör finden. Glaube mir: die kalte Pracht wärmt mich nicht und gern ginge ich im Linnenkittel den Dornenweg, statt hier wie ein heute gehätschelter, morgen verwünschter Götze zu thronen. Nur in der Liebe, die Deinesgleichen Dir freiwillig schenkt, wohnst Du, merke Dirs, warm. Doch uns blieb keine Wahl. Was in Asien eine des Weltunterganges gewärtige Menscheit, einen thatscheuen und wortgläubigen Stamm band, taugt nicht für ein Universum, dem in Aeonen vielleicht die letzte Sonne aufgehen wird. Petro sollen wir gleichen? Wo ist Petri Gemeinde? Wo auf dieser Erde das dem Reichen verschlossene Paradies, dessen Fülle den Armen labt? Die Hungernden knien vor neuen Heilbringern und neuen Kreuzen und sind uns, den Herren von Gestern, ver-

loren. Unser Anhang will die Grimasse des Gottes sehen, sein eigenes Ebenbild in Glorie und Pomp. Jahrtausende lang haben die feinsten Hirne an dieser Umwandlung eines Asiatenideals gearbeitet; und eh Du nicht Besseres findest, mein Sohn ... Nimm Deinen Ring. Dir warb die Dürre Bewunderung. Wenn wieder Regen den Acker düngt, wirst Du, unseliger Fischer, vergebens nach Menschenseelen die Angel strecken; sichert Dein Köder Dir keinen Fang.«

Ein Lächeln noch; das mitleidige Lächeln noch des klugen Frommen. Nur ein Cimabue malt uns diesen modernen Papst.

FRANZ JOSEPH.

Kaiser Ferdinand von Oesterreich hat Metternichs Sturz nur um ein Halbjahr überlebt. Nach der wiener Mairevolte war er nach Innsbruck, nach dem Oktoberaufstand, dessen Opfer der Kriegsminister Latour wurde, aus der unterwühlten Hauptstadt ins stille Olmütz geflohen. Radetzkys Sieg bei Custozza, der dem Kaiserreich die Lombardei zurückgewann, hatte den gutmüthigen Schwächling ermuthigt, aus Tirol, nach dreimonatiger Abwesenheit, in die Hofburg heimzukehren. Bald aber häuften sich wieder die Hiobsposten. Windisch-Graetz hatte in Prag mit Schwert und Feuer die Fügung in alte Ordnung erzwungen; doch in der Asche, den rauchenden Trümmern glomm der Funke fort und über Slavenrümpfe reckten gekrampfte Finger sich zum Racheschwur himmelan. In Ungarn hatten Zrinyis Enkel sich, die gedrückten Kroaten, unter ihrem Banus Jellacic gegen den Uebermuth der Magyaren erhoben; der Erzherzog Palatinus Stephan war aus dem Land gescheucht, der vom wiener Hof aufgelöste Reichstag versammelt geblieben und Ludwig Kossuth herrschte, als Präsident des Landesvertheidigungausschusses, wie ein König hinter der Leitha. Kaum hatten die Truppen, die Jellacic, zur Stärkung

seiner Macht, nach Ungarn rief, Wien verlassen: da prasselte das Feuer wieder auf; und war nun nicht so rasch wie im März noch zu löschen. Der Reichsrath, der als constituante gedacht war, wurde vertagt und für die Novembermitte nach Kremsier berufen. Windisch-Graetz sollte wieder helfen; zuerst Wien, dann Budapest mit dem Schwert beruhigen. Fürst Felix Schwarzenberg bildete, mit Stadion und Bach, ein neues Ministerium (in das später auch Schmerling eintrat). Trotz allem Mühen wollte aber nicht Ruhe werden. Schon weissagte Mancher leis den Zerfall des Habsburgerreiches. Da hatte ein Weib den Muth zu schwerem Entschluß. Friderike Dorothea Sophie, die dem Erzherzog Franz Karl von Oesterreich vermählte Tochter des ersten Bayernkönigs Maximilian Joseph, hatte erkannt, daß weder der schwachsinnige Kaiser Ferdinand noch, als der nächste Agnat, ihr braver Mann fähig sei, Oesterreich aus der Wirrniß zu retten. Die kluge, starke und ehrgeizige Frau hat mit der Stachelpeitsche ihres Wortes beide Männer zur Abdankung getrieben und ihrem ältesten Sohn, dem achtzehnjährigen Franz Joseph, am zweiten Dezember 1848 die Krone gesichert. Aus Olmütz schrieb Graf Prokesch von Osten, der in Athen Oesterreichs Gesandter gewesen war, am dritten März 1849 an seine Frau: »Die Erinnerung an die Haltung der Kaiserin (Anna) in den Tagen des gewaltigen Entschlusses umgiebt sie mit der Glorie einer Heiligen. Sie trat fest für die Abdankung auf, ‚Der Kaiser hat Schmach erlitten, er kann nicht mehr Kaiser bleiben': dieses Thema focht sie aus und hatte dabei die vornehmste Haltung, eine kaiserliche Würde,

eine strahlende Schönheit. Die viel verkannte Erzherzogin Sophie mit ihrem gehobenen Herzen und sicheren Verstand führte den Thronwechsel durch. Die Monarchie ist ihr großen Dank schuldig. Sie weicht von ihrer heutigen Stellung neben ihrem Sohn nicht; und sie hat vollkommen Recht darin. Unter den ordentlichen Leuten ist nur eine Stimme über sie. Alles achtet ihren Verstand, ihren Charakter und Muth. Der Banus (Jellacic) hat wirklich großartige Momente gehabt. Sein größter war vielleicht der, als er, mit Ehren und Lob überhäuft, Innsbruck verließ und zwei Tage darauf in den Zeitungen seine Erklärung zum Hochverräther las, die dem Kaiser (Ferdinand) abgerungen worden war.« Das war einmal. Ueber den neuen Hof schreibt Prokesch: »Ich wartete dem Kaiser auf und wurde zur Tafel geladen. Bei Tisch machte die Erzherzogin Sophie die Honneurs. Der Kaiser sitzt zwischen Vater und Mutter (Franz Karl und Sophie), neben Dieser Fürst Felix (Schwarzenberg); die jüngeren Erzherzoge sitzen nach. Die ganze Haltung ist militärisch, aber ohne Zwang. Das Fünftel- und Tinterlwesen der Höfe ist weggeblasen und die Würde und die Kraft ist in den Ernst der ganzen Haltung gelegt. Ich bin überzeugt, daß dieser Hof auf Jedermann einen Zauber ausübt. Alles jung, Alles ernst; die Bedeutung der Zeit in jedem Angesicht. Keine kalten Formphrasen; lebendiges, vertrauendes Wort und alle Dinge ohne Furcht beim Namen genannt. So schwer auch unsere Lage ist: ich hoffe das Beste. Der Glaube an das neue Oesterreich muß außen erst festgestellt werden. Oben ist es hell; aber der Zopf ist noch in allen Bureaux. Ein neues Ge-

schlecht muß heranwachsen.« Drei Jahre danach (Preußens Schwachheit hatte dem jungen Franz Joseph in Olmütz seitdem fröhlichere Tage bereitet; die in Kremsier bewilligte Verfassung war aufgehoben, Ungarn durch russische Hilfe gebändigt, Felix Schwarzenberg gestorben und durch Buol ersetzt) sah den Kaiser der Mann, der im frankfurter Bundestag Prokeschs stärkster und rücksichtlosester Gegner werden sollte. Im Mai 1852 ließ Friedrich Wilhelm Herrn von Bismarck aus Frankfurt nach Potsdam kommen und sagte ihm huldvoll, er sei bestimmt, in Wien, auf der Hohen Schule der Diplomatie, wo er zu nützlicher Fortsetzung seiner Studien die beste Gelegenheit finde, fortan Preußen zu vertreten. In dem (vom König selbst geschriebenen) Einführungbrief stehen die Sätze: »Herr von Bismarck-Schönhausen gehört einem Rittergeschlecht an, welches, länger als mein Haus in unseren Marken seßhaft, von je her und besonders in ihm seine alten Tugenden bewährt hat. Die Erhaltung und Stärkung der erfreulichen Zustände unseres platten Landes verdanken wir seinem furchtlosen und energischen Mühen in den bösen Tagen der jüngst verflossenen Jahre. Es ist mir ein befriedigender Gedanke, daß Eure Majestät einen Mann kennen lernen, der bei uns im Lande wegen seines ritterlich-freien Gehorsams und seiner Unversöhnlichkeit gegen die Revolution bis in ihre Wurzeln hinein von Vielen verehrt, von Manchen gehaßt wird. Er ist mein Freund und treuer Diener und kommt mit dem frischen, lebendigen, sympathischen Eindruck meiner Grundsätze, meiner Handlungweise, meines Willens und (ich setze

hinzu) meiner Liebe zu Oesterreich und zu Eurer Majestät nach Wien. Herr von Bismarck kommt aus Frankfurt, wo Das, was die rheinbundschwangeren Mittelstaaten mit Entzücken die Differenzen Oesterreichs und Preußens nennen, jeder Zeit seinen stärksten Widerhall und oft seine Quelle gehabt hat, und er hat diese Dinge und das Treiben daselbst mit scharfem und richtigem Blick betrachtet. Ich habe ihm befohlen, jede darauf gerichtete Frage Eurer Majestät und Ihrer Minister so zu beantworten, als hätte ich sie selbst an ihn gerichtet.« Bismarck fand in Wien das »einsilbige« Ministerium Buol-Bach-Bruck; erst in Budapest den Kaiser. Am dreiundzwanzigsten Juniabend schrieb er an die Frau: »Ich habe heute viel Uniform getragen, in feierlicher Audienz dem jungen Herrscher dieses Landes meine Kreditive überreicht und einen sehr wohlthuenden Eindruck von ihm erhalten. Zwanzigjähriges Feuer, mit besonnener Ruhe gepaart. Er kann sehr gewinnend sein: Das habe ich gesehen. Ob er es immer will, weiß ich nicht; er hat es auch nicht nöthig. Jedenfalls ist er für dieses Land gerade, was es braucht; und mehr als Das für die Ruhe der Nachbarn, wenn ihm Gott nicht ein friedliebend Herz giebt.« Zwei Tage danach an Leopold von Gerlach: »Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht: zwanzigjähriges Feuer, mit der Würde und Besonnenheit reifen Alters gepaart; ein schönes Auge, besonders, wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst

finden. Die Ungarn sind begeistert von dem nationalen Accent, mit dem er ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet.« In Stuttgart versucht später König Wilhelm der Erste von Württemberg, den Preußen gegen Franz Joseph einzunehmen. »Der König ließ mich gleich nach meiner Ankunft rufen. Er war sehr bitter gegen Oesterreich. Er hält nicht nur Buol, sondern auch den jungen Kaiser für einen Mann von sehr engem Gesichtskreis, dessen Erziehung durch Bombelles eine jesuitisch oberflächliche gewesen sei; er habe unglaublich wenig gelernt und der Mangel an positivem Wissen mache ihn von fremdem Urtheil abhängig. Er habe sich früher niemals rechtschaffen ausgetobt und seit seiner Verheirathung (mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern) lebe er nur dem Vergnügen und scheue die Geschäfte. Aber wenn er bei Alledem nur ein Mann von einigen Geistesgaben wäre, so könnte Buol immerhin nicht so verkehrt mit Oesterreich wirthschaften, wie er es jetzt thue. Dabei sei der Dienstherr von Bach und Bruck so wenig wahrheitliebend, daß sein Nachbar in Bayern, der lange von ihm dupirt worden sei, jetzt erklärt habe, er werde ihm nie wieder ein Wort glauben. Der König sagte, mit Oesterreich sei nur zu verkehren, wenn es im Unglück stecke; im Glück sei es treulos. Das Unglück werde nicht ausbleiben: und dann werde Deutschland einig sein; eher nicht.« Dieses boshafte Urtheil des gekrönten Herrn Bruders und Vetters hat in Bismarcks majestätischem Menschenverstand nicht lange nachgewirkt. Der Greis gedachte des Kaisers, gegen den er Krieg geführt hatte, in freundlichster Ehrerbietung und

sagte, wenn er der Genesis seines Reiches nachgesonnen hatte, manchmal, Sophie habe, als sie ihrem Aeltesten so früh auf den Thron half, Oesterreichs Großmachtleben gerettet.

Die drei Koburger, die in Europa laut damals de omni re scibili et quibusdam aliis mitredeten, waren im Urtheil über den jungen Kaiser nicht einig. Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha, der nach Volksgunst lüsterne Schützenherzog, rühmte Franz Josephs edlen Körperbau und graziöse Bewegungen, seinen Takt und sein Talent für Militärwissenschaft und Sprachen und nannte ihn einen vielversprechenden Mann. »Entschieden liegt in ihm ein organisatorisches Talent, das durch eine rasche Auffassungsgabe und ein ungewöhnliches Gedächtniß sehr gefördert wird. Hätte der junge Herr einen reichhaltigeren Verkehr gehabt und wäre ihm gestattet worden, im übrigen Ausland und besonders in Deutschland mit eigenen Augen zu sehen und sich zu unterrichten, er würde schon jetzt, bei seinen Anlagen, bedeutender hervortreten. Ich war erstaunt über die Präzision und Sachkenntniß, mit der er jeden Gegenstand bewältigt. Er spricht wenig, aber gut. In allen ritterlichen Uebungen ist er Meister und sticht auffallend von allen übrigen Erzherzogen ab. Eine leidenschaftlose und ruhige Betrachtung der Dinge scheint sich in ihm mit Entschiedenheit und Festigkeit in der Ausführung zu verbinden. So frisch und frei er aber in die Diskussion einzutreten pflegte, so bestimmt schien er sich gewisse Grenzen gesetzt zu haben, über die hinaus er persönlich nicht leicht gehen mochte. In Bezug auf alle Details pflegt er auf die Minister zu verweisen. Ich bestärkte mich im

Verkehr mit ihm immer mehr in der Ueberzeugung, daß er ein hervorragendes Regententalent besitze und eine große Bedeutung für den alten Habsburgerstaat erlangen werde.« Leopold, der erste Belgierkönig, schrieb an seine Nichte Victoria: »Den jungen Kaiser habe ich gern. Wenn es die Umstände gestatten, zeigt er eine liebenswürdige Heiterkeit und der warme Blick seiner blauen Augen zeugt von Gemüth und von Muth. Er ist schlank, graziös und hat sehr gute Manieren; gleich weit von linkischer Schüchternheit wie von großspurigem Wesen. Er ist einfach und braucht nicht auf seine Autorität zu pochen, um Alle im Zaum zu halten. Man merkt sofort, daß er der Herr ist und die Herrschergabe hat, die sich nicht erlernen oder erkünsteln läßt. Er kann sicher, wo es nöthig ist, streng sein und aus seiner ganzen Art, sich zu geben, spricht furchtlose Tapferkeit.« Unfreundlicher urtheilt Ernsts Bruder Albert, der Prinz-Gemahl. »Viel kann man ja nicht von einem Herrn erwarten, den die Jesuiten erzogen haben. Die halten die Menschennatur edler Gefühle und Gedanken nicht für fähig, setzen immer die unlautersten Motive voraus und sehen in ihren Mitmenschen nur das Schlechte.« Der gassenläufige Jesuitenhaß, der von Wesen und Zweck des Weltordens nichts ahnt und nichts ahnen will, hat dieses Urtheil diktirt. »Ueber den Kaiser von Oesterreich und dessen Politik sprach er überaus ungünstig«: schreibt, nach einem Tischgespräch mit dem Prinzen Albert, Chlodwig Hohenlohe in sein Tagebuch. Und lernt selbst, der ewig Blinde, ewig Unwahrhaftige, Franz Joseph nie richtig sehen. Nach dem Galadíner zu Ehren des preußischen

Generals von Werder, der die Thronbesteigung Wilhelms des Ersten in der Hofburg notifizirt hat, spricht der Kaiser ein paar Minuten mit dem Schillingsfürsten. Der geht heim und notirt: »Bei der freundlichen und natürlichen Art des Kaisers, zu sprechen, bedauerte ich innerlich, daß er diese Gabe seinen Unterthanen gegenüber so wenig zu brauchen versteht. Es ist ihm nicht möglich, sich durch herablassendes Wesen populär zu machen, was bei einem kindlichen Volk, wie die Oesterreicher sind, von großer Bedeutung wäre. Beim Bürgerball erschien der Hof gerade, als wir ankamen. Der Empfang war lautlos. Man merkte im Publikum die absichtliche Gleichgiltigkeit und eine Art Unzufriedenheit. Der Kaiser blieb lange da, stand aber immer oben auf der Galerie und sprach mit dem Bürgermeister, statt im Saal herumzugehen und mit den Bürgern zu reden, wie König Ludwig und König Max (von Bayern) es, zu ihrem großen Vortheil, thun.« Ein Jahr später in Frankfurt, wo Franz Joseph dem Fürstentag präsidiren soll: »Um Sechs kam der Kaiser in einer offenen zweisitzigen Kalesche. Da man geglaubt hatte, er werde mit großem Gefolge, mit acht Pferden kommen, so erkannte ihn Niemand und er fuhr ohne Hurra vorbei. Nur Frau von Bethmann auf unserem Balkon warf einige Bouquets hinunter, die aber, glücklicher Weise für den Kaiser, nicht in den Wagen fielen.« Immer der leise Wunsch, beweisen zu können, daß Franz Joseph sein Regentengeschäft nicht verstehe und dem Volk ein gleichgiltiger, unfreundlich betrachteter Fremdling sei. Bis zu der Stunde, da er, in Ischl, aus des Kaisers Mund über Bismarck das Ur-

theil hört: »Es ist traurig, wie ein solcher Mann so tief sinken kann«; und über Caprivi: »Gott gebe, daß dieser Mann noch lange auf seinem Posten bleibe!« Urtheile, die als Ausdruck habsburgischer Hoffnung leicht begreiflich sind.

»Generös ist er«: dieses Wort Juliens von Benedek sagt über den Kaiser nicht so viel wie die Lobreden der Vettern und Diener; sagt vielleicht aber mehr. Das Verhältniß zu Ludwig von Benedek füllt im Leben Franz Josephs ein düsteres Kapitel. Wer sollte Oesterreichs Heer gegen Preußen führen? Feldzeugmeister Benedek hatte diesen Krieg längst gefürchtet; hatte schon 1856 zum ingelfinger Kraft zu Hohenlohe gesagt, er würde darin das größte Unglück für Oesterreich sehen. Dessen Armee schien ihm für solchen Kampf nicht gerüstet. »Alte, schwache oder bequeme Kommandirende Generale oder höhere Kommandanten überhaupt sind absolut vom Uebel und ich kann am Ende meiner Soldatenlaufbahn nur lebhaft wünschen und sogar bis zur Sekkatur wiederholen, unser Allergnädigster Kaiser und König möge ehebaldigst Mitleid und Nachsicht seines edlen Herzens überwinden und in den höheren Chargen seiner Armee gründlich aufräumen. Die besten Armeen brauchen, besonders in Zeiten wie jetzt, eiserne, aber gelenke Hände in allen höheren Kommanden.« Die Reform kam nicht; und das Heer, dessen Führern er so mißtraute, sollte Benedek nun gegen den starken Feind führen. Nicht im italischen Krieg, für den er vorbereitet war, sondern im deutschen Feldherr, Hort und Hoffnung sein; in ihm fast völlig unbekanntem Ge-

lände. Ihm ging es, sagt der preußische General von Schlichting, »wie einem Lotsen, der sein Leben lang kleineren Fahrzeugen mit unübertrefflicher Geschicklichkeit und Lokalkenntniß in seiner Heimathbucht sicher über alle Untiefen hinweg und an allen Klippen vorbeigeholfen hat und nun plötzlich ein Schlachtschiff erster Größe in weiten fremden Meeren durch Cyklone steuern soll, die er bis dahin nie gekannt.« Warum ward er erkürt? Weil Erzherzog Albrecht, der andere Kandidat, seit seinem Kommando im wiener Straßenkampf unpopulär, auch in Ungarn von seiner Statthalterthätigkeit her unbeliebt war; weil seine Ernennung zum Oberfeldherrn des böhmischen Krieges in der Menge den Glauben genährt hätte, der bürgerliche Feldzeugmeister werde dem Prinzen, der Sohn des oedenburger Arztes dem habsburgischen Erzherzog geopfert; und weil, wie im Ministerium Belcredi Graf Moritz Esterhazy nicht ohne Grund immer wieder betonte, der Dynastie die Möglichkeit erspart werden sollte, daß es später heiße, ein Sohn des Hauses Habsburg-Lothringen habe Oesterreichs Mannschaft ins Unglück geführt. Benedek hat sich gegen die Uebernahme des Amtes, dem er sich nicht gewachsen fand, mit zäher Beharrlichkeit gesträubt; und erst nachgegeben, als Franz Joseph (Herr Dr. Heinrich Friedjung erzählts in seinem guten Buch »Benedeks nachgelassene Papiere«) ihm durch den Generaladjutanten Grafen Crenneville sagen ließ: da die Oeffentliche Meinung die Bestallung eines anderen Feldherrn mißbilligen und für einen Personalfehler des Kaisers erklären würde, müsse er, wenn Benedek bei seiner Weigerung bleibe und

der Krieg schlecht ende, vom Thron steigen. Drei Abdankungen in achtzehn Jahren: Das hätte die Dynastie kaum überlebt. Der Feldzeugmeister antwortete, er sei bereit, seine bürgerliche und soldatische Ehre dem Wunsch des Kaisers zu opfern. »Nach solcher Eröffnung hätte ich ein schlechter Kerl sein müssen, wenn ich das Kommando nicht angenommen hätte.« Doch den angebotenen Marschallsstab lehnte er ab; den, sprach er, muß ich erst auf dem Schlachtfeld erwerben. Als er dann besiegt worden war, ließ Franz Joseph ihn fallen. »Zerschmettert, wie ein verbrauchtes Schwert«, machtlos lag nun der Mann, den Moltke einen tapferen und umsichtigen Führer von großem Verdienst nannte. Er hatte gewußt, was ihm bevorstehe. »Wie hätten wir gegen die Preußen aufkommen können! Das sind studirte Leute und wir haben wenig gelernt.« So sprach er; und wußte, warum er der Untersuchungskommission in Wiener-Neustadt ausführliche Rechtfertigung weigere. Sollte er etwa Crennevilles Worte wiederholen und vor Kameraden und Auditoren aussprechen, daß ihm das Feldherrnamt »unter Anrufung seiner Unterthanen- und Soldatentreue aufgedrungen« worden war? »Mich kann Niemand demüthigen; und der Kaiser weiß bereits recht gut, warum ich vor der Kommission nicht Red' und Antwort gegeben habe ... Nach allem bisher Geschehenen bleibt mir, im Einklang mit meiner Gesinnung, Herz und Charakter und unbedingten Ergebenheit für den Kaiser, nichts Anderes übrig, als mit Bescheidenheit und Seelenruhe das Verdammungurtheil der schriftstellerischen und redenden Welt schweigend hinzunehmen. Will Niemand an-

klagen, will mich gar nicht verteidigen, will nichts schreiben, nichts reden zu meiner Entschuldigung und Rechtfertigung.« In diesem Entschluß hat er fest beharrt. Auch als das gegen ihn eingeleitete Verfahren zwar auf kaiserlichen Befehl eingestellt, in der amtlichen Wiener Zeitung zugleich aben verkündet worden war, Benedeks militärischer Ruf sei vor Mit- und Nachwelt vernichtet und der höchste Kriegsherr habe dem Feldzeugmeister sein Vertrauen entzogen. Erst aus seinem Testament sprach der Groll: »Daß die österreichische Regirung, mein (am neunzehnten November 1866 dem Erzherzog Albrecht gegebenes) Versprechen, zu schweigen, in Händen habend und an die Ehrlichkeit meines Versprechens glaubend, ihren sonderbaren Artikel über mich, wo man mir sogar meine ganze Vergangenheit absprach, publiziren ließ, daß dieser nicht zu qualifizirende Regirungartikel in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipirt, vom Feldmarschallieutenant Baron John, vom Feldmarschall Erzherzog Albrecht und Anderen korrigirt und ausgefeilt und endlich in der ganz absonderlichen Fassung auf Befehl der Regirung publizirt wurde: Das übersteigt meine Begriffe von Recht, Billigkeit und Wohlanständigkeit. Ich habe es schweigend hingenommen; und nun trage ich seit nahezu sieben Jahren mein hartes Soldatenschicksal mit Philosophie und Selbstverleugnung. Ich wünsche mir selber Glück, daß ich trotz Alledem gegen Niemanden einen Groll habe und auch nicht vertrottelt bin. Ich bin mit mir selber und mit aller Welt fertig geworden, bin mit mir vollkommen im Reinen; nur habe ich dabei all meine Soldatenpoesie eingebüßt. Ich will

möglichst einfach und ohne alle militärischen Abzeichen zu Grabe geführt werden. Auf mein Grab soll ein einfacher Leichenstein oder ein eisernes Kreuz gesetzt werden, ohne egliche Phrase.« Der treue Diener war, wie Wilhelm von Württemberg gesagt hätte, dupirt worden. Erzherzog Albrecht hatte mit Lobsprüchen um das Vertrauen des überwundenen Mannes (»dem in Italien gewiß auch der Lorber von Custoza geblüht hätte«) geworben, ihn in Graz besucht und, drei Monate nach dem Tag der prager Friedensstiftung, Benedeks Versprechen nach Wien heimgebracht, »auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexonen mit mir ins Grab zu nehmen«. Der »Feldzeugmeister in Pension« hat sein Wort gehalten: an keinem Versuch zur Rettung seines Soldatenrufes auch nur mittelbar je mitgewirkt und keine Memoiren hinterlassen, obwohl er, der nach dem jähen Sturz noch fast fünfzehn Jahre lebte, Muße genug dazu gehabt hätte.

Mein Versprechen, schrieb er ins Testament, »war vielleicht voreilig, vielleicht sogar dumm, aber der bezeichnendste Ausdruck meines Soldatencharakters«. Daß man ihn, den Sieger von San Martino, nach diesem Versprechen ohne eine letzte Audienz vom Angesicht des Kriegsherrn verbannen und als Sündenbock in die Wüste jagen werde, hatte er nicht erwartet. Nie hat er diese Enttäuschung verwunden. Als dann gar die amtliche Kriegsdarstellung des Generalstabes ihn hart, ohne Zubilligung mildernder Umstände, verurtheilt hatte, bestimmte er, daß man ihn im Bürgerrocke bestatte, und verbat jeden militärischen Leichenkondukt. Der preußische Generalstab,

sprach er mit finsterem Lächeln, wird mich rechtfertigen; ich brauche mich nicht selbst zu vertheidigen. Der Gedanke, daß in Graz ein Grollender sitze, der sich, nach allzu schlechter Behandlung, von dem Novemberpakt lösen könnte, war dem Kaiser unbehaglich. Ihm war, dem Einunddreißigjährigen schon, gelungen, den von Ferdinands undankbarem Stumpfsinn schmählich geopferten Fürsten Clemens Metternich ohne anderen Aufwand als den huldvoller Worte zu versöhnen. Konnte solcher Versuch nicht noch einmal gelingen? Zuerst mußte Albrecht, der Sohn des Helden von Aspern, wieder ins Feuer. Mußte dem Feldzeugmeister, dem ein spitzbübischer Diener die Orden gestohlen hatte, das bei Novara erworbene Kommandeurkreuz des Theresienordens und andere Dienstehrenzeichen schicken und ihn im Begleitbrief als tapferen Soldaten, treuen Waffenbruder und auf manchem ruhmvollen Schlachtfeld bewährten Freund anreden. Dann, als nur kühle Ehrerbietung gedankt hatte, aus Gdow, wo Benedek im Februar 1846 Sieger im Kampf gegen die galizischen Insurgenten geblieben war, als »alter Kriegsgefährte, dankbarer Waffenbruder und treuer Freund« ihm einen Brief schreiben, der in Lauten überschwingenden Gefühles die Erinnerung an diesen ersten Führererfolg des Oberstlieutenants Benedek auffrischte. Noch einmal blieb die Werbermühe unbelohnt. Beim Lesen des Briefes, der ihn als den Wiederhersteller österreichischer Waffenehre feierte, mochte der Pensionist denken, daß dieser Lobredner vier Jahre vorher an dem Aechtungartikel mitgewirkt hatte. Franz Joseph merkte, daß ers mit stärkeren Künsten probiren müsse.

Im Juli 1873 befahl er dem fünfzehnjährigen Kronprinzen Rudolf, in Graz den Feldzeugmeister zu besuchen. Der war nicht zu Haus; wollte, trotz dem Drängen seiner Frau, Rudolfs Brief nicht beantworten, ließ sich aber von dem Generalmajor Latour, dem Militärgouverneur des Kronprinzen, umstimmen und dankte »für die mir erwiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung zu würdigen weiß.« Bat auch Latour, dem Kaiser »für die edle Art und Weise, wie er sich meiner erinnert«, zu danken. Friede? Benedek hat sein Testament, das drei Wochen vor Rudolfs Brief geschrieben worden war, nicht geändert. »Bin ein abgeschlossener Mann, der keine äußere Ehre braucht, und meine eigene innerste Ehre halte ich für unbefleckt; erkenne diesfalls keinen irdischen Richter.« Versöhnt war er nicht; nur aufs Neue verpflichtet. Als der deutsche Kanzler der Witwe des vom Kehlkopfkrebs Getöteten in herzlichen Worten sein Beileid ausgedrückt hatte, schrieb sie an ihren Neffen: »Bismarcks Brief, ganz eigenhändig geschrieben, war der einzige von hoher Hand, der mir zu Gemüth ging; hingegen die Telegramme vom Kaiser und von den Erzherzogen mich sehr kühl ließen. Als 1873 der Kaiser als Versöhnungapostel den Kronprinzen ins Haus schickte, war Benedek bereits durch sieben Jahre so schwer getroffen, daß er Alles ablehnte und bat, man möge ihm die mühsam errungene Ruhe nicht stören. Unser oberster Herr, generös wie immer, hatte jetzt wenigstens die Güte, fragen zu lassen, ob ich nichts von ihm wolle. Generös ist er. Ich dankte ergebenst; brauche nichts.«

Généreux: Julie von Benedek wollte dem Kaiser wohl weder ein großes Herz noch eine offene Hand nachrühmen; nur ein auch in Stunden der Schwachheit und Wirrniß nobles Empfinden, das den Schein unwürdigen, unfürstlichen Handelns scheut. Kleinlich ist Franz Joseph nie gewesen; im Haus nicht noch je im Staatsrath. Er hat seiner wittelsbachisch ins Schrankenlose schwärmenden Frau jede noch mögliche Freiheit gelassen, den als Hochverräther verurtheilten und in effigie gehenkten Grafen Julius Andrassy zum Ministerpräsidenten gemacht, von Schwarzenberg bis auf Aehrenthal allen Inhabern des internationalen Geschäftes den Nimbus selbständigen Handelns gegönnt, den Sohn Ludwigs Kossuth, trotz schriller Rede gegen altes Habsburgerrecht, in die Hofburg geladen; und kein häßliches, dummes Winkelgeraun hat den Greis gehindert, einer Spielerin, an deren draller Natürlichkeit er sich gern labte, vor Aller Blicken die Freundestreue zu wahren. Auch das Verhältniß zu Benedek, das ihn, seine Stärke und seinen unbeugsamen Willen zur Staatsraison, so deutlich erkennen lehrt, wollte er aus dem Schein kleinlichen Haders heben. Um die Dynastie nicht mit dem niederziehenden Gewicht der Verantwortlichkeit für einen unglücklichen Krieg zu belasten, hat er dem Widerstrebenden das Kommando aufgedrungen. Darf er die Thatsache ans Licht sickern lassen? Die Unheilsgefahr, die er meiden wollte, würde gedoppelt. »Der Kaiser hat den General, der sich selbst für untauglich zu diesem Amt hielt, zum Feldherrn erkoren und so die Niederlage verschuldet, durch die unsere deutsche Hoffnung geknickt ward«: ob im

Herbst 1866 Habsburg fest genug stand, um solchen Volksspruch überdauern zu können, wird heute Keiner ermessen. Franz Joseph war seiner Sache nicht sicher; und hatte von den Streitern Jesu, den Vätern der kalksburger Pädagogen, gelernt, daß ein löblicher Zweck jedes Mittel heilige und daß der an wichtigem Werk mitarbeitende Diener sich, nach dem Wort des großen Ignatius von Loyola, von dem Wink des Oberen leiten und behandeln lassen müsse, als ob er ein willenloser Leichnam sei. (Daß sie dem Gemeinwohl jedes Privatinteresse, Glück und Ehre des Einzelnen ohne Erbarmen opfern und, wie in Jerusalem einst der Hohepriester, lieber einen Unschuldigen schlachten als die Gemeinschaft schädigen wollen, hat den Constitutiones Societatis Jesu den Massenhaß zugezogen.) Das Ziel ward erreicht, die Dynastie von allzu hartem Vorwurf verschont; und Benedek mochte sich mit seinem Schicksal abfingen. Doch Bombelles und seine Gehilfen hatten dem Jüngling wohl auch von Aquaviva erzählt, der, als dritter Nachfolger Ignatii, alle Obrigkeit gemahnt hat, die Willenskraft von Milde bedienen zu lassen. Als die Hausgefahr überstanden ist, soll dem gestern Geächteten wieder der Gnadenborn fließen; soll er nicht länger knirschend im Winkel grollen. Macchiavelli hätte sich solcher Regententugend gefreut.

Bismarck, der Menschenverkenner, hat den Kaiser von Oesterreich »eine ehrliche Natur« genannt und behauptet, nur Buols persönliche Rancune habe den jungen Herrn in das nach der russischen Hilfeleistung bei Vilagos (»einem Dienst, wie kaum je ein Monarch seinem Nachbarstaat gethan«) undankbare

Handeln gegen Nikolai Pawlowitsch gehetzt. Das war einer der vielen Irrthümer, in die der große Sachdenker auf dem Personalgebiet fiel. Franz Joseph wollte die Russenmacht nicht in den Balkan vordringen lassen, lebte in dem festen Glauben an Metternichs Satz, die Türkei sei für Oesterreich die sicherste Grenze, »sicherer als das Meer«, und nahm nur deshalb, aus eigenem Willensrecht, Orlows Anerbieten, die Schutzherrschaft über die zu schaffenden Balkanstaaten zwischen Rußland und Oesterreich zu theilen, als ein von dem in Olmütz und Warschau mit Nikolai Vereinbarten abweichendes, zum Vorwand, die zugesagte Neutralität nun zu weigern. Der Zar hatte ihm fünf Jahre vorher Ungarn gerettet und nicht die winzigste Entschädigung verlangt. Doch persönliches Gefühl durfte nicht in das Spiel hineinreden, auf dem ein Reichsinteresse stand. Ehrlichkeit, Dankbarkeit. das Gepäck solcher Bürgertugenden kann der Staatsleiter nicht auf jeden Marsch mitschleppen. Richtiger als Bismarck hat Alexander von Hübner, Osterreichs Vertreter in Paris, den Kaiser beurtheilt. »Uebertriebene Gewissensbisse«, schrieb er ins Tagebuch, »werden ihn nicht hindern, seinen Völkern gegenüber seine Pflicht zu thun.« Haben ihn niemals gehindert. (Das verdient Lob, nicht etwa Tadel; ein gemüthvolles Männchen, das ängstlich stets erwägt, obs auch jedem Anspruch philistrischer Familienmoral genüge, taugt nicht auf den höchsten Sitz, wo wider skrupellose Feindschaft die Zukunft einer Volkheit zu sichern ist.) Wer in diesem Kaiser eine redliche Seele ohne Arg und Monarchentalent sieht, irrt als ein alles Geschehenen Unkundiger. Aus dem reichen

Erbschatz habsburgischer Verschlagenheit hat Franzens Enkel ein ansehnliches Legat empfangen. Zeugte nicht schon die Kunst, mit der er vor dem Krimkrieg zwischen Ost und West lavirte, von angeborener Schlauheit? Nicht die pfiffige Psychologie, die ihn im August 1863 den Preußenkönig für den Plan des Frankfurter Fürstentages einfangen ließ? Er hatte Wilhelm in Gastein besucht und, während Bismarck, der Gegner des zur Stärkung der österreichischen Macht über Deutschland ersonnenen Planes, unter den Tannen der Schwarzenbergischen Anlagen, mit der Uhr in der Hand, andächtig einer Meisenfütterung zusah, den König bei dem alten Parlamenthaß gepackt. Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, der als Flügeladjutant beim König Dienst that, sagt in seinen Memoiren darüber: »Die ganze Besprechung trug den Charakter der vorläufigen Behandlung einer unbestimmten Idee, deren Ausführung noch in weiter Ferne liege. Im Widerspruch mit diesem Stand der Dinge war aber, daß der Kaiser nach dem Abschied unserem König laut vor allem Publikum zurief: ‚Also auf Wiedersehen in Frankfurt!' Das Manöver war berechnet; es sollte das Gerücht verbreiten, daß sich beide Monarchen bestimmtes Rendezvous in Frankfurt gegeben hatten.« Bismarck mußte noch in Baden-Baden Stunden lang die stärksten Argumente ins Feld führen und endlich gar den Entschluß zur Demission andeuten, um die Absage zu erreichen; und dachte, als er nach Mitternacht, »in Folge der nervösen Spannung der Situation krankhaft erschöpft«, heimging: »Wenn ich mich an der tiefen Schlucht der Ache weniger lange bei der Naturbe-

trachtung aufgehalten und den König früher gesehen hätte, so wäre der erste Eindruck, den die Eröffnungen des Kaisers auf den König gemacht haben, vielleicht ein anderer gewesen.«

So ganz persönliche Erfolge waren im Leben Franz Josephs nicht selten. Noch der Greis, flüsterts am Hof, erröthet, wenn ihn, den Monarchen oder den Chef des Hauses Habsburg-Lothringen, die Pflicht zwingt, Unwahres über die Lippe zu lassen. Nie aber hat er ihr gefehlt. Keiner Pflicht je mit Bewußtsein. Er repräsentirt, wo es nöthig ist, kommt, wenns nicht anders geht, täglich aus dem stillen Schönbrunn in die Hofburg, redet, in sämmtlichen Sprachen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder, in der ofener Burg auch Magyarisch und Kroatisch, mit Ministern und Abgeordneten, Offizieren und Schranzen, Industriellen und Händlern und erledigt trotzdem noch mit prompter Gewissenhaftigkeit alle Eingänge. Im Manöver wohnt und schläft er noch jetzt wie jeder General; hat er noch im Herbst 1909 die Bitte des Thronfolgers, mit ihm und dem Deutschen Kaiser in Ruhe zu dejeuniren, vom Sattel aus mit dem Satz abgewehrt: »Eine Semmel und ein Glas Wein: so bin ichs im Manöver gewöhnt; und dazu brauche ich nicht erst vom Pferd zu steigen.« In des Ungemachs harter Schule hat er Entsagung gelernt und weiß auf Privatwünsche ohne Gram und Groll zu verzichten. Nicht nur, wenn Czechen und Magyaren ihm das Leben sauer machen, auf einen Theil der ischler Ferien. Seit Jahrzehnten auch, weil er die Savoyer nicht kränken will, auf den persönlichen Verkehr mit den Päpsten. Gewiß hat ihn manchmal

der Wunsch gestreift, statt der Kinder seines Bruders Karl Ludwig die Deszendenz seiner Lieblingtochter Marie Valerie zur Erbfolge zu berufen. Doch da er die Absicht auf solche Aenderung des Hausgesetzes einmal, als Franz Ferdinands Stiefmutter Maria Theresia ihn mit der Frage überraschte, bestritten hat, ist er auf den heimlichen Herzenswunsch nie wieder zurückgekommen. Erträgt die nicht immer bequeme Ingerenz des (oft noch hitzigen) Thronfolgers ins Staatsgeschäft mit geduldig lächelnder Güte. Und bleibt stets doch der Herr.

Lächeln kann er; auch schweigen; nach langwierigem Zaudern und Wägen sogar wollen. Möglich, daß in diesem schlanken, heute fast noch straffen Leib der konstruktive Geist nicht übers Mittelmaß wuchs. Dem läßt sich, wie das Talent zur Bühnenregie, vollwichtige Regentengabe vereinen. Solche Gabe muß dem Mann geworden sein, der in jedem Nothfall den Muth zu schroffer oder verschmitzter Rücksichtlosigkeit fand und Nahen (nicht: Nächsten) und Fernen doch als das Urbild liebenswürdiger Harmlosigkeit galt. Während er die Krone trug, wurde Oesterreich aus Deutschland und aus Italien gedrängt und fast schon von der ältesten Wurzel seiner Hausmacht gerissen; wurden ganze Ministerschaaren, oft ohne ihr Verschulden, unter Haß und Verachtung bestattet. Auf staatliches häufte sich familiäres Unglück. Elisabeth und Rudolf, Johann Ort und der schöne Otto, Luise und Leopold von Toskana: bald schien jeder Mond schlimmer Erinnerung trächtig. Des Kaisers im tiefsten Grund kühle Seele stand allen Stürmen. Er ließ den Schmerz nicht Herr über sich werden, lächelte,

schwieg; und bewies, auch im eigenen Haus, den Zweiflern, daß der Alternde das Wollen noch nicht verlernt habe. »Wenn man alt wird und hat so viel versucht und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.« Goethes Egmont sagts von Philipp. Franz Joseph hats nie genug gehabt: und da er nun rüstig ins neunte Lebensjahrzehnt schreitet, sieht es fast aus, als solle im Habsburgerreich noch Ordnung werden. Ungarn gebändigt und in die Ausgleichswünsche Deaks und Andrassys zurückgeworfen; die Monarchie eine umworbene Balkangroßmacht; der Krieg, der den Thronfolger ins Feld geführt hätte, mit allen Ehren vermieden; und die Hitze des böhmisch-mährischen Kampfes lm Schwinden. Wars in Olmütz, Kremsier, Königgraetz zu ahnen? Der stille, bescheiden scheinende, im Wesenskleid vornehme alte Herr, der nie durch Talente, nie durch Taktmangel auffiel und sich durch Mäßigkeit und durch die pünktliche Kleinarbeit eines Diurnisten jung erhielt, kann noch immer lächeln; froher als im Jugendlenz. Greise Könige werden, wenn nicht die Wucht ihrer Persönlichkeit ringsum etwa Haß zeugt, von den Völkern stets zärtlich geliebt. Diesem kränzt einmüthige Liebe mit nie ermattendem Eifer das firne Haupt. Und er wird, wenn er auf sein Erleben zurückschaut, bereit sein, zu sprechen, wie, ohne Furcht vor Banalität und Wiederholung, so oft, der wiener Spöttelsucht zur Wonne, nach Festen und nützlicherer Parade: »Es war sehr schön. Es hat mich sehr gefreut.«

NIKOLAI ALEXANDROWITSCH.

Nikolai Alexandrowitsch sitzt in seinem petersburger Palast und besinnt, mit wunden Nerven, die Maitage seines Lebens. Dem Knaben, dem Jüngling brachte jeder Maimond die Kinderlust der Geburtstagsfeier. Den zweiundzwanzigjährigen Thronfolger schickte der Vater in die weite Welt; und am elften Mai 1891 wurde der Großfürst Nikolaus in Otsu, nah bei Kioto, von einem japanischen Polizeisoldaten am Kopfe verwundet. Warum? Er hatte Keinen gekränkt, keine Rachsucht herausgefordert. Was trieb den Mann, den Beamten, der den fremden Prinzen bewachen sollte, zu tückischem Mordversuch? Nikolaus fragt; und vernimmt, daß Japan, Adel und Plebs, die Moskowiter haßt. Seit sie, vom Amur her, an die Küste kamen und dem Hafenplatz, den sie der schwachen Mandschurendynastie abgetrotzt hatten, den stolzen Namen Wladiwostok, des Ostens Beherrscherin, gaben. Seit sie, im Lenz 1875, die Japaner zwangen, ihnen Sachalin, die alte Ainoinsel, zu überlassen. Seit sie gar, ungefähr um die selbe Zeit, lüstern nach Korea hinüberzublicken begannen. Rußland hatte vor zweihundert Jahren die Riegel gebrochen, hinter denen das Morgenland Nippon traumlos schlief, und,

wider des Tenno, des Kaisers, Befehl, dem Inselreich einen Handelsverkehr aufgenöthigt, der den Feudalstaat sacht in die Wirbelstürme kapitalistischer Weltwirthschaft riß. Rußland plant einen Eisenstrang, der seine Waaren, seine Geschütze und Truppen bis ans Japanische Meer führen soll. Am Ussuri hatte vor dreißig Jahren, unter der Führung Nikolais Ignatiew, Rußlands Erobererzug ins Ostasiatenland angefangen; und Nikolai Alexandrowitsch sollte jetzt den Bau der Ussuri-Bahn feierlich weihen. Wärs nicht eine gute Patriotenthat, diesen Prinzen zu töten, dem »Feind aus Norden« den Thronanwärter zu rauben? Der Bedrohte kommt mit einer leichten Wunde davon; wird drei Jahre später Herr aller Reussen und zieht 1896 an die Moskwa, um sich auf Mütterchens heiligem Boden als Monomachos zu krönen. Wieder ein Maitag; der vorletzte nach unserer Rechnung. Aus allen Teilen des Riesenreiches ist die Menge zusammengeströmt, um den neuen Zaren zu sehen, den jungen Erben der Hordenkhane und Palaeologen, der morgen sich seinem Volke vermählen will. Hunderttausend lagern unter freiem Himmel; in plumpen Bastschuhen, auf zerfetzten Fußlappen sind sie herbeigeeilt, um das große Symbol zu schauen, den geweihten Krönungbecher als Fetisch heimzutragen. Uebers Chodynkafeld schallen Choräle; Meßbuden, Musikbanden, Jahrmarktsvergnügungen locken ringsum und den Hirnen entflackert irre Begeisterung, die nur in islamischer Vorstellungzone wachsen konnte. Endlich schlägt die Feierstunde. Die Ungeduld der übernächtigen, von Inbrunst und Wodka bis zum Taumel trunkenen Masse bricht

in hitzigem Anprall die Schranke, stürmt wie in Fieberraserei vorwärts: und steht nach wildem Lauf wie von jäher Lähmung gebannt, vom grausen Geheul aufgehalten. Dreitausend Menschen werden im Drang von den Volksgenossen überrannt, zertreten, erdrückt, zu blutenden, im Koth dampfenden Fleischklumpen zerstampft; vielleicht viertausend. Niemand erfährt die richtige Ziffer, Niemand je des Unheils wahre Ursache. Auch der Zar nicht. Doch an diesem Maimorgen lernt der weichmüthige Sohn des Eisenkopfes erkennen, vor welche Aufgabe er gestellt ward. Die Beamtenschaft, der Tshin, ein morscher, selbständigen Wirkens unfähiger Körper; und hundert Millionen kindischer, ohne Hemmungnerv hinvegetirender Menschen. Als er die letzte Thräne getrocknet hat, sucht sein dunkler Sinn ein Mittel, das Heilung verheißt. Arm und roh ist das Russenvolk; wer ihm die schwere Rüstung vom Nacken nähme, würde das Leid gewiß lindern. Die Milliarden, die der Wehrkraft geopfert werden, könnten die Scholle düngen; und aus keiner Kaserne brächte der Mushik dann neue Roheit auf die schwarze Erde heim. Lieblich klingt die Schalmei. Und an einem Maitag wird im Haag die Friedenskonferenz eröffnet. 1899; von einem Murawjew. Dessen Ahn hatte 1858 dem Chinesenkaiser den Amurbezirk abgezwungen. Jetzt war hellere Zeit. Keinen Krieg mehr; nicht neue Rüstung: der Weiße Zar will den Frieden. Im Osten zieht sichs wieder zusammen? Seid getrost: der Wink des Kreuzszepters verscheucht das schwarze Gewölk. Nikolaos, dessen Name den Sieg weist, ist der starke Bürge des Friedens . . . Wieder ist Mai. Ein

Krieg, wie ihn das Russenreich nie noch zu führen hatte, seit den Warägertagen nicht, hat Tausende schon gefällt, unermeßliche Werthe zerstört, den Schrecken, der von der Zarenmacht ausging, in Osten und Westen gemildert, fast völlig getilgt. Und der Sturmschritt des Sieges hat die gelben Männer schon bis an die Wälle von Port Arthur geführt.

Zwei Maitage sah Nikolaus nicht; und gerade ihr Anblick konnte den Aberglauben entwaffnen. Wer wach ihrer gedenkt, sieht hinter Nebeln den blanken Stahlglanz der Kausalkette aufblitzen. Die Straße von Tschili trennt Port Arthur von der Hafenstadt Tschifu. Sie war, im Lenz 1893, der Schauplatz des Vorspiels zu dem Historiendrama, das uns der Ost sehen ließ. Von Nagasaki her waren seit den letzten Apriltagen russische Kriegsschiffe gekommen. Panzer, leichte Kreuzer, Kanonenboote; schon warens mehr, als England selbst in diesen Gewässern hatte. Auf der Rhede von Tschifu machten sie klar zum Gefecht; Holzwerk, Teppiche, Möbel, Vorhänge, Alles, was einen Brand rasch verbreitet, wurde über Bord geschafft. Und wer an Deck die geschäftige Hast sah, mußte glauben, spätestens morgen solle ein Kampf auf Leben und Tod beginnen. Doch kein einziger Schuß fiel. Im Beach-Hotel wurde Alles hübsch still abgemacht. Da saßen, im drawing-room, russische, britische, deutsche Admirale neben Chinas und Japans Bevollmächtigten um den Tisch. Drei Wochen vorher hatte der kurze Krieg geendet, in dem Chinas Wehrlosigkeit, Japans wilde Jugendkraft enthüllt worden war. Rußland, Deutschland, Frankreich hatten sich verbündet, um die Auslie-

ferung der im Friedensvertrag von Shimonoseki den Japanern versprochenen Kriegsbeute zu hindern. Wenn Japan auf der Liau-Halbinsel herrscht, ist Peking bedroht und Koreas Unabhängigkeit nur noch leerer Wahn. Das erklären die Vertreter der drei Großmächte in Tokio; und fordern, daß die Japaner aus Liautung abziehen und schnell besonders Port Arthur räumen. Die Männer von Nippon zaudern. Auf der Halbinsel ist das Blut ihrer Brüder geflossen; sie haben Port Arthur erstürmt: und sollen auf den werthvollsten Kampfpreis nun verzichten? Doch Rußland spaßt nicht; blickt lüstern nach Korea, braucht einen eisfreien Hafen und hat, seinen Willen durchzusetzen, wirksame Mittel. Kriegsschiffe überzeugen schneller als Diplomatengerede. Deshalb ist das starke Geschwader vor Tschifu versammelt: ists nöthig, so sprechen die Batterien. Ueberall sieht man russische Uniformen; als herrschte am Golf von Tschili schon der Reussenzar. Am zehnten Mai 1895 fiel im Beach-Hotel die Entscheidung. Mit rothem Stift hatten die Russen auf der Landkarte den Bezirk eingezäunt, den Japan herausgeben müsse. »So will es mein Herr; und hat mir befohlen, die Weigerung mit Waffengewalt zu strafen.« Dieses Wort des russischen Geschwaderchefs treibt die kleinen Japaner von ihren Sitzen. War solche Willkür möglich? Ihr Schlitzauge umfliegt angstvoll die Tafelrunde. Spricht keine Stimme hier für die gerechte Sache des Siegers? Keine. Der britische Admiral hebt mit kühlem Lächeln die Schultern: dieser trade interessirt ihn nicht sehr und im Augenblick ist gegen die russische Landmacht nichts anzufangen. Das weiß

der Moskowiter; er wirft seinen Degen auf die Karte, daß der Tisch dröhnt, und fragt noch einmal: Ja oder Nein? Die Gelben behorchen einander mit raschem Blick. Gegen solchen Ueberfall ist ihr Land nicht gerüstet: sie müssen nachgeben. Sie werden Port Arthur räumen; aber erst, wenn China die zunächst fälligen dreißig Millionen Taels bezahlt hat. Doch Rußland hat Eile. Noch im Mai ist Herr Rothstein, der Direktor der petersburger Internationalen Bank, in Paris und schließt, in Wittes Auftrag, einen Anleihevertrag, der den Chinesen, unter russischer Bürgschaft, vierhundert Millionen Francs sichert. Da das stets von Bargeldnoth bedrückte Zarenreich nicht ohne listige Hintergedanken für einen Anderen Hundertmillionen erbettelt, wußte seit diesem Maitag die weiße und gelbe Welt, daß Rußland dem armen Himmelssohn bald einen (gewiß nicht allzu schmalen) Reichszipfel entreißen werde. Und die Japaner wußten seit dem zehnten Mai 1895, daß Liautung, daß namentlich Port Arthur das Ziel moskowitischen Sehnens war und daß sie mit den Zwirnsfäden des Völkerrechtes diesen zähen Drang niemals binden würden. Welches Recht wirkt, hatten sie erkannt, als der russische Kommandant seinen Degen auf den Tisch warf. Ein Hitzkopf und Draufgänger, der Pulver und Blei für sich reden läßt. Er hieß Makarow . . . Ihm und seinem Admiralschiff, dem »Petropawlowsk«, hat eine von den Japanern gelegte Mine den Untergang bereitet; fast auf den Tag neun Jahre nach dem Friedensschluß von Shimonoseki, um dessen Frucht Makarow Jung-Nippon geprellt hatte. Die Schmach von

Tschifu ist gerächt. Rußlands Flotte ist einstweilen zur Ohnmacht verdammt, Rußlands Heer am Yalu und bei Kintschu geschlagen. Und die gelben Männlein stehen mit schwerem Geschütz dräuend vor Port Arthur.

Da herrscht nicht mehr der träge Sohn des Himmels; nicht gegen Gleichfarbige, wie im ersten Krieg um Liautung, haben die Japaner jetzt ihr Feldgeschütz zu richten. Die drei Großmächte, die China im Lenz des Jahres 1895 so selbstlos beschützt hatten, sahen nach und nach ein, daß Uneigennützigkeit in unserer argen Welt nicht viel höher als Dummheit gilt. Sie heischten Lohn. Im April 1896 unterzeichnen Lobanow und Li-Hung-Tschang in Petersburg einen Vertrag, der den Russen Port Arthur und die Kiautschau-Bucht als Flottenstützpunkte überläßt. Die Russisch-Chinesische Bank wird gegründet. Rußland darf seinen Bahnstrang durch die Mandschurei legen und von dort in Garnisonen untergebrachten Truppen, Fußvolk und Reitern, bewachen lassen. Zwei Jahre nach Shimonoseki sitzen die Moskowiter fest in der Halbinsel, die sie Japan abgejagt haben; und der Erwerb hat sie kein Pulverkörnchen gekostet. Ein hübscher Erfolg, der dem Grafen Bülow beweisen konnte, daß man, auch ohne »vom Leder zu ziehen«, reiche Länder zu erobern vermag. Als er 1897 aus Rom kam, schien ers zu wissen. In Schantung waren zwei deutsche Missionare ermordet worden. Kiautschau wurde von unserer Marine besetzt, der ganze Bezirk später dem Deutschen Reich verpachtet. Der selbe Bezirk, den Li zwei Jahre vorher den Russen zugesagt hatte. Nicht nur an der

Newa wurde man unruhig. Strebt Deutschland nach der Vormacht am Gelben Meer? Will es den ostasiatischen Handel an sich reißen? Neun Tage schon nach dem Abschluß des Kiautschau-Vertrages hatte Rußland das Pächterrecht auf Port Arthur und Talienwan erworben und neue Eisenbahnprivilegien erhascht, die seinem breiten Schienenstrang an der Küste zwei wichtige Endpunkte sichern. Nun war kein Halten mehr. England nahm Weihaiwei, Frankreich die Kwangtschu-Bucht. Japan bekam nichts; und knirschend sah das Volk des Sonnenaufgangs dem Ende der großen Aktion zu, die in Tokio und Tschifu mit der Nothwendigkeit begründet worden war, das chinesische Reichsgebiet vor Zerstückelung zu bewahren. Jetzt hatte jeder selbstlose Schützer sein saftiges Stück.

Sachalin war längst, nun auch die Hoffnung auf die Südmandschurei den Japanern verloren. Sollte die Zarenmacht ihnen gar noch Korea rauben? Um die Insel aus chinesisch-russischer Vormundschaft zu lösen, hatten sie 1894 den Krieg geführt und den Kaiser von China zum Verzicht auf sein Lehnsherrnrecht gezwungen. Korea war unabhängig; und wurde heimlich vom Tenno regirt. Nicht heimlich genug; im Siegerstolz hatten die klugen Leute von Nippon das rechte Augenmaß für das jetzt schon Erreichbare verloren. Sie mordeten die widerspenstige Kaiserin, behandelten den verängsteten Kaiser als Staatsgefangenen. Diesen Fehler nützten die Reussenagenten schlau. Eines Tages hörte Europa, der Kaiser von Korea sei den japanischen Wächtern entschlüpft und habe bei Rußlands Gesandten in Söul Obdach gefunden. Wieder ein

Maitag; der vierzehnte des Jahres 1896: Rußland und Japan schließen einen (später von Lobanow und Yamagata unterzeichneten) Vertrag, der Koreas Unabhängigkeit abermals feierlich verbürgt, die Rechtsansprüche auf öffentliche Arbeiten abgrenzt und beide Kontrahenten verpflichtet, ihre Schutztruppe auf der Insel nicht über die Präsenzziffer von tausend Mann hinaus zu erhöhen. Solche Verträge waren für Rußland stets die societas leonina des Cassius Longinus: allen Vortheil dem erhabenen Gossudar, dem Anderen einen gestempelten Papierfetzen. Auch auf Korea hätten die Uebergriffe der petersburger Legaten schon früher zu offenem Kampf geführt, wenn der Eifer nicht durch den mandschurischen Pachtvertrag gekühlt worden wäre. Wer Port Arthur hat, kann auf Korea verzichten; so dachte man damals und ließ die Insel ruhig den Japanern. Die sind ja nicht ernsthaft zu fürchten. Die müssen gehorchen, wenn der slavische Riese winkt. Makaken nannte man sie noch bis vor wenigen Wochen in Nikolais Reich; nach den in Ostasien heimischen gemeinen Schmalnasenaffen, die aussehen, als seien sie auf der Entwickelungstufe zwischen der Meerkatze und dem Pavian stehen geblieben. Die Putzigen mögen sich getrost auf Korea austoben.

Der Boxerkrieg löste die Binde von allen Augen, die nicht blind sein wollten. Und ungefähr um die selbe Zeit regten sich in Petersburg, in Moskau und Wladiwostok neue Tendenzen. In der Mandschurei hatten Fabrikanten, Lieferanten, Spekulanten ungeheure Summen verdient und ertrogen; an dem Bahnbau, den Festungwerken, der aus dem Boden ge-

zauberten Wunderstadt Dalny. Dieser Segen ging nun mählich zu Ende; und die Geschäftsleute und Schwindler schnüffelten nach neuer Geldmachergelegenheit. Wenn man die Bahn bis in den Hafen von Fusan führen könnte; mitten durch Korea! Die Insel soll Erz, Kohle und Kupfer in Fülle haben; Manche sagen gar, ihr Schoß berge Silber und Gold. Da wäre Etwas zu holen. Und warum nicht? Ja, wiederholten die in Liautung angesiedelten Russen, warum nicht? Eigentlich gehört Korea zur Mandschurei; wir hättens längst nehmen sollen. Port Arthur genügt nicht. Und wer will uns zwingen, am rechten Ufer des Yalu zu bleiben? Wie in aller Kolonialgeschichte so oft schon, verbündete Geldgier sich stolzem Nationalgefühl. Korea wurde wieder das Ziel russischer Expansion. Und jetzt folgt Streich auf Streich. Im Amurgebiet wird der Admiral Alexejew als Statthalter des Kaisers eingesetzt und sein erstes Diktatorwort sagt: »Wir bleiben, bis wir erreicht haben, was wir wollen.« Die Yalu-Gesellschaft fängt, unter der Leitung des Herrn Günsburg, plötzlich an, auf Grund einer Jahre lang unbenutzten Konzession die koreanischen Wälder abzuholzen, und ruft, zum Schutz ihrer Arbeiter, Kosaken ins Land. Soll das alte Spiel sich etwa erneuen? Die Japaner sind nicht länger zu halten. Sie fühlen sich; wissen, was sie seit dem schmählichen Tag von Tschifu geleistet, getragen haben. Unter der Last der neuen Steuern hat sich in Tokio das Leben in zwei Jahren ums Fünffache vertheuert; und Niemand murrt. Das Geld war ja nöthig. Die Organisation des Landheeres mußte verbessert und nach

einem vorsichtig erwogenen Plan eine Flotte gebaut werden, die den Japanern unter ihrem Himmel die Vorherrschaft zur See sichert. Vor dem Eingriff einer dritten Macht schützt das mit England geschlossene Bündniß. Diesmal soll der Feind aus Norden uns nicht niederzwingen. In der Mandschurei sitzt er nun einmal. Das ist schließlich Chinas Sache. Doch er will auch Korea und hält uns nur mit Ausflüchten hin, bis er eine Armee herbeigeschafft hat. Wir können nicht, dürfen nicht warten. Rache für den Tag im Beach-Hotel! Unser Rothstift umrändert jetzt den verbotenen Bezirk und wir werfen das Schwert auf den Rathstisch. Die Regirenden zaudern zwar, ihr Bedenken wird aber von der Volksleidenschaft überschrien; und ehe der Allerhöchste es noch zu wünschen wagt, spricht schweres Schiffsgeschütz in des Tenno Namen.

Auch Nikolai Alexandrowitsch wollte den Krieg nicht; nicht um den Preis höchsten Siegerruhmes. Noch am vierzehnten Januar 1904 sagte er zu dem versammelten Diplomatischen Corps, er sei fest entschlossen, den Frieden am Gelben Meer zu erhalten; und sein Herz war bei dem Entschluß. Am eigenen Jünglingsleib hat er, in Otsu, den Russenhaß der verhöhnten Makaken gefühlt, auf dem Chodynkafeld, als er zum ersten Mal die Krone trug, sein Kindervolk erkennen gelernt. Und ließ blind sich dennoch den Abhang hinunterschleifen. Für dieses Einen Blindheit bluten Zehntausende. Denn er ist Herr über Leben und Tod, Gossudar und Papst der Griechenkirche, ist, so spricht die gesalbte Popenschaft, von Gottes Gnade zum höchsten Hirten erwählt.

Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe, der einzige Minister, auf den dieser Gesalbte noch hörte, wurde im Hochsommer durch eine Dynamitbombe getötet. Er hatte solches Ende gefürchtet und, um ihm zu entwischen, den Schein der Lächerlichkeit nicht gescheut. Die Kutsche, in der er fuhr, war gepanzert und von einer Schutzmännerschar umzingelt; Radfahrer, Reiter, manchmal ein Automobil: vorn, hinten, rechts und links eine lebende Hecke. Und zwischen Revolvern und Säbeln, dem Blick unerreichbar, kauerte hinter den kleinen Fenstern der rollenden Festung der stämmige Mann mit der früh verwitternden Fassade eines Riesen und dem Otternauge im Kopf eines schönen Jaguars. So zeigte, so verbarg Seine Hohe Excellenz sich dem rechtgläubigen Volk. In den Ministerialbureaux wurde er ausgelacht, wurde, wenn kein Lauscher in der Nähe war, spöttisch gefragt, ob der Tyrannenspieler sich denn nicht schäme, seine Furchtsamkeit am hellen Tag durch die Straßen zu fahren. Nein. Er schämte sich nicht. Wie Philipp der Sechste, der gekrönte, bei Crecy schmählich geschlagene Tropf, hielt auch dieser Heldenposeur sich für den von der allweisen Vorsehung zum Retter des Vaterlandes auserwählten Mann; die Panzerplatten schützten la fortune de la Russie. Jeder sollte sehen, daß im weiten Reussenreich kein Anderer so gefährdet, gefürchtet ist wie Wjatscheslaw Konstantinowitsch Plehwe. Warum? Weil Keiner mit so eifernder Treue dem Selbstherrscher dient. Das mußte auf den Kaiser wirken. Wirkte auch; Nikolais irritabler Sinn war von solcher Hingebung gerührt. Nützen konnte der Apparat freilich nicht.

Wer bereit ist, sein Leben zu opfern, kann aus der dichtesten Leibwache Einen reißen und auf den dunklen Weg mitnehmen. Hundertmal ward erwiesen, daß weder uniformirte noch geheime Schutzmannschaft einen vom Fanatismus Bedrohten schirmt; tausendmal, seit Harmodios und Aristogeiton den Peisistratiden trafen. Doch sollte Plehwe etwa aus der Geschichte lernen? Den Schulmeister hätte er ausgelacht.

Vor hundert Jahren hatte Rußland einen Reichshistoriographen, der Karamsin hieß und der wachsenden Panslavistengemeinde die Bibel gab. Dieser orenburger Asiat, den Speranskijs Modespielerei ärgerte, schrieb, von Verfassungfiktionen, von der allergeringsten Einschränkung der Selbstherrlichkeit dürfe einstweilen nicht die Rede sein, und warnte, in einem Volk von Analphabeten künstlich Bedürfnisse zu wecken, die ungestört noch Jahrhunderte schlummern könnten; nur in schleuniger Rückkehr zur nationalen Ueberlieferung sah er das Heil. Hätte Plehwe auch nur ein Fünkchen solchen Gefühles gehabt: man müßte den Hut vor ihm ziehen. In den Nekrologen der Hasser ähnelte er einem Karamsin, erinnerte er beinahe an die geniale Askanierin, die im Klima des Russenislams so rasch heimisch ward. In der gemeinen Wirklichkeit sah er ganz anders aus. Nichts von dem Temperament, der leidenschaftlichen Ueberzeugung Katkows, von der starken Intelligenz Pobedonoszews, die alles erreichbare Wissen umfassen wollte, um es als nichtigen, dem Frommen abscheulichen Tand zu verschreien. Plehwe hat nie eine Sache gewollt; immer nur sich, seine carrière. Nicht einmal im

Traum kam ihm der Gedanke an die einzige ernsthafte Revolution, die in Rußland möglich scheint: die slavische Jacquerie, den Aufstand der dumpfen Masse gegen die dünne Front der westwärts schielenden Intellektuellen. Das hätte ihm gar nicht gepaßt. Er übertyrannte den Tyrannen, griff unstet hierhin und dorthin, kränkte und hetzte Finen und Polen, Armenier und Juden, kürzte Professoren und Studenten, Bauern und Fabrikarbeitern das Bischen Lebensrecht und ließ kein Tadelswörtchen eines Zeitungschreibers ans Licht. Aber er wollte beliebt sein, Rühmliches über sich lesen und zitterte vor dem Fluch der Unpopularität. Gab sich für einen philosophischen Kopf, einen Hegelianer der alten Staatsschule, aus und hatte stets Muße, wenn er hoffen durfte, einen Journalisten, vielleicht gar einen aus Paris oder London, zu einem Lobliedchen beschwatzen zu können. Kein Reaktionär, sondern ein Streber. Woran er glaube, wußte Niemand genau; kaum, woher er eigentlich stamme. Pole oder Deutscher, Katholik, Kalvinist, Orthodoxer? Jedenfalls kein reiner Russe; und ohne die in einer sauberen Kinderstube empfangene Tradition. Um so kräftiger mußte er, wenn ers zu was bringen wollte, an seine Patriotenbrust schlagen, um so lauter den Segen ehrwürdiger Ueberlieferung preisen. Die Rolle des Liberalen hätte ihm mehr behagt. Da im Augenblick aber gerade eine eiserne Faust gesucht wurde, mußte der Polenpflegling sich in die Zeit schicken, den starr Konservativen spielen und die Riesenfassade dick mit Eisenfarbe anstreichen.

Die Berufspflicht hatte ihn an Gehorsam und zugleich an

Härte gewöhnt. Er war Staatsanwalt, hatte den Alltagsverbrechen und den Verschwörungen der Nihilisten nachzuschnüffeln, mit listigen Advokaten um die armen Sünder zu raufen; und machte seine Sache so gut, daß er unter dem Heerdenvieh bald auffiel. Die Nase eines Spürhundes und die flinke Zunge Reinekes, der vor Nobels Thron um Gerechtigkeit fleht. Polizistentalent und Beredsamkeit: so köstliche Gaben konnten nicht unbelohnt bleiben. Loris-Melikow (Menschenkenntniß war nie die starke Seite der Liberalen) ließ ihn zum Departementchef im Ministerium des Innern ernennen. Jetzt hieß es, vorsichtig sein, um jeden Preis sich auf der ersten Sprosse der Ehrenleiter halten und, ohne den Neid böser Nachbarn zu wecken, sacht höher klettern. Plehwe hats erreicht. Er stieß nirgends an, wurde nie lästig, war unter drei Kaisern, drei scharf von einander geschiedenen Regirungsystemen immer mit dem selben Eifer am Werk. Aus dem dunkelsten Schlupfwinkel scheuchte er die Verdächtigen auf. Kein Skrupel, kein Schwindelanfall schreckte sein robustes Gewissen. Daß er seinen Pflegevater anschwärzen, den brieflichen Verkehr Loris-Melikows, als der schwächliche Reformator in Ungnade gefallen war, überwachen mußte, war hart, aber nothwendig. So wurde er Wirklicher Geheimer Rath, Staatssekretär für Finland und, als Sipjagin ermordet war, Minister des Innern. Doch im neuen Würdenkleid lebte der alte Adam. Der Staatsanwalt, der überall Verbrecher wittert, schnell jeden erwünschten Schuldbeweis zu zimmern vermag und so abgehärtet ist, daß ihm die Wimper nicht zuckt, wenn

er zwischen Frühstück und Mittagessen sechs Menschen an den Galgen schickt ... Der geistreiche General Fadejew pflegte zu sagen, ganz dumme Kerle gebe es nicht; irgendwo sei Jeder zu gebrauchen. Plehwe war ein pfiffiger, schlagfertiger und gut aussehender Staatsanwalt, das Ideal einer Büttelseele. Wie, nach dem Worte des jungen Schiller, die Gottheit, so versteht sich manchmal aber auch ein Statthalter des Himmelskönigs übel auf seine Leute und macht aus vollkommenen Henkersknechten schlechte Minister.

Plehwe war ein spottschlechter Minister, zeigte sich im hohen Rang wirklich als einen Dummkopf und wurde von den verständigen Leuten im Zarenreich fast noch mehr verachtet als gehaßt. Dennoch brauchte der Klüngel, der ihn emporgebracht hatte, die Wahl des Werkzeuges nicht zu bereuen. Im Frühling 1902 scheint Nikolaus entschlossen, vor der drohenden Grimasse der japanischen Affenhorde sänftiglich zurückzuweichen. Kein Wunder: noch beherrscht Sergej Juljewitsch Witte den Sinn des Bescheidenen und hindert thörichte Abenteuer. Das darf nicht dauern. Die Kamarilla, zu der ein paar Großfürsten, Alexejew, Bezobrazow und Andere eiusdem farinae gehören, muß den Monarchen zunächst von dem Minister trennen, der, seit Lobanow tot ist, auch der internationalen Politik die Richtung weist. Das alte Spiel, das so oft den Kronenträgern verhängnißvoll ward, wird wieder begonnen. Ein Kaiser, zischelts zum Thron hinan, darf sich nie dem Willen eines Sterblichen beugen. Ein von Gottes Gnade Gesalbter sieht weiter als andere Men-

schen. Nach einer Weile wirkts. Der gutmüthige, schüchterne Zar, der seinem Volke das Beste ersehnt, fängt sich zu fühlen an und gleitet erst, taumelt dann in den Wahn, für den Bismarck das Spottwort fand, manche Monarchen bildeten sich allen Ernstes ein, in einem besonderen Geheimrathsverhältniß zum Lieben Herrgott zu stehen. Nun darf man gegen den Minister schon Etwas riskiren. Dieser Herr Witte thut, als sei er berufen, das Vermächtniß Alexanders des Dritten zu wahren. Dabei hat er keine Ahnung von Rußlands weltgeschichtlicher Mission und wagt, zu behaupten, auch wir seien dem Entwickelungsgesetz unterthan und müßten den Weg der Europäerkultur gehen; wir, die doch von ganz anderer Art sind als das faule Gesindel im Westen. Was hat er denn gar so Ungeheures geleistet? Schulen gegründet. Mit Recht aber sprach die große Kaiserin einst: »Wenn unsere Bauern anfangen, Etwas zu lernen, werden sie mich bald von meinem Sitz jagen.« Und sonst? Ungesunde Industrie ins Land gebracht und unruhiges Proletariat gezüchtet. Eine zuverlässige Stütze der heiligen Autokratie ist der Mann sicher nicht. Strebt aber nach Allmacht im Reich und hält sich für unentbehrlich. Dieses Mittel versagt nie. Unentbehrlich darf sich in Monarchien Keiner dünken. Nikolaus verliert die Unbefangenheit, die er früher im Verkehr mit seinem klügsten Minister hatte, und gewöhnt sich in den falschen, unköniglichen Stolz des Schwächlings, der sich von fremder Leistung verdunkelt fühlt. Er will seine Selbständigkeit zeigen, als Monomachos schalten: und sieht sich bei jedem Schritte doch gehemmt. Im

ganzen Ministerrath ist kein tauglicher Handlanger. Der Hausmeier hält Alle in strenger Zucht. Da wird Plehwe empfohlen. Und nun hat der Sohn Alexanders des Stillen, des Starrköpfigen endlich den Mann, den er sich wünschte.

Der weise Li-Hung-Tschang hatte die Gefahr des Asiatenkrieges vorausgesagt; als er zu den Krönungfesten nach Rußland gekommen war, hatte er dem Finanzminister mit drängender Zärtlichkeit gerathen, die Bahn nur bis Wladiwostok zu bauen und sich nicht in den Süden locken zu lassen; sonst seien unabsehbare Verwickelungen sicher. China wolle jede mögliche Erleichterung gewähren und werde, um den Russen einen Umweg von sechshundert Kilometern zu sparen, den Bau der mandschurischen Strecke Nertshinsk-Tsitsikar-Wladiwostok erlauben. Nur ja nicht weiter südlich gehen! Witte hatte die Warnung beherzigt und immer die Räumung der Mandschurei empfohlen. Das hätte einen Strich durch die Rechnung der Kamarilla gemacht, die schon nach Korea lugte und auf neue profitliche Unternehmungen hoffte. Die Aufgabe, den Zaren für ihre Zwecke einzuspannen, war nicht ganz leicht; ein Trompetenstoß hätte den neurasthenischen Schwärmer aufgeschreckt. Man mußte es feiner anfangen. Was Witte will, hieß es, ist nicht falsch; nur ists mit den Mitteln, die er vorschlägt, nicht zu erreichen. Solcher Finanzmensch versteht eben nichts von Taktik. Wer den Gelben nicht imponirt, ist verloren. Wenn wir uns heute fügsam zeigen, fordern sie morgen das Dreifache. Nein: auf den Tisch hauen, mit dem Schwert rasseln, die Makakenbande erinnern, daß

sie mit dem Russenreich zu thun hat, vor dem der Erdkreis zittert. Dann giebt sies billig; wird sich hüten, mit uns anzubinden; hat nur, so lange wir uns ducken, ein großes Maul. Das war bis jetzt der Fehler. Allzu bescheiden. Der Weiße Zar muß stets zeigen, daß er auf dem Stuhl des Weltrichters sitzt. So klang die Lockflöte. Und Nikolaus ließ sich einlullen. Er wollte den Frieden erhalten, glaubte, die Japaner würden allen Hohn, jede Schmälerung ihres Besitzes und ihrer Hoffnung ruhig hinnehmen, und verbot rechtzeitige Rüstung. Im Ministerrath hatte er ehrerbietigen Widerstand gefunden. Wittes erstes und letztes Wort war immer: Wir müssen halten, was wir versprochen haben. Plehwe kam als Vertrauensmann der Hofclique ins Amt und trat offen als Anwalt der Kamarilla auf. Des Kaisers Wille war ihm höchstes Gesetz; und oft war der Dummkopf schlau genug, schon den fernen Wunsch des Herrn zu errathen. Der Gossudar war zufrieden. Endlich hatte er einen Gehilfen, auf den er sich unter allen Umständen verlassen konnte, der aus dem Advokatengezänk die Gabe rascher Replik mitbrachte, Jedem übers Maul fuhr und das Sachverständniß durch dreiste Schroffheit ersetzte.

In Rußland, wo nichts veröffentlicht werden darf, bleibt nichts verborgen. Auch die zwischen Witte und Plehwe in der Stille des Kronrathes gewechselten Worte sickerten schnell durch den Tshin und wurden von Mund zu Mund weiter getragen. Witte sagte, die militärische Besetzung der Mandschurei sei zwecklos, Port Arthur für Rußland auf absehbare Zeit ohne Werth. Plehwe antwortete, wer die erste Stufe

einer Treppe betreten habe, müsse, wenn er nicht furchtsam scheinen wolle, weiterschreiten. Witte rieth, den ganzen Komplex der in Ostasien streitigen Fragen den Diplomaten zu überweisen, die auch das Heikelste ohne Lärm erledigen würden. Plehwes Antwort war: »Durch seine Bayonnettes, nicht durch Diplomatenkunst, ist Rußland geworden, was es ist.« Der in die Politik verschlagene Staatsanwalt, dessen Diplomatie in der geschickten Benutzung von Spitzelzuträgereien bestand und dem die Reussengeschichte ein versiegeltes Buch war, erdreistete sich, dem Colbert des Zarenreiches bei jeder erhaschbaren Gelegenheit über den Mund zu fahren. Und war auf solche Leistung höchst stolz, schwatzte seine Rednertriumphe aus und ließ sich von den Abenteurern als Retter des Vaterlandes feiern. Witte that, was die Selbstachtung gebot. Er sah den Krieg kommen, den dümmsten, den Rußland je geführt hat, wollte ihn nicht verantworten und bat um Entlassung. Vielleicht hoffte er, der Herr werde ihn halten; doch der Abschied wurde in Gnaden bewilligt. Der kühnste, an Erfolgen reichste Finanzminister der Romanows ging. Der Krieg kam und fand Rußland so unvorbereitet, wie es nach dem Willen seines friedlichen Zaren sein mußte.

Der mußte, als dann der Friede geschlossen werden sollte, Sergej Juliewitsch Witte aus dem Schmollwinkel des ungnädig Verabschiedeten holen. Als man ihm rieth, Witte wieder zum aktiven Minister zu machen, rief er: »Wenn Rußland es verlangt, werde ich, so schwer es mir wird, auch

dieses Joch noch einmal auf mich nehmen.« Tröstete sich aber: Rußland verlangt das Opfer ja nicht. Lange sträubte er sich, Witte als Vertreter für die Friedenskonferenz zu wählen. Damals nährte die Hoffnung noch den Plan, die Verhandlung brüsk abzubrechen, Japan vor der Welt anmaßender Ueberhebung zu bezichtigen und in einem Volkskrieg nach kutusowischem Muster das Heil zu suchen. Daran wurde nicht mehr gedacht, seit man mit der Mißstimmung der Truppen rechnen gelernt hatte und jede rasche und umfangreiche Rekrutirung scheute. Sollte es aber Ernst mit dem Frieden werden, dann war der beste Mann für Portsmouth gerade gut genug. Und Sergej Julitsch hat am Hof mächtige Freunde. Die Kaiserin liebt ihn nicht, weil er »ihren Mann fast jeden Freitag so furchtbar aufregte«, hat von seinem Können aber eine hohe Meinung und sähe ihn am Liebsten in der Rolle eines britischen Premierministers, die ihren Nika entbürden, ihm das behagliche Leben des dicken Onkels Eduard sichern könnte. Die Kaiserin-Mutter, die nicht zu bewegen war, Frau Witte am Hof zu empfangen, und auch als Witwe die Fortdauer des Boykotts durchgesetzt hat, schätzt den Mann ungemein, der ihres Gatten Finanzminister war, den ihr angebeteter Sascha gefunden und ohne Zaudern auf den ersten Platz im Reich erhöht hatte. Der Versuch, Witte sacht wieder in den Vordergrund zu schieben, wäre auch diesen verbündeten Majestäten, denen ein Großfürst half, vielleicht nicht gelungen; denn Nika ist eigensinnig und, wie alle Schwächlinge, stets ängstlich bestrebt, zu erweisen, daß er nicht zu

beeinflussen, die Kraft seines Willens nicht zu brechen noch auch nur zu beugen ist. Da kamen aber schlaue Höflinge und sprachen: »Laß Sergej Julitsch ruhig übers Meer fahren, Väterchen. Erstens sind wir ihn hier für eine Weile los; er kann nicht im Dunkeln munkeln, mit fremden Preßleuten plaudern und unser Handeln und Unterlassen kritisiren. Kann nicht als der Reichsregent oder Diktator, der Robespierre oder Gambetta von übermorgen empfohlen werden. Und zweitens liegen die Dinge für uns leider so schlecht, daß aus Portsmouth nicht viel zu holen sein wird. Der Mann, der diesen Friedensvertrag heimbringt, hat ausgespielt und wird von der lüderlichen Vettel, die sich Oeffentliche Meinung nennt, verwünscht und arg zerzaust werden. Laß ihn hinüber, Batjushka, gieb ihm alle Vollmachten, die er fordert: der providentielle Mann, der Dir jetzt immer als herrschender Diener aufgedrängt werden soll, kehrt nicht mit ungemindertem Nimbus wieder und Du hast die Möglichkeit, den jetzt Gerühmten später, wenns nützlich scheint, als Sündenbock in die Wüste zu jagen.« Das mag dem armsäligen Gossudar eingeleuchtet haben. Witte war freilich klüger als seine Feinde; zu klug, um sich in eine Falle locken zu lassen. Er wußte, was er wagte: daß er die Arbeit eines Lebens aufs Spiel setzte. Dennoch ging er wahrscheinlich nicht ungern. Ging mit Trümpfen, die kein Anderer mitnehmen konnte. Er kennt die Bedürfnisse seiner Heimath (die er, wie manches Gespräch mit ihm mir unzweideutig bewiesen hat, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines selten ganz entschleierten Temperamentes liebt), hat mit allen Kö-

nigen und Duodezfürsten europäischer Finanz persönlich verkehrt, weiß, wie jeder einzelne zu nehmen, an welcher Stelle zu kitzeln ist, und hat die unbeirrbare, durch vierzehnjährige Erfahrung gefestigte Zuversicht, daß Rußland so viel Geld bekommt, wie es haben will, und daß alle Bankiers des Kontinentes sich in geiler Hast an den Mann drängen werden, der sie aus der Ferne ein Anleihegeschäft hoffen läßt. Noch wichtiger ist, daß alle Ostasiaten ihn als hellen Kopf bewundern, Fleisch von ihrem Fleisch in ihm wittern. (Mit Recht; sein Genie ist urasiatisch. Daß er, wie in den Zeitungen hartnäckig behauptet wird, von Deutschen abstamme, glaube ich nicht. Er kann kaum einen deutschen Satz zusammenstümpern und hat den Accent des echten Moskowiters. Sein Französisch ist nicht überwältigend, doch gewiß nicht schlechter als das der Japaner.) Der alte Li-Hung-Tschang liebte ihn beinahe väterlich und der japanische Graf Matsukata nannte ihn seinen verehrten Freund. Er brachte Prestige, Erfahrung und die schwere Kunst der Menschenbehandlung mit. Wittes Gegner hatten immer getuschelt, dem Finanzminister fehle die gründliche Vorbildung; wenn er mit Rothstein und anderen Börsianern genug gejobbert habe, lasse er sich von radikalen Professoren aus Petersburg und Moskau das Allerneuste verschreiben, mime dann den hochmodernen Sozialpolitiker und pfusche mit den Rezepten des Kathedersozialismus und Marxismus an dem kranken Leib des unglücklichen Landes herum. Wirklich stark sei er nur in der Dialektik. Gegen seine Zungengewandtheit könne Keiner aufkommen . . . Bis Plehwe kam.

Der konnte es. Mußte Nikolai nicht entzückt sein? Endlich ein Gehilfe, auf den er sich unter allen Umständen verlassen konnte und der vor Sergej Julitsch nicht erbebte. Endlich die Aussicht, von der Tyrannis befreit zu werden. Dieser Witte hielt sich wohl gar schon für einen Bismarck und wähnte, er dürfe mehr sein als ein Commis des Zaren? Lächerlich. Ein kleiner Südwestbahndirektor, den eine Schrift über die Grundsätze der Eisenbahntarifpolitik bekannt gemacht und den Wyshnegradskij, um den ehrgeizigen Rivalen loszuwerden, vom Posten des Departementchefs im Finanzministerium an die Spitze des Verkehrsministeriums befördert hatte. Seit er dann als Wyshnegradskijs Erbe wiederkam, hat er sich ja manches Verdienst erworben. Ordnung in den Staatshaushalt gebracht, die Goldwährung, das Branntweinmonopol und einen billigen Zonentarif eingeführt, Bahnen verstaatlicht, den Eisenstrang durch Sibirien und die Mandschurei gelegt, eine Industrie geschaffen, durch Gesetz die Arbeitzeit geregelt, die Fabrikinspektion gebessert und (weil er für seine Kulturpläne mehr Geld brauchte, als die alljährlich wachsenden Ansprüche der Militärverwaltung ihm übrig ließen) dem Selbstherrscher aller Reussen die dankbare Heilandsrolle des Weltbeglückers suggerirt. Suggerirt... Das ists. Ueberall wurde getuschelt: »Er hat den Kaiser hypnotisirt und macht mit ihm, was er will.« Die Zaritza selbst scherzte über diese Hypnose und zeichnete den Eheherrn, wie er als artiges Püppchen auf dem Schoß Wittes sitzt; und Hofleute zeigten einander in stillen Winkeln eine noch bösere Karikatur: Nika als Pudel, der mit Schweif

und Pfoten um die Gunst des allmächtigen Finanzministers wirbt. Unerträglich. Und Sergej Julitsch wurde von Jahr zu Jahr kecker. Sein Selbstbewußtsein sah auch im Thron keine Schranke. Die Freitage, an denen er dem Zaren Vortrag hielt, waren für Nikolai eine Last, die er Tage lang vorher mit Entsetzen nahen sah. Im peterhofer Landhaus sagten die Adjutanten schon lange: »Wenn Sergej Julitsch schreit, hörts hier das ganze Palais.« Blaß, todmüde, ganz verstört kam Nika dann ins Familienzimmer. Und war denn alles von diesem anmaßenden Emporkömmling Geschaffene für Rußland wirklich ein Glück? Kommt die revolutionäre Bewegung, von der in den großen Städten der Boden dröhnt, nicht aus den Centren der Industrie, die für Rußland nicht taugt? Wars verständig, die Lehren des Sozialismus in dieses junge Erdreich sickern zu lassen? Und ist der Rath, jetzt den Japanern so weit entgegenzukommen, mit der Würde der größten Militärmacht vereinbar? Die Vorsehung hatte Plehwe gesandt. Doch schon dämmert der Augusttag, der Nikolai Alexandrowitsch an der Gruft des tückisch gemordeteten Günstlings sieht. Und Witte geht, als Rußlands Vertreter, übers Weltmeer.

Wir, Nikolai Alexandrowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Reussen, Zar zu Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Astrachan, von Polen, Sibirien und dem taurischen Chersones, Herr von Pskow, Großfürst von Smolensk, Litauen, Wolynien, Podolien und Finland, Fürst von Esthland, Livland, Kurland, haben die Großfürsten, den Reichsrath, das Ministerkomitee,

den Heiligsten Synod, die General-Gubernatoren und Gubernatoren Unserer Provinzen, die höchsten Würdenträger des Heeres und der Flotte nebst den Vertrauensmännern der Semstwos heute hier, vor dem Thronsitz Ruriks, versammelt, um dieser russischen Gemeinschaft rechtgläubiger Christen Unseren Willen kund zu thun, auf daß sie hingehen und dieses Willens Meinung verbreiten, so weit Unsere Landesfarben Weiß-Blau-Roth unterm Himmelsgewölbe leuchten, so weit auf Unserer Kriegsflagge das schräge Kreuz des Skythenapostels im Seewind flattert. Dieses Willens Ziel ist, dem Volk den Frieden zu sichern, Unserem leidenden Reich neue Opfer zu ersparen, dem russischen Menschen endlich den Segen ruhiger Arbeit für sein Haus und fürs gemeine Wesen wiederzuschaffen, der ihm unter der Obhut Unserer Ahnen in guten Tagen beschieden war. Das aber kann nur, darf um Unserer heiligen Rossija willen nur geschehen, so lange Wir frei sind, nicht äußerem Zwange gehorchen, sondern wählen, wie Unser Wollen selbständig bestimmt. Noch vermögen Wirs. Der Feind, der aus tausend von Unserem Schwert geschlagenen Wunden blutet, die Blüthe seiner Jugend vernichtet, die Kraft seines Leibes hinsiechen sieht, er selbst kann Uns nicht ohnmächtig glauben. An Menschen, an Bodenschätzen, an münzbarem Vertrauen sind Wir unendlich reicher als er und nichts auf der Welt kann Uns hindern, weiterzukämpfen, bis er unter der Last seiner Rüstung zusammenbricht. Nichts als Unser eigener Wille. Ein neues Heer würde auf Unseren Ruf in den fernen Osten eilen, neues Gold Uns, ehe Wirs fordern,

aus allen Schatzkammern der Erde geboten werden; und wenn die Winterdecke sich wieder über Unsere nordischen Ströme breitet, würden Geschwader, die auch der Haß fürchten müßte, Rußlands Flagge ins Gelbe Meer tragen. Wir sind geschlagen Wir sind nicht erschöpft noch gar besiegt. Doch über Uns ist Gott. Er will nicht, daß hienieden das Leben des Menschen, dem er seinen Odem einblies, weniger gelte denn eines Hundes, den kein Redlicher launischem Eigensinn hinschlachten wird. Das Unternehmen eitler Laune aber wäre es, jetzt um jeden Preis die Reife der Frucht erzwingen zu wollen, die das Reich der Zaren später, nach geduldigem Warten, mit leichterer Mühe zu ernten berufen ist. Eingedenk des göttlichen Gebotes, im winzigsten Menschen das Ebenbild seines Schöpfers zu ehren, eingedenk auch der Tage, da das Russenvolk einst Rurik, Sineus und Truwor, die drei Waräger, ins weite, schöne, reiche Slavenland rief, um Ordnung zu stiften, da zum Wohle des Volkes also vor tausend Jahren die Krone verschenkt, nicht Widerstrebenden abgetrotzt ward, haben Wir Uns zu friedlicher Beilegung des großen Streites entschlossen und offen, wie es dem Mann und dem Herrscher ziemt, Unsere Absicht, ohne Vermittlung, auf geradem Weg zur Kenntniß des Kaisers von Japan gebracht. Im hohen Sinn des Kaisers Mutsuhito, den die Trauer über den Tod von zweihunderttausend Menschen umwölkt, doch nicht verfinstert hat, fanden Wir Unserem Wunsch einen Verbündeten. Schon sind die wesentlichen Bedingungen des Friedensschlusses, der die russische Menschheit noch einmal aus alten, lieben Träumen reißt und aber-

mals vom südlichen Meer abdrängt, vereinbart; und in wenigen Tagen kann die tapfere Schaar der Aufrechten vom Kriegsschauplatz den Weg in die Heimath antreten.

Zwischen Uns und Unserem Volk sei fortan keine Lüge! Dieser Friede bringt nicht nur eine Minderung russischer Macht, eine Schmälerung des Ansehens, das sich das erwachsende Reich des Ostens auf der ganzen Fläche des Erdkreises erworben hat: er ist eine Demüthigung, wie die Menschengeschichte, seit David den Goliath schlug und Dareios vom Häuflein der Makedonen überwunden ward, nur wenige sah. Denn der Starke räumt dem Schwächeren, dem lange Verachteten das Feld. Wäre nicht dieses Bedenken, die Furcht, das Reich Unserer Väter mit dem Erbe der Schmach zu belasten, gewesen: unter dem Wintermond schon hätten Wir den Frieden gesucht. In der dunklen Zeit der Heimsuchung erst, als im Inneren der Aufruhr sein Hydrahaupt erhob, der Bruder hier mit der Waffe den Bruder hinstrecken mußte, kam Uns die Erleuchtung. Nur der Friede ist möglich, der Rußlands Waffenehre unangetastet läßt. Hat der Krieg Unschuldige in Schaaren gemordet, so darf der Friede nur den Schuldigen schänden. Dem Männer schützenden Sohn Philipps und der Olympias konnte ein lebloses Sühnopfer genügen; als er die Burg der Perserkönige in Flammen aufgehen ließ, schien Persiens Verbrechen ihm von der glühenden Fluth dieses Feuermeeres aus dem Gedächtniß gespült. Für schwerere Schuld muß jetzt ein Lebender büßen. Denn die Enkel Alexanders Newskij wohnen in einer anderen Sittenzone als der makedonische

Heide. Seit Dieser auf dem Bukephalos sieghaft über den Balkan kam, drang zu uns die Botschaft, daß der Gehorsame, der sich in Demuth göttlichem Befehl beugt, dem Herrn der Welt besser diene und wohlgefälliger sei als Einer, von dessen Brandaltar früh und spät Opfergeruch himmelan steigt. Und seit der erste Christenfürst Alexander von dem an der Newa über den fremden Eroberer erfochtenen Sieg den Zunamen Newskij empfing, vernahm das innere Ohr der Russengemeinde auch die Stimme Samuelis, das Wort des Richters über die Könige: »Die Söhne wird der König Euch nehmen und zu Wagenknechten sie machen, zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, zu Hauptleuten und Ackerleuten, zu Schnittern und Waffenschmieden; für sich nur wird er in Euren Aeckern, Weinbergen und Oelgärten ernten; und Alles, was jetzt Euer ist, wird ihm allein dann fronen: Knechte und Mägde, der glatte Jüngling und der wollige Widder.« Ward in der Heiligen Schrift solches Schreckbild eines Königs allen Völkern gezeigt und der gläubigen Christenheit offenbar, daß ein Mensch, dem Gottes Gnade so ungeheure Gewalt über Andere verlieh, nicht hoffen darf, ein Brandwölklein könne den Mißbrauch dieser Gewalt für alle Zeiten verhüllen.

Wer hat gesündigt? Wir nehmen die Mütze des Monomachos von Unserem gesalbten Haupt, entkleiden Uns freiwillig allen Zeichen irdischer Majestät und sprechen als russischer Christ nun zu rechtgläubigen Brüdern.

Ich, Nikolai Alexandrowitsch, habe gesündigt. Und keinen anderen Schuldigen dürft Ihr, Brüder, suchen. Nicht darin

besteht meine Schuld, daß ich die Theilung ererbter Gewalt so lange geweigert habe. Das mußte ich thun, wenn mein Behagen, meines und der Meinen, mir nicht mehr galt als die Ruhe des Reiches; und getrost werde ich diesen Entschluß vor dem Thron des Himmelskönigs vertreten. Zu viele verschiedene Stämme wohnen in unseren Grenzen, zu jung ist unsere Geschichte, als daß wir trachten dürften, in einer feindlichen Welt uns selbst zu regiren. Zersplitterung, Zerfall, Ohnmacht wäre die Folge. Das fühlt auch das Volk. Rußland will einen Herrn. Die sich gegen die Selbstherrschaft erheben, sind Todfeinde jeglicher Ordnung oder unklare Schwärmer; halbwüchsige, eitle Knaben, die aus unfrommen Büchern zu wissen wähnen, wie die Welt zu verbessern sei, oder den heimischen Sitten entfremdete Lustfahrer, die bei fremden Frauen vergessen haben, was daheim ihr Mütterchen braucht. Kämen die hundertvierzig Millionen Menschen, die mit uns hausen, zum Wort, sie würden die Erhaltung der alten Reichsgrundlagen fordern; und ihr einmüthiger Ruf würde das Gekreisch des Sektirerhäufchens überdröhnen wie der Schlachtgesang christlicher Kämpfer den Angstschrei eines verirrten Mädchens. Nicht darum bangt mein Gewissen, weil ich nicht wider den Willen der Mehrheit die Herrschaft der Mehrheit ertrotzen ließ. Auch nicht, weil ich gezwungen war, gewaltthätigen Aufruhr jüngst gewaltsam niederzuschlagen. Denn nicht nur den Feinden russischer Ueberlieferung kann von Gott erlaubt sein, mit Feuer und Schwert sich zu waffnen, und den Schützern dieser Ueberlieferung von ihm nicht geboten, wehrlos solche Anschläge

zu dulden. Jene haben versucht, in den Tagen schwerster Prüfung und höchster Gefahr den Arm Rußlands zu lähmen, mit schmähendem Wort und tückischer That das feste Mauerwerk unserer Macht zu höhlen; dem Feind verbündeten sie sich, dem Fremdling: und Pflichtgefühl befahl deshalb laut, ihrem Wühlen mit aller Kraft zu wehren. Nicht zum Schutz des Kaisers schossen in der Hauptstadt bewaffnete auf unbewaffnete Brüder. Der Kaiser war wohlverwahrt, der Residenz fern und sicher vor feindsäligem Anfall. Das von Plünderung bedrohte Eigenthum friedlicher Bürger, die Freiheit des von der Schreckensherrschaft trunkener Banden geängsteten Arbeitervolkes mußte geschützt werden. Darum nur gab ich, schweren Herzens, den Befehl zu blutigem Handeln. Und nicht über mich wird in der Stunde des Gerichtes dieses Blut kommen. Was ich als Wahrer ehrwürdiger Tradition sündigte, war nur die verzeihliche Sünde wohlmeinender Schwachheit. Unerfüllbare Hoffnungen weckte ich, schwankte allzu lange vor jedem Entschluß und ließ manchmal, um Ruhe zu finden, geschehen, daß Irrglaube mit Nebeln die Geister umfing. Ein Herrscher, den sein Volk in Ehrfurcht Vater nennt, muß stetig im Wollen sein: und ich war unstet. Muß wissen, wem er vertrauen darf: und ich vertraute gestern dem Einen, heute dem Anderen und morgen gar Keinem mehr. Muß das Ziel des Weges kennen und immer im Auge behalten, den er die blind ihm Folgenden führen will; und ich wußte niemals, wohin ich ging. Mein ist die Schuld, daß der Wahn entstehen konnte, die Tage der Selbstherrschaft seien gezählt. Nie wäre die Wirr-

niß so groß geworden, wenn in jeder Stunde mein Wille, des Kaisers, des Kirchenhauptes, des Reichsvaters, sichtbar geblieben wäre, den Zweifel mit Stumpf und Stiel auszuroden.

Doch viel schwererer Schuld muß ich mich zeihen. Ich verhieß, dem Volk den Frieden zu erhalten, und riß es in den blutigsten Krieg, von dem die Bücher menschlicher Geschichte melden. Ob er hinauszuschieben, ob ganz zu vermeiden war: laßt uns nicht heute, nicht hier danach fragen! Wem frommte die Antwort, die nur das Werk kurzsichtiger, sterblicher Weisheit sein könnte? Auch der Höchste darf irren; zeigt sich aber, daß er von Neuem stets irrt, immer der Spielball äffender Truggeister ist und niemals auch nur so klar sieht wie der Blick des Hüttenbewohners, dann muß er herunter von hohem Sitz. Wenn Jugendwahn Einen treibt, nach dem Amte des Weltenrichters zu greifen und aus Menschenmund die frohe Botschaft vom Erdenfrieden über die Lande zu rufen, so muß er fest entschlossen sein, selbst den leisesten Anstoß zu meiden, der zu Streit und Krieg fortwirken könnte. Und wenn Einer das Wagniß unternimmt, die Schaaren der ihm zu Gehorsam Verpflichteten in Streit und Krieg zu führen, so muß er dafür sorgen, daß diese Schaaren zu solchem Beginnen gerüstet sind; darf er nicht selbst etwa gar die Arbeit der Rüstung hindern. Denn auf ihm ruht die Verantwortlichkeit. Und unverzeihlich ist, wenn sie ihn niederdrückt, seine Schuld.

Ist meine Schuld. Ich konnte dem Japaner die Frucht seines Sieges über China gönnen: und thats nicht. Ich konnte dem Rath des klugen gelben Mannes folgen, der, das Fest meiner

Krönung zu ehren, ins Russenland kam und nicht müde ward, uns vor dem Marsch in den Südosten Asiens zu warnen: und verschloß mein Ohr seiner Rede. Denn für den von der Vorsehung Auserwählten hielt ich mich, der das alte russische Sehnen nach einem Südmeer endlich stillen werde. Ohne Blut zu vergießen. Wer würde wagen, mit uns die Kräfte zu messen, gegen unser Heer, vor dem der Erdball erzittert, ins Feld zu rücken? Das kleine Volk gelber Schmalnasenaffen gewiß nicht. Das that sehr muthig, sehr kriegerisch, würde in Demuth aber, sobald es Ernst sähe, das Gesetz meines Willens hinnehmen. Daß ich den Gegner verkannte, mag noch verziehen werden; nicht aber die Ueberschätzung eigener Wehrkraft. Weil ein ruhiges Leben im häuslichen Freudenkreis mir besser behagte, hielt ich mich dem Heer fern, horchte nicht auf seinen Athem, fragte nach seiner Noth nicht noch nach seinem gerechten Anspruch, sah es flüchtig nur und ohne den inneren Trieb, ins Wesen dieses Organismus zu dringen. Alle Selbstherrscher, deren Angedenken vom Volke gesegnet wird, haben mit der Armee gelebt; ich lebte nur mit meiner Familie, mit Priestern, Schreibern und Gauklern. Wozu kostbare Zeit an ein Werkzeug verschwenden, das ich doch niemals gebrauchen wollte? Friede sollte fortan ja auf Erden sein. An dieses Evangelium klammerte ich mich; denn ich liebte den neuen Heiland, der es verkündet hatte, viel mehr noch als den, an dessen Krippe es zuerst ertönt war. Lächelte deshalb auch nur, als mir gesagt wurde, der Japaner bereite sich in der Stille zum Kampf, immer wieder gesagt und dringend em-

pfohlen, die Rüstung zu beschleunigen und die Löcher im Panzerhemd ohne Säumen zu stopfen. Ich führe keinen Krieg: Das war stets die Antwort. Und jede Rüstung wäre Aufreizung zum Krieg, könnte vom Gegner wenigstens so gedeutet werden. Keine Eile beim Bau unserer Schlachtschiffe. Keine Vorschiebung neuer Truppen gen Osten. Keine neue Division zum Schutz der mandschurischen Bahn; nicht eine einzige. Alles, was den Japaner mißtrauisch machen und reizen könnte, ist zu meiden. So sprach ich. War er aber etwa nicht gereizt worden, als wir den Vertrag von Shimonoseki mit bewaffneter Hand zerrissen? Ihm die Beute des Sieges nahmen? Uns in Port Arthur niederließen und nach Korea die Fänge streckten, wie vorher nach der Ainoinsel Sachalin? Ich that wie ein Knabe, der ein wildes Thier, weils an der Kette liegt, mit einer dünnen Lenzgerte so lange ärgert, bis es sich von der Kette reißt und den wehrlosen Peiniger niederwirft; wie ein Wegelagerer, der dem Wanderer ein Kleidungstück nach dem anderen raubt, nicht darauf achtet, daß der so Entblößte insgeheim nach der Pistole gegriffen hat, und nun jammert: Mit Pulver und Blei fällt dieser Elende in stiller Nacht mich friedfertigen Menschen an, den er nicht einmal gewarnt hat! Nicht klüger, nicht redlicher war mein Beginnen.

In lächelnder Zuversicht saß ich noch, als an der Waffe des Gegners der Hahn schon gespannt war; und brüstete mich: Jede Vorbereitung zum Krieg ist gehindert, also wird Friede sein. Mea culpa! Nicht im Thun, nicht im Unterlassen Anderer suchet die Schuld. Daß sie schlechte Rathgeber hatten,

stöhnt nur die Gewissensangst der Könige. Wer hieß sie dem schlechten Manne ihr Ohr leihen? Eitelkeit, die den Schlechten, Feigen, Nachgiebigen lieber sieht als den Unbequemen, den Treugefühl zu warnender, tadelnder Rede drängt. Könige, glaubet mir, haben immer die Rathgeber, die sie zu haben verdienen. Hätte ich, habe ich in meiner Nähe denn Einen geduldet, der mir widersprach, meine Wünsche nicht täglich mit Katzenpfötchen streichelte? . . . Das Auge Sergejs Juliewitsch spricht Euch und mir deutlich die Antwort: Keinen.

Die durch meine Schuld, auf mein Geheiß wider alles Warnen versäumte Zeit war im hastigsten Lauf nicht wieder einzuholen. Die Schiffe unfertig und ohne geschulte Mannschaft. Das Heer neuntausend Kilometer weit vom Kriegsschauplatz. Geschütz, Munition, Proviant: nichts in Bereitschaft für solches Ringen. Und ein Eisenstrang, ein einziger, vom Feind und von Bandenschwärmen bedrohter, um Menschen und Thiere, Waffen und Mundvorrath, Ärzte und Krankenpfleger dahin zu befördern, wo wir sie brauchten. In langen Monaten konnte Strategie und Taktik sorgsam vorbereitet, die Gegend von unserem Topographencorps erforscht, der Chinese, der Mandschu, Tunguse mit Gold und Versprechung gewonnen werden: nichts davon geschah; nichts durfte geschehen. So wollte es mein Wille. Was kommen mußte, kam. Noch wißt Ihr nicht, wie schwach, wie lächerlich schwach wir am Anfang des Feldzuges im Osten waren. Uebermächtig konnten wir auftreten: und sind bis auf diesen Tag die an Zahl und an Rüstung Schwächeren geblieben. Durch meine Schuld. Nur

boshafte Lüge kann sagen, unser Heer habe nicht so gut gekämpft wie die Tapfersten je, von denen Fama berichtet. Fleckenlos weht seine Fahne im Wind und keine Rostspur haftet fressend an seiner Waffenehre. Gewissenloser Leichtsinn schickte es in schlechter Wehr auf den Plan: und dennoch schlug es sich, daß die Enkel auf solche Väterthat stolz sein dürfen. Ehre ihm; und mir die Schmach, mir ganz allein. Nicht eine Probe russischer Kraft war dieser Feldzug; oder wäre die Ohnmacht eines Riesen vom Wuchs unseres Muromers erwiesen, weil er von seinem thörichten Thurmwächter in Schlaf gelullt und schlafend von einem bis an die Zähne bewaffneten Zwerg überwältigt ward? Ist damit der Leichtsinn des Wächters nicht nur, nicht die Schwäche des Großen dem ernstlich prüfenden Auge enthüllt? Der junge Riese wird sich erholen; und dann werdet Ihr sehen, welche Streiche der Wache mit seinen guten Waffen zu führen vermag.

Damit Ihrs erlebet, muß der Wachtdienst besseren Augen anvertraut werden. Wie sollte Ilja von Murom nicht die Schicksalsstunde verschlafen, wenn Oblomow bestellt wäre, ihn zu wecken? Aus jeder Blutpfütze reckt sich ein zum Knochen geschrumpfter Arm himmelwärts, zu letzter, lautloser Klage; in den Semlianken, den von der Noth hastig geschaufelten Erdhöhlen, flüstert es zornig und bebt und kann nicht begreifen, warum Leid und Schmach den niedrigen Eingang nicht freigeben wollen; aus hundert Millionen Kehlen steigen Seufzer und Flüche auf und suchen ihr Ziel. Seht es hier! Seht einen Kaiser, der sich schuldig bekennt vor allem Volk,

der vor dem Blick der Christengemeinde sich, wie der elendeste Verbrecher, an einen Kreuzweg stellt und, mit gebeugtem Haupt, den zerlumpten Bettler, den Burlaken, den Hütejungen noch demüthig bittet: Verzeih mir, Bruder, um aller Wunden Christi willen verzeih dem Bruder, der nicht schlecht war, nur schwach, nicht bös, nur eitel; der als Vater und Bürger im Engsten Nützliches geschaffen hätte, mit seiner schmalen Brust und seiner dünnen Haut nur nicht für die Monomachenwürde und ihren Heldenanspruch geboren war!

Nun that er sie ab. Zum letzten Mal hat der Selbstherrscher zu Euch gesprochen. Was bliebe mir noch? Nichts fühle ich in mir von jenem Friedrich, der, in fegenden Gewittern vom Schiffbruch bedroht, dem Sturm zu trotzen schwor und mit königlichen Gedanken zu leben, zu sterben. Mein Los wäre im Gnadenfall das Bajesids, auch eines Zweiten, der unter der lastenden Wucht eines großen Namens mühsam als Sultan seine kurze Wegstrecke hinkeuchte und nach manchem Weh vom Gifttrank des eigenen Sohnes aus der Bahn geräumt ward. Wie er, habe ich einen Ahn, dessen Wink auf dem Balkan, im Archipel, bis nach Ungarn und Böhmen gebot. Wie er, sprach ich vom Frieden, entfremdete mich dem Heer und vermochte, als dennoch die Stunde zum Kampf schlug, gegen den Feind so wenig auszurichten wie der schwächliche Türkenherr gegen Bosniaken und Venezianer. Soll ich warten, bis meine Janitscharen wider mich aufstehen, im eigenen Hause sich mir der Mörder waffnet? Nein. Aus freiem Willen beschloß ich, was Bajesid gezwungen that. Nur dieses eine Opfer

konnte ich dem Volke bringen; doch dieses eine ist nicht gering. Ahnt Ihr die Seligkeit des Befehlens? Die Wonne, über Millionen sich als Schicksal zu fühlen und keinen Herrn zu kennen als den einen, dem der Priester nur, unser biegsames Werkzeug, die Zunge löst? Dann wüßtet Ihr auch, was es heißt, auf solcher Höhe, der heißen Sonne so nah, zu frieren und im Innersten zu empfinden: Dein war die Macht und Du hast sie frevelnd den Deinem zum Unheil genützt.

Ein Trost bleibt mir: auch für das Reussenreich ist die fortwirkende Kraft meines Opfers nicht gering. Nicht Rußland schloß diesen Frieden, sondern Einer, der von morgen an im Geschick russischer Menschheit nicht mehr bedeuten wird als der ärmste Bauer im entlegensten Dorf. Mein die Schuld und mein auch die Sühne. So mußte es sein. Ich wollte Frieden: und taumelte schlaftrunken in den gefährlichsten Krieg. Ich wollte Ruhe und Ordnung im Reich: und stärkte durch stetes Schwanken den Geist der Empörung. Um ihn dann niederzudrücken, brauchte ich Siege und forderte sie drum von meinem Feldherrn, heischte sie gebieterischer von Tag zu Tag. Vergebens beschwor er mich, ihm Zeit zu lassen, damit er sein Heer nicht nur sammeln, sondern auch zusammenschweißen und in neue Dienstpflicht gewöhnen könne. Vergebens. Er sollte siegen, schnell und mit Glanz. Er mußte seinen Plan ändern, den klug ersonnenen Rückzug aufgeben, der die Verbindunglinie des Feindes ins Unerträgliche verlängert hätte, mit Prahlerberedsamkeit sich laut seiner Truppenmacht rühmen und den Kampf da annehmen, wo er ihm aufgezwungen ward.

Denn der Gossudar konnte nicht länger mehr warten. Der Gossudar rief immer wieder laut über den Erdkreis hin: Kein Friede ohne entscheidenden Sieg unserer Waffen! Und leiser: Du, Oberfeldherr, sorge mir für den Sieg! Nun hat er, ohne den allerkleinsten Waffenerfolg, nach der schwersten Niederlage Frieden geschlossen. Das Leid, das der Krieg zeugte, kann er nicht lindern; läßt das Erbe, das er empfing, gemindert, das Reich, von dem der Stärkste mit scheuer Achtung sprach, als die Zielscheibe schnöden Hohnes. Die Schmach dieses Friedensschlusses aber nimmt er mit auf seinen einsamen Weg.

Gott segne mein gutes Beginnen! Und Du auch blicke es in Gnade an, Sanctus Andreas, Patronus Russiae! Hier liege, bei anderer majestätischen Zier, der Deinem Andenken gestiftete Orden, dessen Ritterschaft ich als Unwürdiger erwarb. Den Männlichen nennt Dich Dein Name; und mir war nur im Weibergemach so recht wohl. Als ein Mann des Friedens zogest Du, den Heiland zu predigen, furchtlos bis ins wilde Skythenland; und ich that wie Simon Petrus, Dein Bruder, und verleugnete, als just die Zeit zum Bekennen gekommen war, die heilige Sache. Nie mehr schmückt mich drum der grüne Sammetmantel mit dem Silberbesatz, weht vom Ritterhut mir die rothe Feder. Nur dieses eine Mal noch darf ich auf das goldene Bild des doppelköpfigen Adlers, der das blaue Andreaskreuz trägt, die Lippe drücken, einmal in Andacht noch die Schrägbalken berühren, an die Du, Deinem Meister gleich Kruzifixus, geheftet bist, und an den Ecken die Römerbuchstaben lesen, die dem Kind schon enträthselt

wurden: S. A. P. R. Nie wieder. »Für Treue und Glauben.« Zwischen den acht Strahlen des Silbersternes las ichs oft. Wem hielt ich die Treue? Mir selbst nicht bis auf diesen Tag. Zwischen Dir und mir war keine Gemeinschaft. Doch siehe: nun nehme auch ich mein Kreuz auf mich. Trugst Du viel schwerer daran? Ich will nach Achaia pilgern und an der Stätte, wo Du den Martyrtod littst, den Wind, der seit Jahrhunderten die Halme beugt, aus dem Dunkel frommer Reue fragen, ob er Dich bis zum letzten Wank lächeln sah.

Ich scheide nicht heiteren Herzens, doch ohne Groll; ein Reuiger, nicht ein Ankläger noch ein schuldlos Gerichteter. Die Krone ließ ich meinem jungen Sohn Alexej. Gott schütze den Zaren! Die Reichsverweserschaft meinem Bruder Michael Alexandrowitsch. Er findet viel zu thun. Aber seine Arme sind frei; nie hat der Haß sich, der Verdacht auch nur an ihn gewagt und unbelastet ist sein Gewissen. Nichts bindet ihn, der kein Vertrauen getäuscht hat, und mein Wille, der Wille des Autokraten, war, daß auch zärtliche Bruderliebe ihn nicht den Beschlüssen des Vorgängers verlobe, die seine Ueberzeugung nicht gutheißen kann. Sein ist die Macht, sein nun die Sorge, das für Volk und Reich Beste zu erkennen. Auf eine Kundgebung des Selbstherrschers nur habe ich ihn mit Handschlag verpflichtet: auf das kaiserliche Versprechen, zur Vorbereitung und Berathung neuer Gesetze frei gewählte Vertrauensmänner des Volkes heranzuziehen; Männer aus allen Schichten, nicht nur aus dem hohen und mittleren Grundadel, der über die Semstwos verfügt; orthodoxe, lutherische,

römische, armenische Christen, Mohammedaner, Raskolniken, Juden, Buddhisten und Heiden; Männer im Bauernhemd und im Arbeiterkittel. Sonst ist er frei; an dieser einzigen Wegscheide nur in meines Willens Richtung gezwungen. Denn die Trostverheißung, die breitstirnigen Gottesknechte, deren Schweiß und Blut Jahrhunderte lang die Saat Ruriks gedüngt hat, endlich vom Fluch ewiger Stummheit zu lösen, drang schon in die fernsten Hütten, wird auf der Ofenbank und vor der Kirchenthür mit verständigem Ernst beredet und zeugt in der Eiskruste selbst den ersten Keim neuer Hoffnung. Wie eine im Festschmuck verlassene Braut würde Rußland trauern, wenn dieser Botschaft nicht die Erfüllung folgte. Wer so das Volk tröge, müßte vergebens dann immer um sein Vertrauen werben. Und dieses Vertrauen braucht Michael Alexandrowitsch, fortan der Schirmer des Reiches. Er möge sichs wahren. Möge nie verschmähen, den schüchternen Stimmen zu lauschen, die ihn auf der Höhe suchen. Rußland will einen Herrn. Aber Rußland ist reif, diesem Herrn mit berathender Rede zum schweren Werke zu helfen, und müde des schändenden Joches, in dem es, als stummer Zugknecht, von feilen Kaiserknechten gehalten wird. Mit stählernem Willen möge sich Michael waffnen und den blanken Harnisch dann mit frischen Blumen vom Frühling der schwarzen Erde gürten, ein starker Vater dem Volke sein und das liebe Väterchen doch auch zugleich, das der Hirtenknabe auf der Weide, der Flößer am Wolgaufer mit traulichem Du grüßt; ein strenggläubiger Christ und ein zur That rüstiger, nach frommer Mitleidsregung rasch

wieder froher Mensch. Und in Lust und Leid nie vergessen, daß nur Dem die Herrschaft gebührt, der Ordnung zu schaffen, zu sichern vermag. Sein Bruder hats nicht vermocht.

Ward es so nicht vor manchem Jahr schon verkündet? Hat Vater Johann von Kronstadt so nicht alte Weissagung gedeutet? Wieder werde ein Nikolai Alexandrowitsch Selbstherrscher sein, doch nicht lange, nicht nützlich leben und Michael, seinem stärkeren Bruder, die Krone lassen? Nur ein zartes Kindlein steht noch zwischen Prophetie und Erfüllung. Nikolai Alexandrowitsch starb nach kurzem, unruhigen, Unruhe stiftenden Wandel dem Zarenthron. In der Legende lebt er wohl wieder auf. Der Falsche Nikolai neben dem Falschen Dmitrij. Den als Jüngling in Otsu ein Japaner schlug, als Mann ein unvorhergesehener Japanerstreich aus dem Glanz stürzte. Der am Tag seiner Krönung auf dem Chodynkafeld beim Schall der Jubelchoräle dreitausend Menschen von christlichen Brüdern überrannt sah, zertreten, erdrückt, zu blutenden, im Koth dampfenden Fleischklumpen zerstampft. Der auf dem Erdrund Frieden stiften wollte, bald danach zehnmal Zehntausend auf Schlachtfeldern sterben hieß und am Tag der Hirtenverkündung gezwungen war, seinen Soldaten die Brust der eigenen Volksgenossen als Ziel zu zeigen. Und der dann, jung noch an Jahren, freiwillig aus der Herrlichkeit schied, um Rußland von der Schmach demüthigenden Friedensschlusses zu befreien. Kein Herr für uns. Doch kein schlechter Mensch. Ein Unglücklicher. Er hat gesündigt und hat gebüßt. Und um Christi willen ward ihm verziehen. Wohin er ging und

wann er starb, weiß Niemand. Sollte Niemand wissen. Nach seinem Scheiden ists im Reich besser geworden und heute braucht kein Russe sich zu schämen, wenn er an den Frieden von Kioto erinnert wird. Gott schütze den Zaren! Die Heilige Mutter Gottes segne das Herz unseres Herrn!

So mußte Nikolai sprechen, wenn Rußlands Wohl ihm wichtiger war als Rußlands Kaisersitz. Er hats nicht gethan. Die eigene Mutter fand ihn zu schmächtig für den Monarchensitz. Er blieb. Wollte, ohne den Wuchs, die Wesenswucht eines Selbstherrschers, die Selbstherrschaft des Gossudars aller Reussen erhalten. Und hat, im Bewußtsein reinster Unschuld, nie begreifen gelernt, warum ihm das Schicksal, gerade ihm, dem Milden, Frommen, die Dornenkrone des Märtyrers winde.

LUDWIG DER ZWEITE.

Am siebenzehnten Juni 1886 wurde der Abgeordnetenkammer des Königreiches Bayern, die am drittletzten Maitag geschlossen worden war, das Patent vorgelegt, worin Prinz Luitpold erklärte, daß er die Regentschaft übernommen habe. Die Einsetzung eines Reichsverwesers war nöthig geworden, seit die zum Gutachten berufenen Psychiater festgestellt hatten, daß König Ludwig der Zweite an unheilbarer Geisteskrankheit leide und auch sein jüngerer Bruder Otto, der nächste Agnat, nie von der Psychose genesen könne, die seine Isolirung im Schloß Fürstenried erzwang. Seit zwei Jahren war, durch die Darstellung in dem züricher Organ der deutschen Sozialdemokratie, die Kunde von Ludwigs Geisteskrankheit über den Bereich der Hofgerüchte hinausgedrungen. Lutz, der Ministerpräsident, den die Gnade des Königs acht Wochen vorher in den erblichen Freiherrnstand erhoben hat, zögert noch; kann nicht den Muth zu einem Entschluß finden, der dem trotz seiner Einsamkeit populären König die Macht nähme. Doch schon das erste Quartal des Jahres 1886 schafft eine Lage, aus der eine Zaudertaktik nicht mehr zu erlösen vermag. Die Kabinetskasse ist mit einer Schuldenlast von beinahe vierzehn

Millionen Mark bebürdet und von ungeduldigen Gläubigern mit Klagen bedroht. Die Agnaten und andere verwandte Fürsten wollen nicht weiter helfen, weil sie wissen, daß jede nach München verliehene Summe in einen Abgrund rollt. Dem Landtag, an den Ludwigs Befehl die Minister weist, darf nicht ermöglicht werden, in dieses wüste Dunkel hineinzuleuchten. Auch wird, da von dem König kaum noch eine Unterschrift zu bekommen ist, die Fiktion geordneter Verwaltung und Regirung von Tag zu Tag unhaltbarer. Längeres Zögern, Lutz fühlt es, wäre ein Verbrechen im Amt. Im Juni werden vier Irrenärzte zum Gutachten berufen; ihr Spruch lautet: Unheilbare Paranoia. Am siebenten Juni fährt eine Kommission nach Hohenschwangau, um den König zu entmündigen und allen Hoheitrechten zu entkleiden. Die Wache des Schlosses Schwanstein ist (ein noch heute dem Rückblick unfaßbares Versehen) ohne Weisung aus München geblieben und versagt der Kommission den Gehorsam. Ludwig befiehlt, die Kömmlinge ins Burgverließ zu sperren, ihnen die Augen auszustechen, die Haut abzuziehen und sie in diesem Zustand verhungern zu lassen. Der Befehl klingt allzu schrill nach Wahnsinn und wird deshalb nicht ausgeführt. Nur deshalb; Offiziere der Wache haben der Kommission gesagt, daß sie dem Befehl, die münchener Männer zu erschießen, ohne Säumen gehorcht hätten. Nach einem unter Todesschauern verstöhnten Fasttag wird die Kommission durch eine Regirungdepesche befreit und reist ab. Am elften Juni wird Ludwig überrumpelt; am zwölften als Gefangener ins Schloß Berg gebracht; am dreizehnten

will er sich im Starnberger See ertränken, erwürgt im Wasser den Obermedizinalrath Bernhard von Gudden, der den Selbstmord zu hindern trachtet, und verröchelt unter dem Seespiegel. Beide Häuser des Landtages billigen einstimmig die Reichsverweserschaft; und am achtundzwanzigsten Juni leistet Prinz-Regent Luitpold den Eid auf die Verfassung.

Zwei Zeugen. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst: »Als ich anfangs Juni auf einige Tage in München war, erhielt ich Kenntniß von den Schritten, die man thun wollte, um den König der Regirung zu entsetzen und eine Regentschaft an Dessen Stelle treten zu lassen. Mit Gustav Castell (dem Grafen und alten Freund) sprach ich über den Plan, eine Kommission nach Hohenschwangau zu schicken, um dem König den Beschluß mitzutheilen. In Schillingsfürst erfuhr ich das negative Resultat. Montag früh, als ich im Begriff war, von Straßburg zum Rennen nach Weißenburg zu fahren, kam die Nachricht von dem entsetzlichen Ende des Königs und von dem Tode des Dr. Gudden. Ich konnte die Fahrt nicht aufschieben, fuhr also zu dem Fest und erhielt in Weißenburg die offizielle Bestätigung der Katastrophe. Abends um Neun bestieg ich den Zug nach München. Dort ging ich in die auf zwölf Uhr anberaumte Sitzung der Reichsräthe (Ersten Kammer) und wurde nun in die Kommission gewählt, die beauftragt war, die Thatsachen zu prüfen und sich über die Regentschaft auszusprechen. In der ersten Sitzung berichtete Minister Lutz über den Hergang, sagte, daß das Ministerium erst in diesem Frühjahr die Ueberzeugung von der Geisteskrankheit des Kö-

nigs gewonnen habe, erklärte, warum man in der bekannten Weise vorgegangen sei, und las dann die Aktenstücke vor, die über den Zustand des Königs Auskunft gaben. Der Kabinetsrath Müller brachte einiges Neue: so den Wunsch des Königs, ein anderes Land zu finden, wo er ohne Kammer regiren könne, die düstere Gemüthsstimmung, den Lebensüberdruß des Königs und eine Reihe von Briefen, darunter solche, in denen er dem Kabinetsrath schwärmerische Freundschaftsversicherungen macht. Der Bericht von Hornig gab Auskunft über die Manie des Königs, Leute zur Bastille zu verurtheilen, dann über die Aufträge, die er gab, durch Einbruch aus den Banken Geld zu nehmen, über Wuthausbrüche, Mißhandlungen der Diener, über die Aufträge, den Kronprinzen in Italien« (ein Schreib- oder Druckfehler ließ hier den Glauben entstehen, es handle sich um den Kronprinzen von Italien) »zu fangen, einzusperren, zu peinigen, dann über die Schlaflosigkeit und steten Kopfschmerzen des Königs. In ähnlicher Weise deponirte auch der Kammerdiener Wilker, der das Ceremoniell beschrieb, das die Diener beobachten mußten, die Einrichtung eines Burgverließes, die Abneigung des Königs gegen München, den Kultus Ludwigs des Vierzehnten und des Fünfzehnten. Er und der Kammerdiener Mayer sprachen von der Unreinlichkeit des Königs und Ahenlichem. Mayer erzählte, daß er ein Jahr lang nur in einer schwarzen Maske serviren durfte, weil der König, wie er sagte, sein Verbrecherantlitz nicht sehen wollte. Dann kamen die Gutachten der Irrenärzte, die Alle die Geisteskrankheit als unzweifelhaft feststehend bezeichneten.

Die Aufregung in München war groß und allerlei abenteuerliche Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Man sprach davon, daß der König umgebracht worden sei. Das wird sich legen, wenn die Dinge, die uns mitgetheilt worden sind, bekannt werden. Im Allgemeinen machte sich das Gefühl geltend, es sei gut, daß diese Regirung ihr Ende erreicht habe.« Graf Philipp zu Eulenburg-Hertefeld, damals Sekretär an der Preußischen Gesandtschaft in München, schrieb an seinen Freund Fritz von Farenheid-Beynuhnen: »Ich habe die unerhörten Aufregungen, die das Königsdrama mit sich brachte, gut ertragen. Es war von wunderbarem Interesse, diese unglaublichste aller Katastrophen der Neuzeit, gleichsam mithandelnd, zu erleben. Eingeweiht in die sich vorbereitende Staatsaktion, die den unglücklichen König entmündigen sollte, habe ich auch nachher die Ereignisse in Hohenschwangau miterlebt, wo der wahnsinnige König die Kommission, die ihm seine Absetzung verkünden sollte, zum Tode verurtheilte. Ich bin auch in der Nacht in Starnberg geweckt worden, als der König mit Dr. Gudden drüben in Berg tot im Wasser gefunden worden war. Niemals werde ich den Eindruck vergessen, als ich im Nebel des Morgengrauens mit meinem Fischer Jacob Ernst einsam über den See ruderte. Die Stille des Todes lag über Schloß und Berg und leichenblaß, wie erstarrt, keines Wortes mächtig, standen die Diener im Hof, auf den Gängen, als ich mit klopfendem Herzen zu dem Zimmer eilte, wo der ‚mythusumsponnene' König, ein wahnsinniges Lächeln auf den verblaßten Lippen, die schwarzen Locken kühn um die weiße Stirn wallend, soeben tot auf

sein Bett niedergelegt worden war. Auf meine entsetzten Fragen erhielt ich kaum eine Antwort. Ich mußte mir selbst zusammenreimen, was geschehen war. Da lag im Nebenzimmer Dr. Gudden tot; den Ausdruck düsterer Energie auf seinem Antlitz. Ich sah die Narbe auf seiner Stirn, die fürchterlichen Strangulationmarken an seinem breiten Hals. Er war von seinem König erwürgt worden, weil er ihn hindern wollte, sich selbst den Tod zu geben. Ich war der Erste, der im Tageslicht die Spuren des Kampfes am Seeufer untersuchte. Da sah ich jenen Abdruck der Schritte des Königs, so tief unter der Wasserfläche, daß nur ein Mensch, der sich gewaltsam hinunterdrückt, solche Spuren hinterlassen konnte. Niemals vermochte ein Fliehender, hier, an dieser der Mitte des Sees zugewandten Stelle, Spuren zu hinterlassen. Der Fliehende hätte rechts oder links das Ufer erreicht und ein sicherer Schwimmer, wie der König, keinen Eindruck tief unter der Oberfläche hinterlassen, wenn nicht die Absicht des Todes ihn beherrschte. Von der Stelle, wo deutlich die Spuren des Kampfes mit Dr. Gudden sichtbar waren, gingen die weiten, eilenden Schritte des Königs, senkrecht zur Uferlinie, in den Tod! Es trug diese Zeit in ihren gewaltsamen Eindrücken das Gepräge längst vergangener Epochen; man wähnte, der Neuzeit nicht mehr anzugehören, angesichts der Gewaltsamkeit der phantastischen Ereignisse.«

Der Arzt war zu beklagen; nicht der König. Dem ersparte der Tod den Schmerz und die Schmach der Entkrönung. Daß man ihn so lange regiren ließ, beweist, was an Höfen heute

noch möglich ist. Maximilian hatte die Söhne streng erzogen; allzu streng. Er mag sich der maecenatischen Verschwendung seines Vaters, den die Brandung des Lola-Skandals und der Gischt der pariser Februarrevolution vom Thron geschwemmt hatten, erinnert, in den Knaben den Keim neuen Unheils geahnt und gehofft haben, ihn mit harter Hand aus dem Kindersinn jäten zu können. Die Prinzen durften sich nicht regen; sollten lernen, immer nur lernen und aus der Nüchternheit des Alltages nie den Blick in beglänztes Gewölk schweifen lassen. Das Taschengeld, das sie für den Wochengebrauch erhielten, betrug nach unserer Münzrechnung eine Mark. (Otto wollte sich einen gesunden Vorderzahn ausziehen lassen, weil ihm gesagt worden war, er werde dafür zehn Gulden bekommen.) Die Knauserpädagogik mußte unwirksam bleiben. Den Erwachsenden bot sich von allen Seiten Hilfe an und die durch Strenge früh Verbitterten schlürften jedes Schmeichelwort wie wonnig berauschenden Würztrank. Arbeiten, spricht der Vater, müßt Ihr, von früh bis spät in der Pflichtschule schwitzen; und dürft nie wähnen, der Befehlende könne sich frohem Genuß hingeben. Magisterweisheit, wisperts ringsum; Ihr seid Königssöhne, Königliche Hoheiten, von einem treuen Volk vergöttert und Alles wird, wie durch Zauberschlag, plötzlich anders, wenn Ludwig die Krone trägt und Otto als nächster Agnat neben dem Thron steht. Der Schüler Wilhelms von Dönniges war ein gewissenhafter, tüchtiger Regent (dem Pfordtens Sturz und das Wort »Ich will mit meinem Volk Frieden haben« freilich erst spät Liebe warb), doch ein kurzsichtiger Vater;

und auch seiner preußischen Frau Marie scheint die Erziehergabe versagt gewesen zu sein. Ludwig war siebenzehn Jahre alt, als ihn Bismarck zum ersten (und letzten) Mal sah; er war bei den Mahlzeiten in Nymphenburg sein Nachbar und hat dreißig Jahre später darüber geschrieben: »Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiete der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich, in Dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annahm, auf mütterlichen Befehl, verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über seine Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde. Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten; ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweile und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obschon ich mir, mit einiger Verdrießlichkeit, sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb.« Ein von niemals ebbender Phantasiefluth in Geisteswirbel gerissener Jüngling, der die seltene Gelegenheit, in edlem Wein die Rauschsucht zu stillen, gierig nützt und vom Alkohol den Dingen der Wirklichkeitwelt noch weiter

entrückt wird als im Zustand erzwungener Nüchternheit. Ein Prinz, dem das Königsblut, das Blut Ludwigs des Ersten und des wittelsbachischen Phantasus, heiß in den Adern pocht: und der doch nichts zu erwirken vermag und in kargeres Leben gepfercht ist als irgendein Hochadelssproß. Ein ins gefährliche Alter der Pubertät Erwachsener, dem fromme Geschichtenträger die uralte Kirchenväterscheu vor dem Weib eingeträufelt und dessen Geschlechtswillen sie mit Zweifeln an seiner Mannbarkeit verängstet haben. Auch diesem Schwärmer wäre das Entgleiten in die Arme einer Lola Montez zuzutrauen. Drum muß er den natürlichen Geschlechtsdrang als ein unreines, befleckendes Gefühl hassen und seiner Mannheit mißtrauen lernen.

Der Achtzehnjährige soll auf eine Hochschule geschickt werden und Staatswissenschaften studiren. Da stirbt, am zehnten März 1864, sein Vater. Ludwig wird nicht Student: wird König. Das Staatsgeschäft langweilt ihn und wird lässig erledigt. Weiblicher Verführung trotzt der junge, schön blühende Monarch standhafter als der heiligste Asket. Die Vereinung zweier im Wesen verschiedenen Leiber dünkt ihn ein schmutziges, hehrer Menschheit unwürdiges Unterfangen, zu dem ein gnädiges, von Himmelshuld dem Genius gewährtes Schicksal ihm die Virilkraft versagt habe. Nur Mannesreiz lockt ihn; nur Männern fühlt sein ewig trunkener Sinn sich, in fast bräutlicher Willenlosigkeit, die seltsam von dem unbändigen Gottesgnadendünkel absticht, fürs Leben verbunden. Zunächst von Hirn zu Hirn nur. Was dem Ahnen die spanische Tänzerin gewesen war, wird dem Enkel der deutsche

Musiker: der Brennpunkt des Willens zum Leben. Nie hat Ludwig den Münchenern verziehen, daß sie seinen Richard Wagner nicht nach Gebühr anerkannten und ihn, als den gehaßten Günstling, zwangen, die Hauptstadt zu verlassen. Zweimal wollte, nur deshalb, der König der Krone entsagen. Nur Wagners Beschwörung hielt ihn auf den Thron. Nur Wagners drängender Wunsch vermochte den Menschenscheuen zu bestimmen, aus der Bergeinsamkeit zu scheiden und sich den Franken zu zeigen (die seitdem seine treusten Anhänger blieben). Nur Wagner konnte die Berufung Hohenlohes ins Ministerium des Auswärtigen durchsetzen. Am dritten November 1866 schreibt Chlodwig in sein Tagebuch: »Ich kann mir nicht verhehlen, daß, nach allen Mittheilungen Holnsteins (des Grafen und Oberststallmeisters), der Wunsch des Königs, mich zum Minister zu haben, aus seiner Passion für Wagner hervorgeht. Er erinnert sich, daß ich einmal die Entfernung Wagners als etwas Unnöthiges bezeichnet habe, und hofft, daß ich ihm die Rückkehr Wagners ermöglichen werde. Ein Wagner-Ministerium zu bilden, dazu habe ich aber keine Lust, wenn ich auch die Rückkehr Wagners später für kein besonderes Unglück halten würde.« Ungefähr also die selbe Stimmung wie im November 1847, als das Lola-Ministerium (Beisler, Berks, Heres, Wallerstein) auf Ludwigs Befehl die Geschäfte übernahm. Nach dem Friedensschluß, der den Leib des alten Deutschlands zerrissen, Oesterreich aus dem Bund gedrängt, dem Preußenkönig zehn Quadratmeilen bayerischen Landes und dreißig Millionen Gulden bayerischen Geldes gebracht

hatte, denkt Ludwig nur an Wagner; an den Mann und dessen Werk. Prinz Napoleon kommt nach München: der König will ihn nicht sehen; bleibt auf Schloß Berg. Der Ministerpräsident Hohenlohe kehrt aus Berlin zurück, will über das Erlebte, auch über ein wichtiges Gespräch mit dem Prinzen Napoleon Vortrag halten und erreicht endlich, daß ihm der König, »als Zeichen des allerhöchsten Vertrauens«, eine Audienz bewilligt. Ludwigs erste Frage ist, ob die Bouquets, die er aus Hohenschwangau dem Fürsten geschickt habe, gut angelangt seien; spricht dann, nachdem das Politische so schnell wie irgend möglich abgetan ist, von den Meistersingern und fragt, ob Wagner wirklich Frau Cosima von Bülow liebe. So gehts weiter. Die Verlobung mit Sophie von Bayern wird, nach einem kurzen Lenz künstlich genährten Glückswahnes, aufgehoben. Auch Wagner (der doch von Minna und Mathilde kam und zu Cosima ging) hat ja gesagt, daß, im tiefsten Seelengrund, alle Weiber langweilig seien; alle, wie Elsa von Brabant, verbotene oder unzeitgemäße Fragen stellen und, wie Sophie von Bayern, schläfrig blinzeln, wenn der Mann sich an ihrem wachen Geist zu laben wünscht. Was soll diesem Mondkönig, der die Tage durchschläft und in den Nächten sich seines Lebens Tag schafft, eine Frau sein, die immer eine hübsche Prinzessin bleibt, im verdunkelten, nur dem Brautpaar geöffneten Schauspielhaus nach dem vierten Akt der ungekürzten Dramen leise zu gähnen anfängt und den Schlaf noch nicht aus den Gliedern geschüttelt hat, wenn des Bräutigams Boten ihr duftende Blumen und Briefe als des neuen Glückstages ersten Gruß bringen?

Verachte das Weib: wird die Losung. Die Günstlinge wechseln; und der Geschmack verwildert nun schnell.

Am sechzehnten Juli 1870 (seit vier Monaten sitzt Graf Bray dem Ministerium vor) befiehlt Ludwig die Mobilmachung des Bayernheeres gegen Frankreich; er hat dem Antrag Jörg, der das Königreich auf bewaffnete Neutralität beschränken will, die Zustimmung versagt und der pariser Regirung mitgetheilt, daß er sich nicht von den gemeinsam für deutsches Recht in den Kampf ziehenden deutschen Stämmen trennen werde. Am siebenundzwanzigsten Juli ist Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen in München. Ihm ist, als dem Führer der Dritten Armee, die Befehlsgewalt über die bayerischen Truppen anvertraut. Zwei Jahre zuvor, als er zu Umbertos Hochzeit über München nach Turin reiste, konnte ihm der König ausbiegen; der Residenz, trotz Hohenlohes »treugehorsamstem Rath«, trotzig fern bleiben. Jetzt, vor dem Krieg, der Deutschlands Völker gegen Fremdlingsanmaßung eint, kann ers nicht; darf er dem Preußen nicht die Ehre des Tages lassen. Hinter der Kürassierescorte fährt er mit Friedrich Wilhelm vom Bahnhof ins Schloß; und freut sich, daß die Hurrarufer vereinzelt bleiben. Im Hoftheater, wo die Beamtenschaft und die reiche Bourgeoisie zur Aufführung von »Wallensteins Lager« versammelt sind, regt das Nationalgefühl sich lauter; und als Kindermanns mächtige Stimme eine für diesen Festabend dem Reiterlied zugedichtete Strophe gesungen hat, durchbraust stürmende Begeisterung das Haus. Der Kronprinz (der im

Taktgefühl nie ganz sicher war) steht auf, tritt dicht an die Logenbrüstung und neigt dreimal vor der klatschenden, jubelnden Menge das blonde Haupt. Der Enkel nürnberger Burggrafen, die stolzen Wittelsbachern stets Emporkömmlinge schienen, der Gast eines Königs, dessen Heer er ins Feld führen soll. Ludwig, der unbeachtet auf seinem Polsterstuhl blieb, hats ihm nie vergessen. Im ersten Lustrum seiner Regirung war die Wehrverfassung geändert und das Heer geschaffen worden, das sich neben dem Preußens auf die Walstatt wagen durfte. An seiner Spitze ins Reich Bonapartes zu reiten, hindern den König hundert hemmende Vorstellungen. Er müßte von früh bis spät unter Menschen sein, wäre im Hauptquartier nicht der Erste, könnte den Märchenprunk seiner Lebensgewohnheit nicht mit sich schleppen, wäre gezwungen, sich in fremdes Wesen zu schicken und die Gräuelbilder der Schlachtgefilde zu schauen; der Feldzug würde ihm, der die Kaiserin Eugenie (die einzige Frau, die niemals langweilig sein kann) fast so bewundert wie den Roi-Soleil und den Freund der Pompadour, zur Folterqual. Aus seiner Hand nimmt der blonde Hüne das Kriegswerkzeug; und läßt sich huldigen, als habe er selbst sich die Waffe geschmiedet. Eines schönes Helden Fassade; gesund, nüchtern, fröhlich, beliebt: ein Mann, der in seine Welt paßt. Während Ludwig im Kriegerkleid und Kopfschmuck eines Indianerhäuptlings den rauschsüchtigen Schwelgergeist an Coopers Mohikanerbuch ergötzte, hat Friedrich bei Königgraetz den Preußensieg beschleunigt; während Ludwig in Lohengrins Silberrüstung sich in den Gralsbereich träumt, wird

Friedrich wie der erlösende Schwanenritter umjauchzt. Muß der Dunkle den Hellen nicht hassen, der zu sein scheint, was der König zu scheinen strebt? Friedrich schreibt in sein Tagebuch: »König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab, fragt nach den entlegensten Dingen.« Ahnt aber nicht, welcher wahnwitzige Haß ihm in dieses Königs Herzen erwächst. Den hätte ein Taumelrausch der Freude gepackt, wenn ihm durch Orakels Macht enthüllt worden wäre, daß dieser Kronprinz als ein Sterbender nur, grau, fahl, stumm, mit kraftlosem Fuß auf den Thron steigen werde. Tausendmal hat er ihn in den Schwefelpfuhl der Hölle verwünscht und das Hirn an der Vorstellung all der Martern geweidet, die sein Befehl über Wilhelms Sohn verhängt habe. Er ist in Italien? (Ist, als Truppeninspecteur, im Bayernland; doch Ludwig liest keine Zeitung, läßt sein Traumleben durch keinen Widerhall der Wirklichkeit stören.) Die Gelegenheit ist günstig; kehrt uns so gut vielleicht niemals wieder. Dingt Banditen. Laßt ihn in eine Höhle sperren; ihm die Zähne, einen nach dem anderen, ausbrechen; ihn peitschen, enthäuten, entmannen, verhungern. Das Alles wird ernsthaft befohlen; und, Nacht vor Nacht, von allzu willigen Dienern berichtet, wie die Befehle ausgeführt und welche Verfallszeichen am Leib des Kronprinzen von den Höhlenwächtern bemerkt worden seien. Und der Mann, der diese Grausensposse erzwingt, ist von Gottes Gnaden König und höchster Gebieter in Bayern.

In seinem Namen, wird, im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, das Recht gesprochen; auf seinen Befehl müßte je-

der Soldat gegen jeden Landsmann die Gewalt der Waffe anwenden. Ludwig kommt fast nur noch in die Residenz, um ins Theater zu gehen, sich an Schauspielen aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten oder an blutrünstigen Melodramen zu freuen. Der Zuschauerraum muß leer, die Königsloge verhängt bleiben; die Spieler selbst dürfen nicht sicher sein, daß hinter den Sammetvorhängen der König sitzt und durch den schmalen Spalt ihre Geberde erblickt, den Schall ihrer Rede ins Ohr läßt. Stunden lang müssen sie, ohne je das leiseste Echo zu wecken, mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft spielen; was just befohlen wird. Ein Räuspern würde, eines Athemzuges Geräusch dem König die Freude verleiden; gar der Schweißdunst eines speckigen Menschengesichtes risse ihn aus dem herrlichsten Romantikertraum. Schwarze Stille ringsum, die Wohlgeruch süß durchduftet; Hall und Bild schlüpfen, wie aus unermessenen Weltweiten, durch den Sammetschlitz. Ist die Majestät für diesmal gesättigt, dann bringt, im Morgengrau, ein Galawagen oder weißer, prächtig geschirrter Schlitten den Erschöpften in die Einsamkeit des Bergfriedens zurück, nach Berg oder auf die benachbarte Roseninsel, in den Linderhof oder nach Neuschwanstein. Da diese pomphaften Heimstätten sardanapalischer Laune nicht mehr genügen, läßt er auf Herrenchiemsee, mit ungeheurem Kostenaufwand, ein bayerisches Versailles nachpfuschen. Dort haust er; und gönnt nur den von Zufallsgunst oder sympathie de peau Empfohlenen das Glück seines Anblickes. Sängern und Schauspielern, Friseuren und Lakaien; schließlich beinahe nur noch den Bauernburschen aus den Regi-

mentern der (unseren Dragonern ähnlichen) Chevauxlegers. Die sind seine Freunde, seiner Träume heldische Gefährten; werden mit feinster Essenz besprengt, mit Geschmeide behängt und, wie vom zärtlichsten Manne die holde Braut, im Herzen des Herzens gehegt. Aus seinem Handeln und Trachten grinst Wahnsinn das ruhige Auge an. (Daß Wagner ihn in dem hymnisch rasenden oder läppisch verfratzten Stil der Königsbriefe nicht gewittert habe, klingt uns unglaublich.) Weil der Starnbergersee nicht ganz abzusperren ist, läßt Ludwig auf einem Schloßdach, zwischen Glaswänden, einen See schaffen. In Lohengrins Rüstung steigt er, mit Schwert und Hifthorn, in einen Silbernachen, den ein Schwan durch die Kunstpfütze ziehen muß. Das Wasser ist ihm zu still: ein Mühlrad bringts in Bewegung; zu häßlich in seinem Aschgrau: Kupfervitriol ersetzt schnell die Himmelsbläue, deren Abglanz in der Nacht nicht zu erzaubern ist. Daß sich das Rädchen einmal zu rasch dreht, unter dem Wellenschlag der Kahn kentert, der König triefend ans Ufer klettert, daß der Zinkboden des Sees von dem Vitriol durchfressen wird und das Wasser in den Prachtsaal des Schlosses sickert, beweist nur, welche Mängel noch unserer Technik anhaften. Oder, wie schlecht selbst ein König bedient wird. Ludwigs Diener habens nicht gut. Sie müssen, um sich bemerkbar zu machen, nach hündischem Muster an der Thür kratzen und, wenn sie ihnen geöffnet ward, auf den Knien bis in den Handbereich des Gebieters rutschen. Der schlägt oder tritt sie, speit sie an oder schleudert schweres Geräth in ihr verlarvtes Menschenantlitz. (Am Tag der Ge-

fangennahme wurden auf Schwanstein zweiunddreißig Diener gefunden, die vom König durch Mißhandlung verletzt worden waren.) Auch Kabinetssekretäre und noch höhere Beamte müssen am Thürpfosten scharren und dürfen dem Herrn niemals aufrecht nahen. Weh Jedem, der ihn auch nur unbewußt ärgert! Schnell ist ein Todesurtheil geschrieben, unterzeichnet, gesiegelt; und nie wird der König müde, bis ins Kleinste die besondere Art der Marterung zu bestimmen, die dem Vollzug der Todesstrafe vorangehen soll. Gil de Rais und der Marquis de Sade vermochten nicht gräßlichere Qual zu ersinnen. Deshalb wars fast ein Glück, daß Ludwigs Menschenscheu mit der Zahl seiner Jahre wuchs und er schließlich nur noch die Lieblinge in seinem Gesichtskreis duldete. Versenkbare Tische hoben dem Hungrigen aus der Tiefe des Anrichteraumes die Speisen herauf und kein Diener durfte der Mahlzeit zuschauen. Zu unentbehrlichem Dienst trugen die Leute Masken. Unvermeidliche Meldungen und Vorträge nahm der König hinter einem Vorhang entgegen; ließ sich nur sehen, wenn kein Ausweg sich aufthat. Schon 1874 mußte Hohenlohe die Herren der Deutschen Botschaft einzeln, Mann vor Mann, in das enge Türkische Kabinet führen, wo, neben dem Badezimmer, der König gefrühstückt und das er als Empfangsgemach bestimmt hatte; und da ihm im Trianon vom Grafen Holnstein zugegemuthet wurde, am nächsten Tag mit dem Botschaftpersonal zu speisen, erklärte er: »Dann bleibe ich lieber hier in Versailles und kehre nicht nach Paris zurück.«

Später, als die Bauwuth und der Hofpomp des Einsamen die Krondotation aufgezehrt und die Kabinetskasse mit einer

Millionenschuld belastet haben, gesellt sich Tobsucht der Menschenscheu. Kein Geld, um eines Königs königlichen Traum zu möbliren? Nur ungetreue Diener, Wichte nur können so sprechen. Stadt und Land strozt ja von Schätzen; vermag des Königs Wille nicht, sie in seine Kammern zu winken? Große Banken sind entstanden, in deren Kellergewölben das Gold und Werthpapier sich zum Gebirg thürmt. Sie geben nichts heraus? Wagen die freche Ausrede, sie seien Verwalter nur, nicht Besitzer des reichen Hortes? So frevlen Spaß sollen sie büßen. Miethet Diebe, Einbrecher, Räuber, klaubt sie aus der Hefe der Großstädte, reiht sie zu Banden und zeigt ihnen den Weg zu den Geldschränken der widerspenstigen Kapitalsverwalter. Die Polizei wird sie aufhalten und, im Nothfall, die Garnison aus den Kasernen pochen? Unsinn! Heer und Schutzmannschaft gehorchen mir; und ich befehle, daß sie das nützliche Thun der im Allerhöchsten Dienst wirkenden Bande nicht hemmen. Die Minister werden Bedenken äußern? Ein Fußtritt scheucht sie weg; eine Regung der Königswimper ruft gehorsamere Männer ins Amt. Unterthänigste Vorstellungen werden, wie eines Hündchens lästiges Gebell, überhört oder mit rauhem Schimpfwort abgewehrt, submisseste Eingaben zerfetzt oder zu Knäueln geballt und in den Trichter des Abortes geworfen. Die Kammern wollen Dies und wollen Das nicht? Mein Wille ist ihres Lebens Gesetz; sie sterben, wenn sie sich ihm nicht beugen. Was unter des Königs weiser Regirung erworben ward, nur unter ihrem Schirm erworben werden konnte, gehört von Rechtes wegen dem König. Schafft

es, betreßtes Gesinde, herbei! Zwingt die Reichsräthe und Abgeordneten, die Schuld des Monarchen zu tilgen, die Krondotation zu verdoppeln, die Schatulle des edelsten Wohlthäters im Bayernland zu füllen! Was? Ihr könnt nicht? Wollt nur nicht, Ihr räudigen Hunde! Gut. Dieses Land kann diesen König nicht nach seinem wahren Werth schätzen; war nie seiner würdig. Mag ein minder Sanftmüthiger einst es mit Skorpionen züchtigen, das dem mildesten Regenten des Lebens Nothdurft geweigert hat. In der Geldklemme erlischt das letzte Flämmchen reiner Vernunft. Ludwig will das ererbte Land verkaufen; an den Meistbietenden losschlagen. Was ist ihm Bayern, was Wittelsbachs Fürstenehre? Genießen will er, ohne Schranke herrschen und jedes Wunsches Fieber austoben, wie ihm beliebt. Ein Käufer? Ueber Nacht melden sich hundert, ist erst die Absicht, die Möglichkeit nur bekannt. So sicher ists, daß der König schon jetzt über den Kaufpreis verfügen mag. Nach der Schuldentilgung bleiben ihm noch Abermillionen. Professor Franz von Löher, Mitglied der Akademie und Direktor des Reichsarchivs, wird auf die Suche nach einem neuen Königreich geschickt, das Ludwig kaufen könne. Nach Kreta und Kypros, auf die Ionischen und die Kanarischen Inseln. Da giebt es kein unbotmäßiges Parlament, keinen Minister, der seinem Herrn Gewissensbedenken vorwinselt; da gleißt in ewigem Sonnengefunkel die Krone und der im Purpur oder Goldpanzer auf Gipfeln Träumende braucht seine Nacht nicht durch erkünsteltes Mondlicht zum bleichen Tag zu hellen. In geschäftiger Hast wird da, ohne zages

Säumen, jeder Befehl ausgeführt, jedes Todesurtheil noch in der Stunde der Unterschrift vollzogen; trügt nicht schnödes Gaukelspiel den Träger göttlicher Gnade. Die Schatzkammern blinken von Gold, jede Königslaune lebt sich nach Willkür aus und statt des Würzweines dringt das Jammergeheul zerquälter Menschheit ins lechzende Blut.

Löher hat die Reise gemacht; und hat sie beschrieben. Den Krankentraum eines im Kern edlen deutschen Königs, den fromme Einfalt zu den Bereitern des Reiches zählt. Einen Traum, der, nach dieses Königs herrischem Willen, dicht vor der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts in der Welt nüchterner Vernunft Wirklichkeit werden sollte.

Nie aber werden konnte; dem Bayernvolk und seinen Wittelsbachern zum Heil. Einundvierzig Lenze hatte Ludwig gesehen, als er die Macht verlor und das ihm dadurch entwerthete Leben, wie ein abgetragenes Gewand, von sich warf. Der selten gesäuberte, dem Licht und der Luft des Tages entzogene, zu reichlich gespeiste und getränkte Leib war gedunsen, die Umgangsform im steten Verkehr mit Rüpeln verplumpt, die einst so empfindliche Nase an Unraths Brodem gewöhnt; nur das Antlitz hatte, unter der gelblichen Fettschicht, die Spur alter, junger Schönheit bewahrt und das dunkel glänzende Auge blitzte und wetterte drüber hin wie von Blutnebel eingeschleierte Sonnengarben über eine verwüstete Landschaft. Das war der Mann nicht mehr, den, schlank und hoch, auf vollblütigem Roß, im Prunkwagen zwischen dem Troß glitzernder Hofdiener, zwischen Fackelträgern im üppig geschmückten

Schlitten, die Bayern für eines Augenblickes Dauer erschaut hatten. Nur das Zerrbild noch ihres Märchenhelden. Doch der geliebte König; noch immer. Weil er sich nicht unter die Fuchtel der Priester duckte, für Kunst und Wissenschaft ein Herz zu haben, die Firnen und Thäler der Heimath zu lieben schien, Döllinger und Pfretzschner gegen die Wuth der Klerikalen geschützt und sein Ohr nicht dem Ruf Deutschlands getäubt hatte. Nur deshalb? Nein: weil er beinahe unsichtbar gewesen war und die Menge sein Sinnen und Wollen nicht ahnen konnte. Wäre er dem Rath Bismarcks, den noch aus Neuschwanstein das Flehen des schon vom Schwersten Bedrohten suchte, gefolgt, nach dem Rückzug der Kommission in die münchener Reichsrathskammer geeilt, hätte er vor dem Volk seine Verschwendersünde gebeichtet: er wäre unüberwindlich gewesen, unantastbar; hätte mit seines Ansehens Leuchtkraft den Oheim Luitpold besiegt. Zu solcher Leistung aber waren die zerrütteten Nerven nicht mehr zu straffen. Wenn sichs nur um die Schulden gehandelt hätte, um das vergeudete Geld! Doch auch alles Andere wäre ans Licht gekommen: Mißhandlungen, Raub- und Mordpläne, widrige Sexualien und der Wille zum Landesverrath. Alles, was die krankhaft ausschweifende Phantasie dem Tagebuch anvertraut hat. Ein noch glimmendes Fünklein mag den Irren vor diesem Wege gewarnt, ihm die Gewißheit ins Hirn gesandt haben, daß die mächtige Schaar seiner Feinde, wenns um ihr Leben ging, kein Wehrmittel scheuen würde. Lieber den Tod. Mit der Urkraft des Starken, ums letzte Heil Ringenden würgt

er den Arzt, drosselt ihn, bis des Lebens Athem entwichen ist; und verröchelt unter dem Wasser. Das vermag er noch; weil er nicht ohne den Königsnimbus wandeln, nicht im Käfig verthieren will und weil unversiechte Leibesstärke in dieser Schicksalsstunde den Wunsch bedient. Die Sektion hat ergeben, daß Ludwigs Gehirn degeneriert, doch sein Körper in allen Hauptorganen gesund war. Stämmig lag der Tote unter der blauseidenen Decke und der Jasminstrauß, den Elisabeth von Oesterreich aus Possenhofen geschickt hatte, schien von der Brust eines siechen Riesen zu duften.

Wann ist der Geist des Bayernkönigs erkrankt? Ward ihm die Paranoia vererbt? Pelman schreibt: »Schon früh zeigte er sich excentrisch und leicht verletzlich; und die Erziehung war nicht dazu angethan, die krankhafte Veranlagung des Prinzen in gesunde Bahnen zu leiten. Wann seine eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestimmen.« Kowalewskij: »Ludwig hatte Vorfahren mit zweifelloser Belastung des centralen Nervensystems. Er wurde durch die Erziehung nicht von seiner krankhaften Anlage abgelenkt. Auf die Gehirnnerven des Königs hat auch das Narkotikum der wagnerischen Musik gewirkt. Er hatte schon von der Natur das krankhaft träumerische und phantastische Wesen erhalten: Gaben, die seine glänzenden geistigen Fähigkeiten durch Phantasiegebilde erstickten. Der Verstand unterlag und die Geisteskrankheit entwickelte sich.« Wann? Das Gutachten der Psychiatiker Gudden, Grashey, Hagen, Hubrich spricht

nur von einer schon lange währenden, seit vielen Jahren vernachlässigten Krankheit, die unheilbar geworden sei und in Blödsinn enden müsse. Ein von dem Zwanzigjährigen an Richard Wagner geschriebener Brief läßt ahnen, wie früh diesem Hirn die Hemmung geschwunden ist. »Erhabener, göttlicher Freund! Kaum kann ich den morgenden Tag erwarten; so sehne ich mich nach der zweiten Vorstellung (des ‚Tristan') schon jetzt. Sie schrieben an Pfistermeister, Sie hofften, daß meine Liebe zu Ihrem Werk durch die in der Tat etwas mangelhafte Auffassung der Rolle des Kurwenal durch Mitterwurzer nicht nachlassen möge. Geliebter! Wie konnten Sie nur diesen Gedanken in sich aufkommen lassen? Ich bin ergriffen, begeistert, entbrenne in Sehnsucht nach wiederholter Aufführung. Dies wunderbare Werk, das uns Dein Geist erschuf! Wer dürft' es sehen, wer erkennen, ohne sich selig zu preisen? Das so herrlich, hold, erhaben mir die Seele mußte laben! Heil seinem Schöpfer! Anbetung ihm! Nicht wahr, mein theurer Freund, der Muth zu neuem Schaffen wird Sie nie verlassen? Im Namen Jener bitte ich Sie, nicht zu versagen, Jener, die Sie mit Wonne erfüllen, die sonst nur Gott verleiht. Sie und Gott! Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reich der Weltennacht verbleibe ich Ihr treuer Ludwig.« Ein Hirnarzt, dem dieser Brief, als eines regirenden Königs, vorgelegt worden wäre, würde nicht zweifeln: Psychose. Von Wagner ist Ludwig nie ganz losgekommen (wie Nietzsche, der noch in der Zeit völliger Umnachtung manchmal den Namen des einst Vergotteten, dann zu den Komoedianten Gewiesenen flüsterte).

Seltsam und für den Psychiater wichtig war auch Ludwigs, des Sadisten, Verhältnis zu Sacher-Masoch, dem er anonyme Briefe schrieb und den er nach Tirol lud. Ernste Hofleute behaupteten, Wagner habe Ludwigs Weiberhaß genährt, weil er fürchtete, eine Königin oder Geliebte werde ihm die Herrschaft über den König streitig machen. Hohenlohe schreibt am fünfzehnten April 1865 an die Königin Victoria von England: »Wir haben den liebenswürdigsten Monarchen, der mir noch je vor Augen gekommen ist. Er ist eine durchaus edle, poetische Natur. Dabei fehlt es ihm nicht an Verstand und Charakter. Ich hoffe, daß die Aufgaben, die ihm während seiner Regirung bevorstehen, nicht seine Kräfte übersteigen möchten.« Drei Jahre danach sagt er zu Stosch: »Der junge König zeigt die merkwürdigste Mischung von voller Unkenntniß des wirklichen Lebens mit einer sehr großen geistigen Befähigung.« Im Februar 1875 schreibt er an Bismarck: »Ich kann nach meiner Kenntniß der Individualität des Königs Ludwig nicht unbedingt bejahen, daß der König bewußter Weise das selbe Ziel mit uns verfolgt. Ich kann nur sagen, daß Seine Majestät klug genug ist, um die Gefahr zu ermessen, die ihm die klerikale Politik in Bayern bereiten könnte.« Dann, schon im Jahre 1875: »Die Führer der ultramontanen Partei sind übrigens, wie ich zu wissen glaube, mehrfach der Frage näher getreten, ob nicht im gegebenen Augenblick der König durch den Prinzen Luitpold oder Ludwig am Steuer des Staates zu ersetzen sein würde. Vielleicht hat man dabei an das Recht des Papstes gedacht, das ihm die Befugniß einräumt, Fürsten

zu entsetzen. Die Zurückhaltung, die der König, trotzdem manche Theile des ultramontanen Programmes ihm zusagen mögen, bisher dieser Partei gegenüber beobachtet hat, könnte den Gedanken nahlegen, daß jene Pläne dem König bekannt geworden sind. Immerhin lassen sich die Entschließungen des Königs nicht voraussehen.« Chlodwig, der sich, als mediatisirter Reichsfürst, nie dem König unterthan fühlte, hat ihn noch damals also für regirungfähig gehalten. Von Ludwigs deutschem Nationalgefühl aber niemals Rechtes gehofft. Im Reichstag warnt er die Parteigenossen, »die nationalen Sympathien des Königs für so kräftig zu halten, daß man sich darauf verlassen dürfe.« Und notirt vergnügt Roggenbachs Wort, einen König von Bayern, »der wegen Zahnschmerzen die Kaiserkrone anbiete«, werde man nie wieder finden. Was ist Wahrheit? Wittelsbach, Wettin und Hohenzollern: aus diesen Häusern kamen Ludwigs nächste Ahnen. Der Großvater ein schlauer, im Innersten von allen Pflichtfesseln gelöster Phantast, der Vater ein nüchtern gewissenhafter Regent; die Großmutter eine ernestinische Wettinerin, die Mutter eine hübsche Base Friedrich Wilhelms des Vierten, deren Phantasie gern über die enge Schranke des Geistes hinwegschweifte. Das Produkt dieser Blutmischung? Wer den Hünen in der Uniform des Vierten Regimentes der Chevauxlegers sah (und nicht auf den schwankenden Gang, den Hahnenschritt achtete), konnte ihn für den männlichsten Helden halten. Doch dieser an Körperkraft stärkste Mann Bayerns war im Königswillen lahm, unfähig zu ernstem Entschluß und im Nervenleben und

Geschlechtsempfinden ganz weiblich. Eine hohe Seele und ein edles Genie? Vielleicht; sicher, wenn ers sein wollte, ein Charmeur. Daß sein Geist schon, als er den Thron bestieg, zerrüttet war, kann heute kaum noch bezweifelt werden. Danach wäre auch seine Verachtung der Volksgunst, seine Parteinahme für Döllinger und die kalte Gleichgiltigkeit zu beurtheilen, die er zeigte, als ihn, im Februar 1875, der Erzbischof von München in einem Hirtenbrief angegriffen hatte. Seine Mutter war, dem alten Kaiser zu Leid, katholisch geworden. Mag sie; der König, der Wagners Protestantismus als den liberaleren Glauben gefeiert hatte, dünkte sich hoch über so dumpfigen Thalstreit erhaben. Zu politischer Lebensart hatte er keinen Blutstropfen in den Adern. Als der nächste Morgen den Ausbruch des deutschen Krieges bringen konnte, fuhr Ludwig zu Wagner in die Schweiz; während der Deutsche Bund zerriß, bebrütete der König Sempers Baupläne. Und in seinen Briefen steht kein staatsmännisches Wort.

Prinz Luitpold hats schwer gehabt. Ihm wurde zugetraut, daß er die Entthronung des Neffen gewünscht und erlistet habe, der dem Volk der schöne, einsame, von Priestern und Schranzen bedrängte Idealist, der hehre Verächter des Hofgetriebes, der Förderer schaubarer Künste geblieben war. Der Regent wurde gehaßt (wie Georg von Sachsen, weil er der Kronprinzessin Luise, die auch als Pfaffenopfer galt, die Thür gesperrt hatte) und durfte sich nicht in alle Provinzen Bayerns wagen. Schon in der Kriegszeit war er als Erzklerikaler ver-

schrien, undeutscher Gesinnung bezichtigt worden und wurde in Versailles, als Preußenfeind, scheel angesehen. Gebietszuwachs, eigene Armee und Post, völkerrechtliche Sondervertretung und Kontrole der berliner internationalen Politik: Bismarck war in heller Wuth. (Allen Fürsten so gram, daß er an seine Johanna schrieb: »Wenn man zu lange Minister ist und dabei, nach Gottes Fügung, Erfolge hat, so fühlt man deutlich, wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß Einem allmählich höher und höher, bis ans Herz, steigt; man gewinnt keine neuen Freunde, die alten sterben oder treten in verstimmter Bescheidenheit zurück und die Kälte von oben wächst, wie Das die Naturgeschichte der Fürsten, auch der besten, so mit sich bringt; alle Zuneigungen aber bedürfen der Gegenseitigkeit, wenn sie dauern sollen.«) Er hielt Luitpold für den Vater der Forderung, das deutsche Kaiserthum zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern erblich alterniren zu lassen. Die Mehrheit der Norddeutschen sah in dem Prinzen den schwärzesten Feind und selbst Hohenlohe rieth dem Grafen Berchem, »sich ganz auf dem blauweißen Standpunkt zu halten, schon wegen der Stellung zum Prinzen Luitpold.« Der Oheim Rheinbündler und Partikularist, der Neffe deutscher Patriot ohne Eigennutz: so war die Meinung. Und doch hatte Ludwig schon nach Königgraetz an Wagner geschrieben: »Wenn wir unter Preußens Hegemonie zu stehen kommen, dann fort! Ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein!« Gegen Preußen hatten ihn der Großohm Karl und die Bayerin Elisabeth, Franz Josephs Frau, gestimmt. Vom Franzosenkrieg,

zu dem Pfordtens Wort ihn schon in Nikolsburg verpflichtet hatte, erhoffte er eine beträchtliche Gebietserweiterung und das Recht auf die Kaiserwürde, die, wenn das Alternat angenommen war, den Wittelsbachern, als der »vornehmsten Dynastie«, vor den Hohenzollern zufallen mußte. Luitpold hat alle Vorurtheile entkräftet. Lange zwar hatte er geglaubt, Oesterreich werde, nur Oesterreich könne die deutschen Stämme einen. Doch der alternde Herr hat sich schnell in den neuen Zustand geschickt. Der Sohn Ludwigs des Ersten, der Preußens Luise besang, ist kein Preußenfeind geworden; auch der Herrschaft des Klerus nicht hörig. Grandseigneur und doch einfach; im äußeren Habitus lange so ärmlich, daß münchener Witz ihn als den Wurzelsepp bespöttelte. Gebildet und klug (die Legende, die ihn beschränkt nannte, hat gelogen) und doch von schlichter, freundlicher Herzensart. Ein bescheidener Mann, der sich niemals in den Blickpunkt vordrängt, der Hofprunk und Ceremoniale als Last empfindet und zu schweigen versteht. Ein deutscher Fürst und treuer Regent. Daß er in der Schicksalsstunde des Jahres 1886 den Muth zum gefährlichsten Entschluß fand, muß Bayern ihm danken. Und hats, nach einem Vierteljahrhundert der Reichsverweserschaft, dem leisen Greis laut gedankt. Luitpold wird wie ein uralter Vater geliebt; und Ludwig ist nur noch eines irren Märchenkönigs durch Klüfte spukender Schatten.

Bismarck, der mit sich selbst und mit seiner wechselnden Vision zu leidenschaftlich beschäftigt war, um die Menschen nüchternen Auges wägen zu können, hat auch Diesen ver-

kannt. Ludwig von Bayern schien ihm »ein geschäftlich klarer Regent von national deutscher Gesinnung, wenn auch mit vorwiegender Sorge für die Erhaltung des föderativen Prinzips der Reichsverfassung.« Schien ihm manchmal wohl gar zuverlässiger als Friedrich von Baden. Wir wissen heute, daß er geirrt hat. Im Kriegsjahr hatte sich ihm die Möglichkeit geboten, in Preußens, in Alldeutschlands Interesse dem Bayernkönig einen Dienst von kaum überschätzbarer Tragweite zu leisten. Seitdem nannte Ludwig, der die eigenen Minister oft wie Lakaien oder Hunde behandelte, sich in Briefen seinen »aufrichtigen Freund«, überhäufte ihn, wenn der Kanzler zur Kur nach Kissingen kam, mit Huldbeweisen und war jedem Wunsch des Großen willfährig. (Das, dachte er, ärgert den Kronprinzen, der Bismarcks Feind ist und der nach dem Einzug der Truppen im Gespräch mit bayerischen Offizieren die Absicht angedeutet hat, die Reichseinheit, allem Gezeter blinder Partikularisten zum Trotz, noch im ersten Jahrzehnt fester zu kitten.) Der Kanzler war von Fürstengunst nicht verwöhnt, nicht unempfänglich für immer erneute Zeichen königlicher Anerkennung; er sah in Ludwigs persönlicher Anhänglichkeit ein Gut von höchstem politischen Werth und hatte die Schwierigkeit, die Bayerns Schwanken und Irrlichteliren ihm in den Tagen der versailler Entscheidung schuf, schnell, wie alles ohne Gemüthsverbitterung Abgethane, vergessen. Ludwigs Forderung, das deutsche Kaiserthum solle zwischen den Häusern Wittelsbach und Hohenzollern erblich alterniren, fand er »außerhalb des Gebietes politischer Möglichkeit lie-

gend«. Konnte aber nicht wissen, daß der König schon eine goldene Staatskarrosse bestellt hatte, die ihn zum Fest der Kaiserkrönung tragen sollte; nicht errathen, daß dieses Königs Hirn längst ins unheilbar Krankende entartet war.

Heute noch den armen Ludwig als Romantiker, Idealisten, Schirmherrn deutscher Freiheit und Reichseinheit zu rühmen, ist unklug; unklüger, der motorischen Kraft nachzuforschen, die ihn trieb, dem Zollern den Kaisertitel anzubieten. Politik? Fast noch langweiliger als die Weiber. Er wollte sich, sein Königsrecht auf jeden Bezirk der Genüsse; und durfte sich, in dem vom Dünkelgeträhn dem Blick verhüllten Bewußtsein reizbarer Schwachheit, keinen Starken verfeinden: den Kanzler nicht noch diesen in der Münzstätte des Liberalismus hergestellte Oeffentliche Meinung. Vertragsbruch und Kampf um den Kaiserrang? Ein Lächeln entrunzelt die Stirn. Und der Kranke kriecht ins warme Glasgehäus seines Traumes.

JOHANNES.

Sorge und Sehnsucht eines rathlos im Dunkel irrenden Stammes schafft sich, nach langem, von bangen Seufzern nur und von dumpfen Regungen zaghaft rebellischen Grolls unterbrochenem Schweigen, eine Stimme. Einem Einzigen gab der geizende Gott, zu sagen, was Alle in stummer Qual leiden, in eines Einzigen Seele wirkt die den ganzen Stamm bedrückende Last, wirkt das den Schwächeren krümmende Gewicht einer Sorge und einer Sehnsucht das Wunder müheloser Erkenntniß. Er hat das von Alltagsgeschäften erfüllte Leben der Stammesgenossen nicht mitgelebt, kennt die Welt kaum, der er zum Heil den Weg weisen will, hat die Lüste und Laster, die heimlich den Körper seines Volkes zernagen, nie in der Nähe gesehen und fühlt im Innersten dennoch, was diesem Volk fehlt, was in Thränen ihm Trost und in finsterer Wüste ein die Hoffnung herbeiwinkendes Licht werden kann. Woher kam ihm die Wissenschaft? Einer in kindlichen Vorstellungen lebenden Volkheit ist jeder Denker, der auf höherer Warte steht als der Troß und tiefer in die Klüfte der Menschenseelen hinabzuschauen vermag als das Gehudel im engen Thal, göttlichen Ursprunges; sie kennt nicht Weise, kennt nur

vom Schöpfer aller Dinge entsandte Propheten: nur vom Himmel kann die Kraft stammen, die einen Einzelnen über die Menge erhöhte. Diese Gewißheit schmeichelt der Schwäche und beschwichtigt den Unmuth, der in Kleinen beim Anblick ragender Größe immer erwacht. Der von Gottes Gnade ein Amt und zum Amt die Stärke empfing, kann selbst den Kraftlosesten wohlgefällig sein, denn sie brauchen sich an ihm nicht zu ärgern, nicht neidisch auf ihn zu blicken, als auf Einen, dessen Willkür die Grenzen der Menschheit verrückte. Das haben die Priester früh erkannt und ihren Zöglingen, den Königen, die nützliche Kunde ins Ohr geraunt. Der im Lande der Stummen mit einer weithin tragenden Stimme Begabte spricht, spricht so furchtlos und laut, wie es die Pflicht ihm gebeut, und die um ihn wachsende Masse, die mählich nun auch wieder zu stammeln wagt, nennt ihn Jehochanan, den von Gott dem auserwählten Volke Geschenkten. Er aber weiß, daß auf keines Berges Höhe ein Gott ihm den Sinn seiner Sendung sagte, weiß, daß er in einsamem Wachen nach Wahrheit gerungen, in sternloser Nacht ein Lichtlein gesucht hat und daß ein scheuer Menschenfuß strauchelnd die schmale Straße ertastete, die den ganzen Stamm nun ins helle Land der Wahrhaftigkeit führen soll. Er ist einsam im Schwarm, denn leise frißt an seinem Glauben der Zweifel, ob er, von frommem Wahn nicht genarrt, den rechten Weg gewählt, ob er die eigene Kraft nicht zu hoch geschätzt hat, da er sich zum Führer erkoren wähnte. Ganz sicher ist er, ganz fest im Glauben, nur, wenn er zur Reinigung ruft, wenn er nachspricht, was vor

ihm heilige Männer verkündet haben. Ihnen will er ähnlich sein, weil nur die Vergangenheit Gewisses lehrt und kein Sterblicher Künftiges enträthseln kann. Seine Rede wird bitter wie die der Alten, sein Zorn waffnet sich, wie die Wuth der Ahnen einst, wider die Satten und Trägen, die reichen Schlemmer und Prasser, deren Leben leer ward und die aus den unersprießlichen Genüssen der Zeitlichkeit kein sehnsüchtiger Wunsch auf die Gletscher lockt, wo der Geist frei wird und frisch und fähig, Ewiges zu erfassen und in Ehrfurcht schaudernd des irdischen Lebens letzten Zweck zu empfinden. Der unfrohen Botschaft lauschen die Bedrängten, lauscht das kummervolle Heer der Kleinen, die nicht in Freiheit erwuchsen, nicht an der Tafel der Freuden mitschmausen durften, und der Strahl, den sein eiferndes Wort in ihrem Auge entzündet, wirft in die von Zweifeln zerquälte Brust des Einsamen den ersten beglückenden Widerschein; und weckt das Wonnegefühl des zu großem Wirken Berufenen.

Doch das Frohgefühl währt nicht lange. Kann Der fröhlich sein, der das Gefolge zwar zum Zorn zu entflammen, in die Herzen aber nicht den Keim der zärtlichsten Regungen zu pflanzen vermag, der wohl weiß, was seinem Volke fehlt, dessen Blick das Fehlende aber ringsum vergebens sucht? Der Erbe des alten Prophetenmuthes rief zur Reinigung und zur Buße, denn nah sei, so sprach er, der Tag, da der höchste Richter die Seelen wägen und den reinen die Seligkeit bescheren werde. Das Volk glaubte dem Wort, that Buße und reinigte sich, aber der Tag des Gerichtes wollte nicht dämmern:

Finsterniß lag über dem Land und kein Engel stieg mit trösten-dem Gruß von der Himmelsfeste herab. Wenn die Weissagung trog? Wenn der edle Eifer des Predigers in der Wüste kein dünnes Hälmchen aus dem Erdreich zu locken, keinen win-zigen Hoffnungschimmer herbeizuwinken vermochte und der Ewige spöttisch nur auf das irrende Mühen des kleinen Men-schen herniederlächelte? Schon ermüdet in der Menge die Büßerwuth, schon murrt die anschwellende Schaar der Un-geduldigen . . . Da dringt in das aufhorchende Ohr des un-ruhvollen Führers von fern her ein leiser Ton, wie von einer rein gestimmten Zither ein verflatterter Klang; Cymbeln und Schalmeien verstärken den Schall, der im Wachsen noch lieb-lich bleibt und sich mit nie gekanntem Reiz in den Sinn schmeichelt. Es klingt so zärtlich wie das Lied einer Mutter, die im Dämmerschein an des Kindleins Wiege singt, so hold wie der Lockruf der Liebenden, die ihres Knaben harrt, so weich wie das Schluchzen des ernsten Mannes, der sich der Thräne nicht schämt. Sorge und Sehnsucht schwindet den Lauschenden, der letzte wehmüthige Seufzer verhallt, — und nun klingt es wie ein Hochzeitmarsch, wie der frohe Chor junger Stimmen, die den Bräutigam in die Kammer der Be-benden geleiten. Und der süße Zauber nie vernommener Töne weckt die schlummernde Natur aus der Winterdürre und es ist, als sei mit seinem Blüthensegen plötzlich der Lenz ins Land eingekehrt. Lange umdüsterte Mienen erhellen sich, die bange Spannung weicht, hoffend wenden die Blicke sich zum Wärme und Leben spendenden Licht und auf der

feuchtenden Thränenspur erblüht, wie ein Knöspchen im Thau, ein Lächeln. Was kein wider die Sünder geschleuderter Fluch, was keine zornige Mahnung zur Buße wirkte, wirkt nun ein milder Frühlingsfeierklang: die Eisrinde schmilzt, die so lange die Seelen beengte, und mit der Hoffnung zieht wärmend Zärtlichkeit in die Herzen ein. Ist Das der angstvoll erwartete Tag des Gerichtes? Hat der hinter Wolkenschleiern thronende Gott, der bis ins vierte Glied Rache zu üben drohte, sich gesänftigt, in allumfassender Liebe den Schwächsten, den im frommen Werk Säumigsten gar sich geneigt?

Den Einsamen überläufts; er wendet den Schritt aus dem Lager der Jubelnden und erlebt nun die stillste, die schwerste Stunde. Denn er erfuhr, wie das Wunder geschah, dessen Zeuge er staunend war. Ein Anderer hatte vollbracht, was er selbst vollbringen zu dürfen gehofft, ersehnt hatte, einem Anderen wies zum Ziel der Höchste die Richtung; ein anderes Werkzeug war erwählt worden, dem göttlichen Willen den Weg zu bereiten. Kennt Ihr den Schmerz Eines, dem zum großen Werk der Trieb und der Wille, aber nicht die Kraft ward und der nun sehen muß, wie der Stärkere mühelos schafft, wo sein eigenes Mühen unfruchtbar blieb? So mochte er die Menge fragen, die ihm früher folgte und die nun zerstiebt, da im Hochzeiterjubel der Bräutigam naht. Sie hätte ihn nicht verstanden, hätte ihn wohl gar einen Neidhart gescholten, der grollend seine Kraftlosigkeit begreint. In ihm bohrt nicht der Neid; er ist bereit und entschlossen, den Grösseren innig zu lieben und durch diese Liebe sich von

dem Fluch der Unfruchtbarkeit zu befreien. Aber er braucht Zeit, braucht Ruhe, um den Schmerz niederzuringen und im Innersten Klarheit zu finden: dann wird er, der schwach schien, der Stärkste sein, der Sichere, der sich anbetend beugen kann, ohne klein, ohne schwächlich zu scheinen. Er entschwindet dem Auge der zerstreuten Gemeinde. Doch dem Tapferen, der sich selbst überwand, folgt nachhallend der Ruhm: der Große, Glückliche, der Vollender des Werkes, preist, da er sich Ahnen sucht, ihn als den Wegbahner, den Brecher des alten Bannes, den Entbinder des neuen Glaubens. Und den Verschollenen, gegen den hastige Hände schon Steine hoben, nennt die Stimme der Masse, nennt aufjubelnde Sehnsucht nun wieder Jehochanan, den von Gott dem Volk Geschenkten.

Herodes der Große (eine Zeit, der Grausamkeit Größe schien, hieß den schlauen, gewissenlosen Emporkömmling groß) war im Wüthen gestorben. Ihn überlebte der aus Gold und Marmelstein gethürmte Prunkbau des jerusalemitischen Tempels und der Haß, den der Edomit, der Enkel heidnischer Askalonier, in die Herzen der Juden gesät hatte. Sein Reich zerfiel; statt des jüdischen Einheitstaates gab es bald die von Tetrarchen beherrschten Provinzen Judaea, Samaria, Galilaea, Peraea; und als der in Jerusalem schaltende Herodessohn sich gar zu übel aufführte, wurde er nach Gallien verbannt und ein römischer Prokurator zog in Judaea ein. Noch in dem zerstückelten Land lebte aber das Gefühl enger Gemeinschaft, das bis auf unsere Tage die Völker an Israel Aergerniß nehmen

läßt. Wer nur die Evangelien kennt, kann sich von den Krämpfen, die den zerfetzten Leib dieses merkwürdigsten aller Völker damals in unruhigen Zuckungen umherwarfen, keine Vorstellung machen; die Evangelien geben einen vom milden Temperament der Betrachter sanft gefärbten Hintergrund, geben nur eine lyrische Krankenstubenstimmung, die sich wie feines, feuchtwarmes Nebelgespinnst um die Sinne schmiegt. Diese Stimmung lebte in der kränkelnden Welt Sems, aber sie füllte sein Leben nicht aus und die Geschichtschreiber haben, von Josephus bis auf Renan, gezeigt, wie wenig die Wirklichkeit dem friedsam idyllischen Bilde glich, in dessen Landschaft die Evangelisten die zarte Duldergestalt des Heilands gezeichnet haben. Leise bald und bald lauter tobte im Hebräerlande der Bürgerkrieg; der große Bedrücker war tot und die Hoffnung, mit den kleinen Tyrannen leichter fertig zu werden, ließ immer neue Parteien, Sekten und Gruppen entstehen, die Eins nur vergaßen: daß hinter den Kleinen schützend Roms Großmacht stand. Mochten die Juden mit ihren idumaeischen Fürsten hadern: Das waren Provinzkonflikte, auf die der stolze römische Bürger verächtlich lächelnd herabsah. Das Lächeln wäre freilich von der gerümpften Lippe gewichen, wenn er tiefer zu sehen und die geistige Entwickelung zu erkennen vermocht hätte, in deren Verlauf ein kleiner, kaum beachteter Stamm zum Vernichter des Römerreiches heranreifte. Doch weder Tiberius noch seine Landpfleger Valerius Gratus und Pontius Pilatus ahnten, daß hier das Innerste eines Volkskörpers Wehen erschütterten, aus denen

dem für Jahrtausende wichtigsten Theil der bewohnten Erde ein neuer Glaube entbunden werden sollte; Keiner empfand, in Rom nicht und nicht im üppigen Palast der syrischen Prokuratoren, daß in der Massenpsyche der Söhne Abrahams eine Weltanschauung wurde, die den Römertrotz brechen, der Römermacht die Weltherrschaft entwinden werde, — waffenlos, mit einem Buch und dem brünstigen Glauben an dieses Buches frohe Botschaft als einzigem Kriegswerkzeug.

Und doch fehlten die Zeichen nicht, die selbst blöden Augen die Gefahr künden konnten. Dürfen wir aber, auch wenn wir die Erfahrungen hellerer Tage zum Maßstab unserer Forderungen machen, ernstlich erwarten, ein Verweser des fernen Caesars habe sich um das Treiben der Pharisäer und Sadduzäer bekümmert, der leisen Minirarbeit der Hellenisten nachgespürt und über die Wirkungen, die Platoniker und Bekenner der Stoa in der Stille auf Israels gierig lauschende Intelligenz übten, Berichte nach Rom gesandt? Von der einsamen Höhe, wo die Machthaber sich auf weichem Pfühl strecken, sieht man die Blasen nicht, die sich während eines Prozesses geistiger Gährung bilden. Ein vornehmer Römer hätte die Zumuthung lachend zurückgewiesen, er solle die unruhigen Köpfe ernst nehmen, die mit allerlei buddhistischer oder hellenistischer Weisheit da unten das Volk fütterten, oder sich gar für die Wunderlichkeiten interessiren, die irgendein Hillel, Philon oder Apollonius von Tyana (und wie all die Schaumschläger sonst heißen mochten) geschäftig den Darbenden vorsetzte. Das Alles war im Grunde ja ungefährlich und gehörte, als un-

politische Kurzweil der Müßiggänger, nicht in die Pflichtensphäre der Verwalter. Rom war die Hauptstadt der Geisteswelt: was von Rom nicht anerkannt, nicht für den Erdkreis geweiht worden war, konnte nicht dauern; und der Judenstaat würde unter straffer Zucht schon wieder zu Ruhe und Ordnung gelangen. So denken die politischen Beamten noch heute, so haben sie damals gedacht, werden sie immer denken und niemals merken, daß unter der Oberfläche, die ihr hastig von der Höhe herabschweifender Blick überfliegt, eine Idee keimen, ein Gedanke ans Licht drängen kann, der morgen vielleicht den Kreis des Empfindens erweitern und eine neue, die kommenden Jahrhunderte beherrschende Vorstellung schaffen wird. Der Blinden Strafe ist ewiges Vergessen: ihre Namen und Titel wecken im Ohr später Geschlechter keinen Widerhall und die Blätter, auf denen ihre einst von gefälligen Dienern laut gerühmten Thaten verzeichnet sind, zerfallen in Staub. Die politischen Aufruhrversuche, die in den Ländern der Tetrarchen und Prokuratoren kraftlos gegen die übermächtig Herrschenden wütheten, sind, wie das leichte Vollbringen ihrer Ueberwinder, längst in Nacht getaucht und der Gelehrte nur gräbt beim Schein seiner Lampe ihre kaum noch deutlich erkennbare Spur aus dem Schutt. Die Erinnerung an die geistigen Kämpfe der keiner anderen vergleichlichen Zeit lebt befruchtend heute noch im Gedächtniß aller Menschen, in deren Bewußtsein je ein Windhauch des Christgedankens drang, und sie wird im Allerheiligsten, in der Kammer der ehrwürdigsten Schätze, fortleben, wenn der aus heißerer Zone stammende

Gedanke selbst über Erwachsene keine Gewalt mehr hat und neben anderen verblichenen Jugendgewanden menschlicher Vorstellungmöglichkeiten, sauber gefältelt, gebettet, ruht. Der Geist, den die Kaiser und ihr Gesinde, die Könige und die Königischen gering schätzten, hat Rom besiegt; das Feuer, das im Osten entfacht ward, hat langsam erst und dann schnell, mit furchtbarem Prasseln, das prunkvoll übertünchte Gebälk der Römerherrlichkeit versengt und in Asche verwandelt.

Es war ein Feuer. Und ehe in Galilaea, auf Nazareths Höhe, das große Licht himmelwärts flammte, sah ein redlich suchendes Auge schon die Rauchsäule, die nicht vom jerusalemitischen Brandopferaltar in die Lüfte stieg und keinen Blutgeruch auf die reine Höhe trug . . . Kann erhitzten Hirnen ein Rauchwölkchen entflattern? Kann die Kraft auf einen Punkt hin gedrängten Denkens, das sich Tag und Nacht an einer nie erlahmenden Hoffnung reibt, ein Feuer entzünden?

Wenn das Empfinden einer Zeit welk wird, wenn die festen Grenzpfeiler, die dem Denken so lange unstetes Schweifen wehrten, zu wanken beginnen und in den Thurmzellen ringsum die Lichter, die der Sehnsucht die Richtung wiesen, eins nach dem anderen verlöschen, dann überrennt im Dunkel die Vorstellung den müden Willen und ein Wunder wird möglich, weil es den von der Wirklichkeit Enttäuschten nothwendig scheint. Aus der Rathlosigkeit des Willens, der einer schwärmenden Vorstellung nicht mehr zu folgen, sie auch nicht zu bannen vermag, sind alle Krisen des Kollektivempfindens ent-

standen. Die im Brennpunkt des Lebens morsch gewordene Menschheit rastet erschöpft, blickt auf die durchmessene Bahn zurück und sieht in trüben, aus Blut und Unrath gemischten Lachen die geschichteten Leichen der Opfer, die während der langen Wanderung fielen. Ein wüstes Feld, das, so oft es überreichlich mit unreinlichen Menschlichkeitresten gedüngt ward, nun dürr scheint und mit dem Fluch ewiger Unfruchtbarkeit geschlagen. Kein Leuchtfeuer mehr, kein tief in den Boden gerammter Grenzstein, der auch dem Kurzsichtigen zeigt, was gut und böse, schön und häßlich, sittlich und unsittlich ist. Es ist, als müsse Alles neu gemacht werden; doch dem sehnenden Willen zum Neuen gesellt sich nicht die Schöpferkraft. Die Menschheit wird vom Ekel vor sich selbst gepackt, sie wittert die Spur ihrer Thaten und den Pestdunst zerreißt nur der schrille Schrei der Verzweifelnden. Ein beträchtlicher Theil weiß sich auch mit dieser Lage abzufinden, fängt zu handeln an oder geht auf Leichenraub aus. Die aber, die nichts aus alten Tagen gerettet haben und die auch früher vielleicht sich am rasch errafften Händlervortheil nicht freuten, verbannen sich selbst jetzt in dumpfe Geistigkeit und all ihr Sinnen und Trachten sucht nur das neue, in der Finsterniß unfindbare Lebensziel. Ist dieses Ziel schon erreicht? Mußte die alte Wahrheit zu Lüge werden, die alte Schönheit verblühen, weil der Weltuntergang naht und kein junger Tag je mehr Kains Enkel ans Licht locken soll? Oder kam nur die lange, finstere Nacht der Prüfung, der für die Bußfertigen bald ein noch unerschauter Glanz folgen wird? Ein Raunen erst, ein unruhiges Flüstern und Fragen; den gedämpften Chor der Zitternden übertönt da

und dort eine starke Stimme, die Zeichen deutet und Kommendes kündet; und endlich ein von Angst und Schmerz noch durchbebtes Jubelgekreisch, als wären in einer Minute tausend Mütter von der lebenden Last erlöst worden, die ihr Schoß kaum noch tragen konnte. Es ist die Stimmung der Wehennacht; nach bangem, von Seufzern und wimmernden Klagelauten nur unterbrochenem Schweigen geschäftiges Kommen und Gehen, vergnügtes Schwatzen und bethulicher Eifer. Israel hat diese Stimmung öfter als irgendein anderes Volk erlebt, denn seine Messiaswehen haben Jahrhunderte gewährt; doch nie kam die Stunde, da die Hebamme ihm das ersehnte Kind von der Nabelschnur schnitt, den Verheißenen, der Davids heilige Krone aufs Haupt setzen und die große jüdische Theokratie gründen würde. Die Harrenden trog immer wieder die Hoffnung; sie hatten Augen und sahen nicht, hatten Ohren und hörten nicht . . . Durch Israels ganze Geschichte zieht sich der Kampf des Geistes gegen das unersättlich nach Genuß lechzende Fleisch, alle Führer des Volkes mußten mit dem Schwert ihrer Rede wider die Macht des Goldenen Kalbes streiten und schließlich entstand gar eine Gelehrtenkaste, die eines unsauberen Tempels gleißende Pforte bewachte. Vielleicht hat dieser Kampf die Sinne verwirrt, daß sie in ihrer Sehweite Werdendes nicht mehr erkannten. Als Israel seine besten Söhne verlor, glaubte es sich von argen Verräthern befreit und der Stunde näher denn je, die den Gesalbten in der Glorie enthüllen würde. Und doch lebten dem kleinen Hebräerstamm starke Geister und doch hat die selbe speku-

lative Kraft, die im Aufspüren und Erjagen irdischer Schätze so emsig war, mit nicht minder zähem Eifer sich ins Uebersinnliche gewagt. Sie konnte des eigenen Volkes Sehnen nicht stillen, aber sie gab der Welt, in die dieses Volk für immer zerstreut werden sollte, das neue Licht. In schwüler Luft kann die Kraft konzentrirten Denkens, das sich Tag und Nacht an einer nie erlahmenden Hoffnung reibt, ein Feuer entzünden.

»Denn siehe«, so ließ der Prophet Maleachi den Herrn Zebaoth sprechen, »es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen; da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein und der künftige Tag wird sie anzünden und ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen. Euch aber, die Ihr meinen Namen fürchtet, soll aufgehen die Sonne der Gerechtigkeit und Ihr sollt aus- und eingehen und zunehmen wie die Mastkälber. Ich will Euch senden den Propheten Elia, ehe denn da komme der große und schreckliche Tag des Herrn. Der soll das Herz der Väter bekehren zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern, daß ich nicht komme und das Erdreich mit dem Bann schlage.«

Neunhundert Jahre waren verstrichen, seit Elias den letzten Seufzer that; aber noch immer wirkte in Israels besten Geistern, den Muth und die Hoffnung entfachend, die flammende Rede des heldischen Propheten von Gilead fort, der wider Ahab und Jesabel mit wildem Wort einst gewüthet und von des Karmels Höhe auf die Häupter der Trugpfaffen Bels den furchtbaren Fluch herabgesandt hatte. Der Gewaltige konnte

nicht tot, nicht für immer dem Blick entschwunden sein; seinen Wandel begrenzte nicht die kurze Zeitspanne, die das Leben kleiner Menschen hienieden umschließt. Feurige Rosse, so ging die Sage, hatten im Wettersturm ihn einst gen Himmel getragen und er würde, wenn die Zeit erfüllet ward, wiederkehren. Dann erst nahte dem von Messiaswehen durchzuckten Volke das Heil: der Mann aus Thisbe schritt erhobenen Hauptes vor Jahwes Gesandten einher, der das jüdische Weltreich gründen und die Völker der Erde dem allerhaltenden Judengott unterwerfen würde. Jede teleologische Vorstellung muß in Mystik führen, jeder Stamm, der sich zu besonderem Werk auserwählt glaubt, muß nach fruchtlosem Grübeln im Traumlande der Wunder anlangen. Israel glaubte in Inbrunst an seine mystische Berufung zur Weltherrschaft, das Auge schweifte suchend in die Glanzzeit der großen Propheten zurück und haftete in sehnsüchtiger Liebe an der vom Donner umtobten, vom Blitz umleuchteten Gestalt des Mannes, der den Feinden des Herrn Zebaoth ein Schrecken gewesen war und eher als irgendein Anderer geeignet schien, nach dem Wort des Amos die zerfallene Hütte Davids wieder aufzurichten, ihre Lücken zu verzäunen und sie zu bauen, wie sie vor Zeiten gewesen ist. Ihm mußte Jeder gleichen, an dessen Wirken die Hoffnung des Volkes sich klammern konnte: wie Elias, fern von der Gemeinde, in den felsigen Klüften des Karmel gehaust hatte, aus denen er in Gewittern nur hervorbrach, um falsche Priester zu züchtigen, alte Throne zu zertrümmern und neue Kronen zu verleihen, wie er einsam gewesen war, ein

Genosse wilder Thiere, der in dürrer Wüstenei karge Nahrung suchte und fand, so mußte Jeder fortan leben, der in der mythologischen Vorstellung des Volkes sich einen Führerplatz sichern wollte; und die fieberhaft bewegte Phantasie hatte die erste Stelle Dem bewahrt, der am Meisten dem Gedächtnißbilde des furchtbaren Richters und Rächers gleichen würde. Vielleicht war aus diesem Eliaskult die Sekte der Essener entstanden, die an den Ufern des Toten Meeres ihr finsteres Wesen trieb, mönchisch lebte, blutige Opfer verwarf und eine besondere Art dualistischer Anschauung hegte. Ihr durften nur Männer angehören, die sich alle Freuden des Fleisches versagten, sich mit der einfachsten Kost begnügten, weltlichen Herrschern keinen Eid leisteten und auf die thierischen Wonnen des Fortpflanzungaktes verzichteten; sie zogen die Waisen auf, deren Zahl in der Zeit nie endender Kriege und Aufstände unübersehbar war, ergänzten durch diesen Nachwuchs die vom Tod in ihre Reihen gerissenen Lücken und richteten ihren Sinn nur auf das Pflichtgebot innerer Reinigung, als deren sichtbares Symbol die heiligen Waschungen der Leviten im Mittelpunkt ihres Gottesdienstes standen. Ob ein Theil ihrer frommen Sitten aus Indien stammte, ob buddhistische Mönche, wie Renan annimmt, lehrend und bekehrend bis nach Judaea vorgedrungen waren, ob von Babylon, das ein Herd des Buddhismus geworden war, ein Funke bis ins Jordanland fliegen konnte, darüber steht dem Laien ein Urtheil nicht zu; sicher ist, daß der von Bodhisattwa begründete Sabismus, der dem Gläubigen vorschreibt, den Leib zu bestimmten Stun-

den ins Wasser zu tauchen, mit dem Wasserkult der Essener eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. In allen orientalischen Religionen waren Bäder und Waschungen wichtig, doch nie war ihnen unter den Israeliten die Bedeutung beigelegt worden, die ihnen die essenische Ordensregel gab; da wurde die Eintauchung des Leibes zur Taufe, die dem in den Schoß der Gemeinschaft Aufgenommenen erst die Weihe verlieh... Diesen neuen Ritus übernahm der Mann, der sein Wirken selbst an die Verheißung der alten Propheten knüpfte und in dem das Judenvolk bald den ihm wiedergeschenkten Elias sah. Es hieß ihn Jehochanan und das von griechischer Kultur berührte Abendland nennt ihn Johannes den Täufer.

Er trug nicht das weiße Gewand der Essener, nicht ihre Schürze und Hacke, war nicht so sanftmüthig wie sie gesinnt und enthielt sich nicht, nach ihrer Vorschrift, jeder Einmischung in weltliche Händel; doch näher als den großen politischen und sozialen Parteien der Sadduzäer und Pharisäer war sein Wesen diesem Orden verwandt, in den die tiefsten religiösen Kräfte der Judenheit sich geflüchtet hatten und der die Verinnerlichung des Gottesdienstes empfahl. Wer auf den Buchstaben der Evangelien schwört, wird in dem Asketenleben des Täufers nur die Erfüllung eines Nasiräergelübdes sehen. Aber der Mythos, den Lukas von Jehochanans Geburt erzählt, wird auf moderne Geister kaum noch tiefe Wirkung üben. Nach der altjüdischen Ueberlieferung war der Theil der Eltern an der Erzeugung besonders wichtiger Menschen oft zu Gunsten der göttlichen Hilfe eingeschränkt worden: Männer, die

nach dem Plan der Vorsehung im Leben des Auserwählten Volkes Großes vollbringen sollten, wurden oft als Spätgeborene, als Kinder greiser Eltern oder lange unfruchtbar gebliebener Mütter dargestellt; Isaak, Joseph, Simson und Samuel zeigen diese Neigung der hebräischen Sage, die alles Grobsinnliche, an den männlichen Beischlaf Erinnernde, aus dem von strengem Spiritualismus beherrschten Vorstellungbereich verbannte und Gottes übersinnliche Schöpferkraft im Frauenschoß das Zeugungwunder wirken ließ. Im Dämmerzwielicht der messianischen Legende, die der alten Ueberlieferung zum letzten Mal neue Lebenskraft gab, mag auch die Mär von Zacharias, dem Priester, und seinem Weibe Elisabeth gewachsen sein, denen, da sie schon bei Jahren waren, die Gnade des Herrn noch Frucht schuf. Die Namen der Eltern nennt uns nur Lukas; von dem Ruhm des Sohnes aber war um das Jahr 28 nach christlicher Zeitrechnung Palaestina erfüllt. Johannes, der in oder bei der kleinen Patriarchenstadt Hebron das Licht der Welt erblickt haben soll, entwich früh aus der Heimath in die Wüste Juda und lebte zunächst in der Gegend, wo sich, westlich vom Toten Meer, die Essener niedergelassen hatten. Er trug ein dürftiges Kleid aus Kameelhaar, gürtete die Lenden mit einem Lederriemen, nährte sich von Heuschrecken und wildem Honig und glich äußerlich den anderen jüdischen Anachoreten, die das große Beispiel des Elias aus der Gemeinschaft der Brüder lockte. Doch er glich ihnen nicht im Innersten. Josephus, der erzählt, Johannes sei ein wackerer Mann gewesen und habe die Juden ermahnt, in

Tugend, Gerechtigkeit gegen einander und Frömmigkeit sich durch einen Taufakt zu vereinen, der die Heiligung des Leibes bedeuten solle, schweigt, wohl um die nüchternere Weltanschauung römischer Leser nicht mit Wundergeschichten zu ärgern, völlig über die Messiasverkündung, die doch den Kern der Predigt des Täufers bildete. Was Johannes am Jordanufer sprach, war mit so inbrünstiger Sicherheit des Glaubens nie bisher noch in Israel verkündet worden. Er rief: »Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen«; aber er forderte von den Büßenden eine wahre, nicht eine scheinbare Läuterung, eine Reinigung der Seele vor der Reinigung des Körpers, und er fuhr die Sadduzäer und Pharisäer, die befleckten Herzens zu seiner Taufe kamen, mit dem rauhen Rügewort an. »Ihr Otterngezücht, wer hat denn Euch gewiesen, daß Ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?« Dieser große Zorn, dessen Prophezeiung immer in seiner Predigt wiederkehrt, werde der verheißenen himmlischen Herrlichkeit vorangehen und die Sünder, die im Dienst des Herrn Säumigen, von ihren Sitzen schleudern, wie ein Axthieb den morschen Stamm niederwirft. Dann aber werde der Herr Einen senden, der mit der Wurfschaufel die Tenne fegen, die Spreu in dem ewigen Feuer verbrennen und den Weizen in seine Scheune sammeln werde. Die Rede war an Gedanken nicht reich; sie bot ein paar einfache Moralvorschriften, heischte Mäßigkeit, sittsamen Wandel, Redlichkeit und menschlich demüthigen Sinn und wäre dem Volke gewiß nicht wohlgefällig gewesen, wenn der Prediger nicht gegen die herrschenden Gewalten

gedonnert hätte, gegen reiche Priester und Schriftgelehrte, feiste Händler und die freche Genußsucht der Volksbedrücker. Sein Wort war nicht glimpflich, nicht sanft und zögernd wie das Wispern der Lauen; es dröhnte wie ein starker Posaunenstoß durch das Land. Er höhnte den Thorenhochmuth Derer, die sich stolz Auserwählte Söhne Abrahams nannten, und herrschte sie an, Gottes Gebot könne aus den Steinen am Wege Söhne Abrahams machen. Er traf mit dem härtesten Geißelschlag die im Besitzrecht Wohnenden und wies ihnen die Lasterspur ihres unreinen Wandels, den sie bald in furchtbarer Qual stöhnend büßen würden. Und er forderte, der Reiche solle seinen Schatz mit dem Armen theilen: »Wer zween Röcke hat, gebe Dem, der keinen hat; und wer Speise hat, thue auch also!« Das war im Geist der Essener gesprochen, die im Judäerland in Gütergemeinschaft lebten; doch diese friedfertigen Weltflüchtlinge hielten sich von jeder Einmischung in öffentliche Angelegenheiten, von jedem Versuch geräuschvoller Propaganda fern: und Johannes war ein rastloser Agitator. Daraus erwuchs ihm Erfolg und Verderben. Zu seiner Taufe drängten sich in Schaaren die Mühsäligen und Beladenen und Palaestina war rasch von dem Ruhm des Mannes erfüllt, der, nach der Sitte der Zeit, auch als Thaumaturg an Bresthaften seine Weihekraft bewähren sollte; aber auch die Obrigkeit wandte dem neuen, Unruhe stiftenden Treiben ihre Aufmerksamkeit zu. Sie sah, wie sie immer pflegt, nur die politische Seite der Sektenbildung. Eine erneute Messiasverkündung hätte sie nicht aus der trägen Ruhe gescheucht; den Regirenden

ist es stets angenehm, wenn Einer der Menge sagt, sie solle geduldig des Heils harren und in Demuth sich inzwischen von jeder sündigen Regung reinigen. Jetzt stand vor ihrem grollenden Auge ein Mann, der die Grundlagen der Staatsordnung lockern wollte, geheiligten Institutionen die Anerkennung weigerte und mit mächtig aufrüttelnder Rede das Heer der Armen gegen die Reichen hetzte. Das durfte nicht geduldet werden. Die konservativen Interessen sind stets solidarisch. Waren nicht auch die Tetrarchen, die Römer reich, war nicht der Staatsbau errichtet, um ihnen im behaglichsten Stockwerk die Ruhe zu sichern? Sie konnten die ungefährlichen Essener dulden, aber nicht diesen Wühler, dessen wilde Brandreden die unverständige Masse im Taumelrausch umjauchzte.

Der verdächtige Mann mehrte durch kecken Wagemuth noch die Gefahr. Pilatus hatte ihm in Judaea freie Bewegung gegönnt; Herodes Antipas wurde von ihm zu ganz persönlichem Zorn herausgefordert. Der Tetrarch von Peraea und Galilaea hatte seine erste Gemahlin, eine arabische Fürstentochter, verstoßen und sich mit Herodias, dem Weibe seines vom Vater enterbten Bruders, vereint. Die große, Inzucht treibende Familie der Herodier hatte durch die gesetzwidrige Art ihrer Eheschließungen schon in alter Zeit oft den Unwillen der frommen Juden erregt; doch was jetzt geschah, schien unerhört. Johannes löste der Volkswuth die Zunge: er rief die Rache des Herrn Zebaoth auf die Häupter des blutschänderischen Buhlerpaares herab und wurde nicht müde, den Massen die Schmach des verruchten Bundes zu schildern. Das

ward ihm zum Verhängniß. Der schwächliche Antipas hätte den sonderbaren Schwärmer, dessen fremd klingende Rede ihn interessirte, vielleicht noch gewähren lassen; Herodias aber war von anderer Art; war das echte Enkelkind des großen Wütherichs Herodes. Ehrgeiz hatte von je her ihr Thun bestimmt; sie war ihrem Oheim, dem sie wider ihren Wunsch vermählt worden war, entlaufen, weil dieser müßige, machtlose Sohn Mariamnes ihrem stolzen Sinn nichts zu bieten vermochte, und hatte sich dem Antipas gesellt, der, wenn ein starker Wille ihn lenkte, eines Tages vielleicht die Krone des Judenkönigs aufs Haupt setzen konnte. Und nun sollte ein ehrfurchtloser Wüstenprediger mit rauhem Wort in ihr feines Gewebe tölpeln und den lange heimlich gehegten Plan zerstören? Nimmermehr. Auf ihr Geheiß ward Johannes gefangen und, da er ungeschreckt fortfuhr, Antipas gegen den schlimmen Frevelbund mit der bösen Frau zu stacheln, in Machaerus enthauptet. Die reizende Salome, die junge, später dem Philippus vermählte Tochter der Herodias, tanzte vor dem Tetrarchen und erlistete von dem entzückt auf ihre Anmuth Blickenden, in Geburtstagsstimmung zur Gewährung jedes Wunsches Bereiten den Todesbefehl. Der Täufer wurde nicht das Opfer eines kleinen Frauenzornes; er wurde als Politiker am Leben gestraft, weil er sich, nach der begreiflichen Ansicht der Machthaber, politisch versündigt hatte. Salome war nur das Werkzeug ihrer ehrgeizigen Mutter; und im dreizehnten Jahrhundert noch schrieb Jacobus de Voragine in seine Legenda Aurea, es habe sich bei dem Tanz um eine

abgekartete Komoedie gehandelt, deren Zweck gewesen sei, den Tetrarchen von der Verantwortung für den Blutbefehl zu entlasten, von dem eine aufrührerische Erregung des Volkes zu fürchten war. Als sechs Jahre nach der Hinrichtung Jehochanans der kleine Sohn des Herodes von dem Vater seiner ersten Frau bei Machaerus geschlagen wurde, sah man darin allgemein die Strafe für das Verbrechen am heiligen Prophetengeist. Später erst wurden aus abendländischen Vorstellungen in das Handeln der beiden Frauen allerlei neue Buhlerinnenmotive hineingetragen; Herodias wurde zur ruhelosen Gefährtin des Ahasver und ein volksthümlicher Spukglaube raunte in dunkler Spinnstube die Sage, Salome sei verdammt worden, in eisigem Wasser so lange die Bewegungen ihres mörderischen Tanzes zu wiederholen, bis die Eiskruste ihr den Kopf vom Rumpfe schnitt, den reizenden Kopf, dessen Lächeln einem Heiligen den Tod gebracht hatte. In diesen Legenden spüren wir den Wunsch, dem strengen Asketen die geile Lust üppiger Weiber entgegenzustellen und in grellen Bildern zu zeigen, wie der Geist vom Fleisch gemordet ward. Doch der Täufer wäre den Todesweg gegangen, auch wenn Herodias sich an seinem Wort nie geärgert, wenn er das Weib nie gescholten hätte: er war verloren, weil er, als Sprecher der Armen, den Mächtigen Fehde schwor.

Er starb nicht zu früh, denn seiner Sendung Ziel war erreicht: sein Auge hatte Den gesehen, dem er der Wegbahner war, sein Ohr von dem Einen vernommen, der mühelos voll-

brachte, was er selbst nur mit Worten zu malen vermochte. Nicht leicht ists, ist wohl unmöglich, das Dunkel aufzuhellen, das über den Beziehungen des Heilands zum Täufer lagert. Sicher scheint nur, daß der jüngere Jesus sich von Johannes taufen ließ, seiner Spur predigend folgte und daß beide Männer in Frieden neidlos neben einander wirkten; nach der Erzählung des Vierten Evangelisten müßte man sogar glauben, Jesus habe in der Gemeinde des Täufers die würdigsten Jünger gefunden. Doch hier ist, mehr noch als bei den Synoptikern, die ganze Darstellung schon von später entstandenen dogmatischen Bedürfnissen gefärbt. Zwei Ueberlieferungen schlingen sich durch einander und schaffen Verwirrung: nach der einen that sich, da Johannes am Jordan Jesum taufte, der Himmel auf, der Geist Gottes schwebte über den Wassern und eine aus der Höhe herabhallende Stimme nannte den Galiläer den Heiland und Gottessohn; nach der anderen hat der Täufer fast bis an sein Ende gezweifelt, ob er in dem Galiläer den Messias sehen dürfe. Die beiden Ueberlieferungen lassen sich nicht vereinen: denn Johannes hätte nach der himmlischen Verkündung an der Ankunft des Heilands nicht mehr gezweifelt und sein nun unnützlich gewordenes Wirken eingestellt; daß alles Bemühen, den Widerspruch aufzuheben, vergeblich blieb, hat Strauß bündig bewiesen. Doch von der kühlen Skepsis des Rationalisten flüchten wir gern wieder in das wärmere Land des Mythos und Ehrfurchtschauer beschleichen uns vor dem rührendsten Bild. Im Hochzeiterjubel war der Bräutigam genaht. Er sprach nicht mehr,

wie der düster drohende Einsiedler, den Renan einen biblischen Lamennais nennt, nur von Gottes rächendem Zorn: er sprach nun von Gottes unendlicher Liebe, der die Menschen unter einander nacheifern müßten. Liebe hatte auch Johannes gelehrt, aber Liebe nur zu den Reinen, schon Geläuterten, und eine Liebe, deren Reich erst nach dem großen, furchtbaren Strafgericht kommen werde. Auch der Täufer hatte den Weg in die Wohnstätten der Kleinen gesucht, der Darbenden, von den Machthabern beim Prunkmahl Vergessenen, aber er hatte zornig das Klassengefühl in ihnen aufgerufen, hatte das Gemeinschaftempfinden der von den Sünden der Ueppigkeit nicht Befleckten sozial erregt und sich um das winzige Schicksal des Einzelnen kaum bekümmert. Jesus wandte sich an den Einzelnen, sah mit seinem sanften Blick in des Einen innerstes Weh und theilte mitfühlend mit ihm Leid und Lust; auch die Lust: denn er war heiteren Sinnes, wie nur ein Sicherer sein kann, und wußte, daß in dunkler Trübsal dem Menschen Nützliches nicht gedeiht. Der Starke rechnete mit der Menschenschwachheit und heischte von ihr nicht, was über die Kraft hinaus gehen mußte. Jenseits von der irdischen Grenze zeigte er ihr das Ideal, das in der Zeitlichkeit nicht zu verwirklichende, und rief: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! . . . Seinem Wort lauschten die Frauen und Kinder, die der finstere Wüstenprediger nicht für sich zu gewinnen vermocht hatte und die nun ein neuer, nie vorher erhörter Ton lyrischer Zärtlichkeit lockte. Der Stärkste ließ die Schwächsten fühlen, ihm sei nichts Menschliches fremd,

er sprach zu ihnen in ihrer Sprache und in seiner Rede schwang doch ein so süßer Reiz, daß die Entzückten Engelzungen zu hören glaubten. Johannes hatte als Jude zu Juden gesprochen, als ernster Vollstrecker des mosaischen Gesetzes; Jesus sprach als Mensch zu Menschen: er brach den Hochmuthsbann des Auserwählten Volkes und weckte in einem in spröder Absonderung verkümmernden Stamm zum ersten Mal das Verständniß für den Begriff der Menschheit. Vergessen war Hillel, war Sirachs Sohn, schnell vergessen war selbst der Täufer. Der Einzige war erschienen, der berufen ward, dem göttlichen Willen den Weg zu bereiten, und der lächelnd nun fand, was vor ihm so Viele in Trübsal und Thränen, seufzend und fast verzweifelnd, vergebens gesucht hatten. Nur der große Finder konnte den Menschheitbund stiften. Das Grab in Machaerus ist vereinsamt und um Golgatha weint eine Welt.

Widrige Thorheit ists, die Gestalt des Täufers, die Art seines dunklen Wesens und Wirkens im Gedächtniß dem kleinen hitzigen Judenmädchen zu vermählen, dessen Name uns, seit ein paar Jahren, von den Wänden der Ausstellungsäle und von den Anschlagsäulen entgegenschreit. Den starken Johannes hätte (noch einmal sei es betont) das Erleben nicht an ein anderes Ziel geführt, wenn die Rauheit seiner Rede nicht einem jerusalemitischen Weibchen zum Aergerniß geworden wäre. Einer der große Legenden, die durch die Jahrtausende im Bewußtseinsschatz der Menschheit glänzten, droht die Gefahr, verzierlicht und verkritzelt, verlindert und verwitzelt zu werden. Soll Salome

uns den Täufer rauben? Der Wink eines Händchens den Schatten Johannis köpfen?

»Herodes hatte Johannem gegriffen, gebunden und in das Gefängniß gelegt von wegen der Herodias, seines Bruders Philippi Weib. Denn Johannes hatte zu ihm gesagt: ‚Es ist Unrecht, daß Du sie habest'. Und er hätte ihn gern getötet, fürchtete sich aber vor dem Volk; denn sie hielten ihn für einen Propheten. Da aber Herodes seinen Jahrestag beging, tanzte die Tochter der Herodias vor ihnen. Das gefiel Herodi wohl. Darum verhieß er ihr mit einem Eide, er wolle ihr geben, was sie fordern würde. Und da sie zuvor von ihrer Mutter zugerichtet war, sprach sie: ‚Gieb mir her auf einer Schüssel das Haupt Johannis des Täufers!' Und der König ward traurig; doch um des Eides willen und Derer, die mit ihm zu Tisch saßen, befahl er, es ihr zu geben. Und schickte hin und enthauptete Johannem im Gefängniß. Und sein Haupt ward hergetragen in einer Schüssel und dem Mägdlein gegeben; und sie brachte es ihrer Mutter«. Das erzählt Matthaeus; und fast mit den selben Worten berichtets der Zweite Evangelist. Herodias will ihre Rache (nicht, weil ihr welkender Reiz verschmäht, sondern, weil sie als Weib des Tetrarchen gekränkt und im Besitzrecht bedroht ward); und die erblühende Tochter ist nur ihr Werkzeug. Nichts von übersinnlicher, auch nichts von sinnlicher Liebe. Auf all den alten Bildern nicht, die uns das Festmahl des Herodes und den Tanz der Salome zeigen. Weder bei Giotto noch am Johannesportal von Notre Dame de Rouen. Auch auf der Leinwand Luinis, der die Tochter des Philippus so bös lächeln

läßt, und auf dem Salomebild von Henri Regnault vermag ichs nicht zu finden; nicht einmal bei Delacroix, dessen heißes Temperament hier sich doch austoben konnte. Die müden Sinne des Vierfürsten sollen von den Gertengliedern des Kindes aufgepeitscht werden. Von der strengen Männlichkeit des Heiligen wagt der Schoß dieser verwöhnten Weiber nicht zu träumen. Heine scheint mir der Erste, der die Zugkraft der Sage durch die Zuthat von Kantharidin zu steigern suchte. In der Johannisnacht, im Geisterzug des »Atta Troll« läßt er, hinter der übermüthig keuschen Diana und der stets zu tollem Lachen aufgelegten Fee Abunde, uns Herodias sehen. Die Herodias, die er meint:

In den Händen trägt sie immer
Jene Schüssel mit dem Haupte
Des Johannes; und sie küßt es.
Ja, sie küßt das Haupt mit Inbrunst.

Denn sie liebte einst Johannem.
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blutger Liebe.

Anders wär' ja unerklärlich
Das Gelüste jener Dame.
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Manns, den sie nicht liebt?

War vielleicht ein Bischen böse
Auf den Liebsten, ließ ihn köpfen;
Aber als sie auf der Schüssel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte sie und ward verrückt...

Das war ein Witz; einer der schrillen Witze, mit denen der frechste Prinz aus Genieland sich von dem Romantikerverhängniß zu lösen versuchte. »Wird ein Weib das Haupt begehren eines Manns, den sie nicht liebt?« Pour épater le bourgeois, konnte man kaum Wirksameres ersinnen. Und die Berufung auf Volksmären, die den Asketen von geilen Wünschen umbrannt zeigten, ließ sie wohl halten. Flaubert schritt, als Todfeind allen romantischen Spukes, in das Land schlichterer Ueberlieferung zurück. Seine Herodias (die Meisternovelle, die in dem flecklosen Bande »Trois contes« steht, ist noch immer zu wenig bekannt) hat sich nie auf das harte Lager des Täufers gesehnt; ist die geputzte und gesalbte Bestie, die nach dem Blute des Bedrängers lechzt. Und seine Salome (die auch, wie das Mägdlein am Johannesportal in Rouen, auf den Händen tanzt) kennt den Täufer kaum; kann seinen Namen, den die Mutter ihr einzuprägen bemüht war, kaum behalten. ‚Je veux que tu me donnes dans un plat la tête de . . .' Elle avait oublié le nom, mais reprit en souriant: ‚La tête de Jaokanann!' Nichts von Liebe noch Brunst. Die Novelle war fast achtzehn Jahre alt, als Oskar Wilde und Aubrey Beardsley sie fanden. Wieder zwei genialisch Witzige; freilich aus anderer Zeit und Zone als der Dichter des Tanzbärenepos. Sie entlehnten der Kleiderkammer Flauberts das Kostüm. Konnten ohne starke Aphrodisiaka aber nicht die Mahlzeit bereiten, die sie ihren Gästen anrichten wollten. Judaea in Rokokostimmung; vor einem Weltuntergang, den das Morgenroth eines neuen Weltglaubens schon tröstend um-

dunstet. Eine packende, zwingende Vision; eine unverlierbare. Und ein grausiger Witz: der nackte Fuß eines lüsternen Mädchens zertritt die Riesengestalt des Täufers. Sollte das überreife Weib des Tetrarchen, wie in Heines Romantikersang, auch hier etwa Johannem begehren? Vieux jeu. Aus der feuchten, sumpfigen Gruft, aus der Cisterne taucht ein entfleischter, seit Monden nicht gesäuberter Leib und spricht all die starken, gräßlichen Worte des Richters und Rächers, die den Kindersinn schrecken; und dieses Kind hört nicht: diese Salome sieht nur das blasse Fleisch, den rothen Mund, die schwarzen, zottigen Haare; und möchte den Mund küssen, in den wirren Strähnen wühlen, den bleichen Leib kosend betasten. Alle Wünsche begehren sie, ringsum alle; und sie begehrt nur den Einen, von Allen den Häßlichsten. Und da er die fluchenden Lippen dem Kuß weigert, muß er sterben. »Je veux qu'on m'apporte présentement dans un bassin d'argent la tête d'Jaokanann!« Das konnte nach den übersalzten Gerichten des Naturalismus dem Gaumen noch schmecken. Ein halbwüchsiges Mädchen, dem der Schauder das Weibgefühl weckt und den erwachten Trieb geschwind pervertirt. In den Fäulnißduft einer rasch sich zersetzenden Kultur dringt vom frisch gedüngten Acker her kräftiger, doch unlieblicher Ruch. Leise bebt die Erde. Männchen schmachten und drohen, töten sich selbst und morden den Nächsten, weil ein weißes Prinzeßchen ihnen nicht aufs Lotterbett folgt. Und der Arm eines schwarzen Riesen köpft den Täufer, der sich lebend nicht küssen ließ. Das war auf dem Bilde des Iren zu sehen. Dann

kam Herr Richard Strauß, der Magus der Technik, und behängte, was fast allzu üppig schon prangte, mit feinen Tongespinnsten. Seitdem sitzt Salome auf dem Sagenthron . . . Unsittlich? »Pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.« Den Spruch des Alten hat Boileau, der als Magister doch streng genug sein konnte, in die Versform gefaßt: »Il n'est point de serpent ni de monstre odieux qui, par l'art imité, ne puisse plaire aux yeux.« Unchristlich? In grellen Farben wird uns gezeigt, wie das Fleisch den Geist mordet. Weder unsittlich noch unchristlich.

Doch: zu klein. Der genialste Witz darf uns nicht den kostbaren Stoff der Legende zerbeizen. Des Täufers ernste Gestalt nicht in Salomes Schatten verkümmern. Wir fordern Johannem endlich zurück. Fehlt er, dann fehlt ein Unentbehrlicher in dem Bunde, der den Menschen das Christenthum gab. Drei Männer wirkten das Wunder: Johannes, dessen Wille noch im Erdbereich der alten Vorstellung erwachsen war und der in der suchenden Seele das Neue nur ahnte; Jesus, der aus dem alten Vorstellungbezirk schied, das Wort That werden ließ und die neue Lehre lebte, nicht nur kündete; und Paulus, der die Wildheit des jungen Bekenntnisses sänftigte, das den Mühsäligen und Beladenen ins Ohr gerufene Evangelium sacht den Bedürfnissen und Wünschen der Herrschenden anzupassen verstand und, mit der fruchtbarsten Kompromißkunst, von der wir je hörten, aus dem Sektenglauben eine Weltreligion schuf. Den frühsten Bereiter des großen Werkes wollen wir nicht an eine blutbrünstige Mädchenge-

schichte verlieren. Nicht verschulden, daß später gespottet werde: Seht, wie eine jämmerliche Zeit den Mythos verpfuscht hat! Freut Euch an dem Witz, der auf Heines Spur neue Reizmittel fand, an der nicht gemeinen Kunst des Iren, der Zaubertechnik des Deutschen. Aber laßt nicht den Wahn aufkommen, Jehochanan, der von Gott selbst Gesandte, sei das Spielzeug hitzigen Weibvolkes gewesen und sei enthauptet worden, weil er nicht mit dem männernden Kinde des tétrarque parvenu buhlen wollte. Das wäre Entweihung. Das Schicksal des Täufers war groß und ward tragisch, weil er nicht zu schaffen vermochte, was er als notwendig, als nahend empfand, und weil er ins Dunkel weichen mußte, da in der Glorie der starke Schöpfer erschien, dem er sorglich erst noch das Unkraut vom Pfade gejätet hatte. Ins Zwielicht einer werdenden Weltanschauung war er gestellt; und mußte der neuen Sehnsucht erster Märtyrer werden. Wäre es geworden, auch wenn er Herodias und ihre Tochter nie mit Augen gesehen hätte. Denn er erhob, als Sprecher der Armen, gegen die Macht seine Stimme. Damit war seinem zeitlichen Geschick der Weg gewiesen. Und seinem ewigen? Flauberts Essener ahnt die Wucht des Wortes: »Pour qu'il grandisse, il faut que je diminue.« Hört auch den Trost: »Er stieg zu den Toten hinab, um ihnen die Ankunft des Heilands zu melden.« Einer, der sich freien Willens zum Opfer hinspreitete. Er mußte sterben. Die Weltleute, sagt Renan, erkannten in ihm früh den Feind und konnten drum nicht dulden, daß er lebe. Aber auch: »Daß er sich über kleine Menscheneitelkeit emporhob, sichert seinen Nachruhm und

giebt ihm im Glaubenspantheon der Menschheit einen Platz, der keines Anderen zu vergleichen ist.« Der soll ihm bleiben.

Um Golgatha weint eine Welt und das Grab in Machaerus ist vereinsamt. Doch nie darf vergessen werden, was Johannes dem Stifter des neuen Bundes war. Das Feuer, dessen Schein bis in den Stall von Bethlehem flackerte. Der im Willen nur, nicht im Vermögen Starke, der auf die elende Wonne hastiger Rivalität verzichtet. Der ins Wasser springt, um den Nachen des rechten Menschenfischers nicht zu belasten. Sich bückt, wo ein Kleinerer sich eitel aufgereckt hätte; und in solcher Bescheidung sich vom Fluch der Unfruchtbarkeit löst. Kein häßlicher Wunsch soll sein härenes Gewand beschmutzen. Heißt das geile Geheul aus dem Schlamm überschwemmter Judenheit endlich verstummen! Dann hört Ihr, wenn in stiller, heiliger Nacht die Glocke an die Geburt neuer Wollensgemeinschaft erinnert, durch das tiefe Summen und helle Tönen auch wieder die Stimme, die ernst, unzärtlich, düster einst, unerbittlich mahnend, die Menschheit zur Reinigung rief.

HERBERT BISMARCK.

Der fromme Eifer des weltfremden Landpastors, der berufen war, an der Bahre des zweiten Fürsten Bismarck zu reden, hat die Trauerpredigt an das Bibelwort von der Seligkeit Derer geknüpft, die von ihrer Arbeit ruhen und deren Werk den Leib überlebt. Der Sinn dieses Wortes aus der Apokalypse wird klarer, wenn man dem Hinweis auf die Stelle des Hebräerbriefes folgt, wo der Mensch gepriesen wird, »der ruhet von seinen Werken, gleich wie Gott von seinen«. Solcher Grabspruch ziemt einem thätigen Schöpferleben. Der arme Fürst Herbert, den am Herd nur, im Engsten, ein spätes Glück krönte, ward bis in die Gruft vom Mißgeschick verfolgt. An seinem Sarg stand, als Vertreter des Kaisers, der Generaloberst Hahnke, den er seit den Märztagen des Jahres 1890 haßte, stand, als Vertreter des Reiches, der Kanzler, den er schon längst nicht mehr liebte, längst nur noch als geschickten Redner gelten ließ. Und der Pfarrer, der ihm letzten Gruß nachrief, wählte, redlichen Willens, das unpassendste Leitwort, das in den Evangelienbezirken zu finden war. Welches Werk soll denn den Mann überleben, der niemals die Möglichkeit selbständigen Wirkens sah? Die Summe seines Lebens müßte

gering scheinen, wenn sie aus seinen fortzeugenden Thaten errechnet würde. Ein Bossuet hätte an dieser Bahre ein besseres Motto erdacht. Hätte vielleicht, wie in der mächtig widerhallenden Rede, die dem Kanzler Le Tellier geweiht war, an Pauli Wort aus dem Ersten Korintherbrief erinnert: Unusquisque in qua vocatione vocatus est; und sicher, wie von Michel Le Tellier, von Otto Bismarck gesagt: »Nie wäre der Sohn von ihm für das Staatssekretariat vorgeschlagen worden, wenn er nicht geglaubt hätte, dem König einen guten Diener zu empfehlen.« Auch an die fast mephistophelische Frage des Matthaeus, wer seiner Länge wohl eine Elle zusetzen möge, konnte ein Frommer hier denken. Herbert Bismarck muß nach den Umständen beurtheilt werden, in die er hineingeboren war; und das Leid seines öffentlich sichtbaren Lebens wurzelte in der stets erneuten Forderung, er solle das Maß seines Wesens um eine Elle verlängern. Eine einfache, starke Seele hätte sich gegen solche Zumuthung früh gewehrt und sich selbst den Maßstab bestimmt. Das vermochte Herbert nicht. Er hat nie, nicht eine Minute, gewähnt, dem Genius des Vaters zu gleichen; doch ihm gelang auch nicht, sich als freie Persönlichkeit durchzusetzen. War er zu schwach? Persönlichkeit, sagt Emerson, ist, wie Licht und Wärme, eine Naturkraft; und müßte, denkt man hinzu, also auch im überragenden Schatten noch mählich wärmen und leuchten. Wenn ein auf des Lebens Höhe Gestellter dreißig Jahre lang von Freund und Feind völlig verkannt wird, kann der Kontur seines Wesens nicht scharf gezogen sein. Herbert Bismarck war klug, reinen Herzens, ge-

bildet, fleißig im Dienst, tapfer in Leibesgefahr: und hat sich auf keinem Posten doch zu rechter Geltung gebracht und ist als Politiker nie des Daseins ganz froh geworden. Warum? ... Unkirchlicher Sinn hätte am dunklen Eingang zur Gruft dieses Fürsten kein besseres Leitwort zu wählen gewußt als den Dämmerspruch Goethes: »Es giebt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug thut. Daraus entsteht der ungeheure Widerstreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.« So oft ich dem Toten nachdachte, klang dieser Spruch mir ins Ohr.

Das wars. Nichts, was von außen her kam, durch den Wechsel äußeren Schicksals zu ändern gewesen wäre. Auch nicht das vielbewinselte Verhängniß, der Sohn eines Großen zu sein. Ist solche Kindschaft denn gar so fürchterlich? Das gewaltigste, an Lebenskraft zähste Symbol der Christengeschichte zeugt wider diesen Wahn; und daß er im Hirn des vornehmsten Heidenvolkes nicht wohnte, wird durch die alte Hellenensitte bewiesen, den Heroen von des Olympos Höhe die Väter zu holen. Wohl seufzte Homer, selten nur wachse ein Sohn ins Richtmaß des Vaters; fast jeder Greis noch hats von der Jugend gesagt und jeder hat Beispiele anzuführen vermocht, weil unter den Menschen Größe stets selten war. Kein natürliches Empfinden wird aber den Sohn beklagen, der aus dem Glanz väterlichen Ruhmes wohlausgestattet ins Leben schreitet. Was Tausende lähmt, bleibt Diesem erspart. Er verbraucht nicht die Hälfte, drei Viertel der Kraft, um im Gedräng nur erkennbar zu werden. Früh blickt Alles auf ihn; und erfahrene Weisheit

lehrt ihn auf das für den Kampf und den Sieg Wesentliche achten. Wenn William Pitt nicht der Sohn des Earl of Chatham gewesen wäre, hätte Shelburne den Dreiundzwanzigjährigen nicht zum Schatzkanzler erwählt. Hätte das Glück Richard Wagner so begünstigt wie jetzt Richards mittelwüchsigen Sohn, dann wäre Lohengrin nicht so lange stumm, seinem Schöpfer die Narbe erspart geblieben. So fest ist in einfachen Menschenköpfen der Glaube, nur von hohem Stamm sei köstliche Frucht zu hoffen, daß die Legende ihren Lieblingen heldische Zeuger oder weise Lehrer giebt und Bonaparte selbst, der Plebejer, die Pariser nicht gern an den Ursprung des Königthumes erinnern ließ. Das Gerede über das tragische Schicksal, aus den Lenden eines Großen zu stammen, gleicht falscher Münze, die von Hand zu Hand geht, bis ein Zweifler sie auf den Zahltisch wirft. Nein: Otto Bismarck war nicht Herberts Verhängniß. Die Stürme, denen des Vaters Wink gebot, haben oft freilich das Haupt des Sohnes gezaust. Das war unbequem, doch nicht tragisch, brachte Aerger, doch nicht grauses Verhängniß. Wie nur er es vermochte, hat dieser Vater den Sohn gerüstet. Er schickte ihn an die wichtigsten deutschen Höfe, machte den noch nicht Dreißigjährigen zu seinem Privatsekretär, gab ihm Gelegenheit, in der Schweiz und den Niederlanden, in Wien, Petersburg, London sich umzusehen. Er that, ohne es zu wollen, noch mehr für ihn: er ließ ihm einen ungeheuren Komplex unerfüllter, nach Erfüllung drängender Volkswünsche. Der Sohn lernte, was zu lernen war, lernte nur Eins nicht: innere Sicherheit. Er war keiner Lage gewachsen,

auch der günstigsten nicht, und keine that ihm genug. Der Erbe des populärsten Staatsmannes, den die Geschichte kennt, war seinen Landsleuten ein Fremdling, wurde mißtrauisch betrachtet und nach seinem Tode mit dem winzigen Ruhm eingescharrt, ein zärtlicher Sohn und ein guter Hausvater gewesen zu sein . . . In dem Kapitel über Bacon sagt Goethe: »Man durchsuche Diktionäre, Bibliotheken, Nekrologe; selten wird sich finden, daß eine problematische Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargestellt worden ist.«

Unbilliger als Herbert ist kaum je Einer behandelt worden. Den Gegnern war er ein Grobian, ein eben so barscher wie unwissender Machterstreber. Die Freunde lobten ihn halb mit Erbarmen und fragten, wenn sie unbelauscht waren, ob er wohl fähig sein würde, ohne väterlichen Rath die Rolle eines Ministers zu spielen; hört: fähig, zu leisten, was die Richthofen, Tschirschky, Schoen, die Recke, Möller, Sydow ohne Hilfe vermochten. Einer nur kannte ihn ganz genau: sein Vater. Am Tag der Reichstagswahl des Jahres 1893 sprach er lange zu mir über den Sohn, der wieder um ein Mandat warb. Zärtlich, doch ohne die kleinste Illusion. Für sein Werk erwartete er nichts von ihm. Nicht etwa, weil er Herberts Talente gering schätzte; er schätzte sie hoch. Aber der Erbe war in seiner Rechnung kein Faktor mehr. »Er ist ganz anders als ich. Ein Stadtkind; früh verwöhnt und leicht verstimmt; himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt. Dabei hat er sein Leben lang mehr gearbeitet als ich und ich wüßte keinen tüchtigeren Diplomaten unter unseren jüngeren Leuten. Aber wo

ich verachte, haßt er; ein sehr anständiges Gefühl; nur hält solche Hitze nicht immer lange vor. Fällt er heute durch, dann treibt der dépit ihn wahrscheinlich für eine Weile nach England, wo er schließlich nichts Anderes zu thun hat, als sich dreimal an jedem Tag umzuziehen. Nur deshalb wünsche auch ich seine Wahl; sonst . . .« In diesen Stunden sagte der Fürst auch, er habe nie daran gedacht, seinen Aeltesten dem Reich als Kanzler aufdrängen zu wollen, ihm nicht einmal gewünscht, daß ers werde. Nur ein Esel könne sich einbilden, solches Amt sei zu vererben. »Bei uns kommts ja viel weniger auf den Kanzler als auf den Kaiser an; und daß ich geglaubt hätte, den immer schon schwierigen Herbert mit unserem Herrn auf die Dauer zusammenspannen zu können, sollte man mir eigentlich nicht zutrauen. Boetticher, sagt man mir, hatte die Idee, mit Herbert weiterzuwirthschaften; nach der Inventuraufnahme konnte die Firma ja dann geändert werden.« Ein paar Wochen danach hatte der Vertreter des Wahlkreises Jerichow zum ersten Mal im Reichstag geredet. Für die caprivische Militärvorlage, die er vergebens im Sinn der ersten wilhelminischen Epoche umzugestalten gestrebt hatte. Er zeigte, wie weit der Caprivismus sich von allen Traditionen der größten Zeit deutscher Geschichte entfernt habe, rieth, auf diesem Wege nicht weiterzuschreiten, stimmte schließlich aber mit den Konservativen, weil er die Verantwortung für das Chaos nicht tragen wollte, das nach einer zweiten Ablehnung zu fürchten war. Freisinnige und Sozialdemokraten hatten ihn laut gehöhnt, geschimpft, durch Gebrüll einzuschüchtern gesucht.

Das war nicht gelungen. Gegen Abend hatte Herr von Kardorff an die ängstliche Fürstin telegraphiert: »Herbert hat sehr gut abgeschnitten.« Aus der Zeitung war aber zu merken, welche Wuth ihn umheult hatte. Nach Zehn kam er selbst, recta vom Reichstag, ins Sachsenwaldhaus; noch ganz heiß von der Schlacht. »Laß Dich mal ansehen«, hieß es. »Dein Rock hat ja kein einziges Loch! So schlimm kanns nicht gewesen sein. Ich dachte mindestens, sie hätten Dir die Kleider vom Leibe gerissen.« Kein Wort über Herberts Abstimmung. Trotzdem der Vater vorher gesagt hatte, als Abgeordneter hätte er sich nicht gescheut, im Nothfall ganz allein, in Uniform, gegen das Gesetz zu stimmen. Jeder mündige Wille wurde in diesem Haus respektirt. Aber auch damals war deutlich zu fühlen, wie verschieden, nicht nur an Intuition und Intelligenz, die Beiden waren, die einander so innig liebten. Sechs Monate später. Der Kaiser hat dem vor vier Jahren ungnädig Entlassenen eine Flasche Rheinwein geschickt und im Lauf zweier Tage zweimal zum militärischen Jubelfest nach Berlin geladen. Auf die erste Nachricht eilt Herbert nach Friedrichsruh. Die Aufregung könnte dem Vater schaden; die Reise im Winter, die Unruhe hauptstädtischen und höfischen Treibens, die Wucht der Erinnerungen; auch schien der Besuch geeignet, eine leidige Wahrheit, die nackt gesehen werden sollte, zu übertünchen. »Willst Du denn wirklich . . .« »Der Kork ist aus der Flasche; jetzt heißts, trinken.« Der Fürst hatte nicht eine Sekunde gezögert. Die ehrerbietigste Absage hätte ihn ins Unrecht gesetzt. Herbert mußte wieder dran glauben. Der, hieß es, hat

auf dem Bahnsteig die Hand des Kaisers geküßt und Thränen vergossen. Der will um jeden Preis wieder ins Amt.

Wollte ers wirklich? Sechs Tage nach diesem »Versöhnungsfest« schrieb er mir: »Ich kann immer nur persönlich befriedigt bleiben, daß ich bei Zeiten privatim wurde und keinerlei Verantwortung für all das Unheil trage, das über uns kommen wird... Für mich heißt es: Ne bis in idem!« Und er hat nie lügen gelernt. Ich bin überzeugt, daß er, so lieb ihm die Arbeit des Diplomaten war, sich niemals in die Wilhelmstraße zurücksehnte. Botschafter in London: Das hätte ihm behagt. Da hatte er Verwandte und Freunde, da, auf der Stätte seiner ersten Erfolge, im großartigen Stil britischer nobility, lebte er gern. Seine Vergangenheit sperrte ihm diesen Weg; er konnte nicht das Werkzeug einer Politik werden, die er, als Sohn seines Vaters, verdammen mußte.

Im Januar 1894 hätte er, aus Sorge für den überschwänglich geliebten Vater, die Steinbergerflasche am Liebsten schnell wieder zugekorkt. Kurz vorher aber hatte die Hoffnung, dem gekränkten Vater eine Freude zu schaffen, ihn zu einem Schritt verleitet, an den er später nicht gern mehr dachte. Von Höflingen wurde ihm zugetragen, der Kaiser lechze nach der Gelegenheit, die ihm erlaube, ohne seiner Würde Etwas zu vergeben, den in stürmischen Märztagen abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Wie aber könne ers, wenn der Vater grollend im Wald sitzt und der Sohn den Hof wie das Fegfeuer meidet? Sobald er Herbert sehe, werde Alles in Ordnung sein. Zureden half. Graf Bismarck ging zur Cour (oder

wie die Sache heißt) und ließ sich vom Oberhofmarschall auf einen Platz stellen, wo der Kaiser ihn gar nicht übersehen könne. Der übersah ihn dennoch. Und dem Grafen wurde von der Höflingschaar nachgezischelt, er habe sich vergebens ans Licht gedrängt. Die Presse bespöttelte ihn, wie einen geprellten Gunstjäger. Der konnte ers nun einmal nicht recht machen. Bald sollte er wie ein Rohrspatz, nur lauter noch, auf alles Regirende schimpfen, bald zur tiefsten Demüthigung bereit sein, die ihm ein Aemtchen eintragen könne. Drei Jahre nach der Schloßvisite strich ihn Wilhelm der Zweite von der Liste der zu Wedel-Piesdorf geladenen Hochzeitgäste; unter achtzig Menschen durfte der Eine nicht sein, trotzdem er den Bräutigam Vetter nannte. Wieder war Spott sein Tafeltheil. Und wieder ließ er sich, als die erste Hitze verraucht war, sacht sänftigen und ward manchmal noch im Weißen Saal gesehen.

Otto Bismarck pflegte die Erörterung der Frage, ob er ins Kanzleramt zurückkehren werde, mit dem Satz abzuschneiden, er habe nicht die Gewohnheit, Häuser, aus denen er einmal weggejagt worden sei, wieder zu betreten. »Mehr wie rausgeschmissen kann man ja nicht werden; und in meinem Alter ist das Ruhebedürfniß stärker als die Neugier.« Dem Sohn hätte er die Rückkehr in den Staatsdienst nicht verdacht, hätte sie dem nicht zum Landwirth Geborenen, dem, trotz Familie und Gutsverwaltung, manche leere Stunde blieb, gern gegönnt. Gern? Einst sprach er von dieser Möglichkeit. Für ihn werde es immer ein onus sein. Wenn der Name wieder auf dem Schild stehe, sei er mit verantwortlich und im Verdacht, dem

Sohn als Souffleur zu dienen. Wie er sich auch wehren möchte, man würde sagen: Du hast Deine Hand im Spiel! Das könnte unter den heutigen Verhältnissen sehr lästig werden. Da er in trüber Stimmung war, erzählte ich die nette Geschichte vom alten Dumas, der, als er von allen Seiten gefragt wurde, ob er denn wirklich gar nichts für das merkwürdig gute Erstlingsstück seines Sohnes gethan habe, nach hundertfacher Verneinung in lachender Wuth endlich rief: »J'ai fait l'auteur, parbleu!« Das heiterte den Großen auf. Ja, meinte er, ungefähr so würde mirs auch gehen; und diesen Theil meiner Mitwirkung könnte ich als ehrlicher Mann nicht abzuleugnen versuchen. Den zweiten Fürsten Bismarck hätte schon der Gedanke, da, wo ihm nach seinem Empfinden Kränkung angethan worden war, könne sein Sohn wieder in den Dienst treten, um den Schlaf gebracht. Er hätte die Verwirrung des Gefühls gefürchtet; der erste Fürst Bismarck erwog nur die Wirkung.

Der Vater nahm die Dinge einfach, wie das Erleben sie ihm bot, und suchte sie, nach geduldiger Prüfung, zum Besten zu wenden. Alles Unnatürliche war ihm ein Gräuel. Und unnatürlich wäre er selbst sich erschienen, wenn er seinen Sohn, nur weil er sein Sohn war, nicht zum Gehilfen erwählt hätte. Herbert hatte an allen Höfen gute Figur gemacht; als er von London nach Petersburg versetzt wurde, sah Lord Granville den Botschaftrath ungern scheiden und schrieb ihm, wie hoch er ihn schätzen gelernt habe. Der Brief wurde, wie andere wichtige Urtheile über die im diplomatischen Reichsdienst stehenden Herren, dem alten Kaiser vorgelegt, der ihn am neunten März

1884 dem Kanzler mit den Worten zurücksandte: »Das Billet von Granville ist für Ihr Vaterherz gewiß äußerst genugthuend und gratulire ich zu diesem kompetenten Urtheil über seine Fähigkeiten . . . Ich wundere mich daher, daß Sie mir Ihren Sohn unter den mir durch Graf Hatzfeld genannten Kandidaten für Karlsruhe vorschlagen ließen. Ich sollte glauben, er würde in Petersburg viel größere Dienste leisten können als in Karlsruhe, wo der Gesichtskreis sehr gering gegen Petersburg erscheint. Ihr dankbarer Wilhelm.« Bismarck antwortete ganz aufrichtig, sein »Hintergedanke« sei, den Sohn zur »Assistenz in den ministeriellen Geschäften heranzuziehen«; deshalb wünsche er ihm den Gesandtenrang. »Dadurch, daß ich ihn Jahre lang als vertrauten Sekretär in den wichtigsten Geschäften benutzt habe, ist er, eben so wie durch seine im Ausland angeknüpften persönlichen Beziehungen, für die Mitwirkung in der Centralstelle besonders gut vorbereitet«. Ohne Umschweife. Der Kanzler will nicht »einen Einschub, für den man bei mir persönliche und nicht sachliche Gründe suchen könnte«; aber er glaubt, mit der Hilfe seines Sohnes die Arbeit leichter bewältigen zu können, und möchte ihn deshalb bei sich haben. Er ist fast Siebenzig, hat Arnims Verrath erlebt, sieht den klugen Staatssekretär Paul Hatzfeldt in allzu intimem Verkehr mit der englischen Gesellschaft der Kronprinzessin und wünscht sich endlich einen unbedingt zuverlässigen Helfer, dem er, ohne Indiskretionen fürchten zu müssen, das Geheimste anvertrauen kann. Der König ist einverstanden. Herbert geht von der Newa als Gesandter in den Haag, kommt als

Unterstaatssekretär nach Berlin und wird im Frühling 1886 zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Der Inhaber dieses Amtes darf nach der Reichsverfassung nie mehr sein als der Erste Vortragende Rath des Kanzlers, dessen Hauptgeschäft immer die Leitung der internationalen Politik bleibt; konnte unter Bismarck niemals ein Marschall oder Bülow werden. Und weil er den Sohn vor der üblichen Zeit auf diesen undankbaren Posten rief, wurde der Vater des schamlosesten Nepotismus beschuldigt. Dahinter lauerte die Verdächtigung, der Sohn solle, um dem Vater nicht länger auf der Tasche zu liegen, früh bene auf Reichskosten leben. Glaubt im Ernst Jemand, ein Staatssekretär, der Diplomatendiners im bismärckischen Stil giebt, könne von seinem Gehalt Etwas ersparen, könne auch nur ohne Zuschuß auskommen? Otto Bismarck war, wie der alte Wilhelm, wie Moltke und Andere aus der Zeit schwerer Noth, in manchen Geldsachen ein Bischen genau; dem Amt aber hat er, vor und nach den Dotationen, auch materielle Opfer gebracht. Und als er fort war, wurde der Kanzlersold fast aufs Doppelte erhöht. Seit 86 aber wurde er von der Demokratie ungefähr wie Schillers Präsident dargestellt, der zu seinem Ferdinand spricht: »Wo zehn Andere mit aller Anstrengung nicht hinaufklimmen, wirst Du spielend, im Schlafe, gehoben.« Und der Sohn, der dem Vater treuer anhing als je einem aus Erde Gefügten, mußte ein Hohlkopf sein, eine Null, eine leere Menschenhülse, die auf der Welle tanzt. Sonst fehlte dem Jahrmarktslied ja der Kehrreim.

Heute lachen wir drüber; kreischen bei dem Gedanken,

Bismarcks Sohn habe den Stuhl nicht gefüllt, auf dem jetzt Herberts gehorsamster Sekretär wie ein Gigant gerühmt wird. Doch für Herbert wars hart, ringsum Mißtrauen, Hohn und Haß zu fühlen. Vielleicht wuchsen ihm damals, als Schutzwehr einer dünnen Epidermis, die Borsten, über die so oft geklagt worden ist. Weiche Seelen, die sich mit Strenge waffnen, scheinen leicht rauh. Er soll im Amt oft schroff gewesen sein. Nichts von dem Epenhumor des Vaters, der, wenn er wollte, auch lächelnd zu strafen wußte. Der, als Bayerns Vertreter einst darauf bestanden hatte, unterm Diplomatencorps, nicht bei den zum Bundesrath Bevollmächtigten, seinen Platz zu nehmen, diese Partikularistenschrulle nicht zum staatsrechtlichen Konflikt aufblies, sondern den werthen Herrn bei der nächsten Begegnung französisch, wie einen fremden Gesandten, ansprach und damit jeder Wiederholung solcher Wunderlichkeit vorbeugte. Herbert hatte wohl stets das Gefühl, für Haupt und Leben zu fechten; und die quälende Furcht, etwa dem Vater gar Aerger zu schaffen. In Dessen Hand das brauchbarste Instrument zu sein, war sein höchster Ehrgeiz. War ers? Nach dem Juni 1888 hat er sich schlimm verrechnet. Er war des Kaisers, der ihn Freund genannt hatte, gewiß und hielt all die edlen Seelen, die ihn umscharwenzelten, für mythenhaft zuverlässig. Und da der Vater, wenn er gewarnt, wenn ihm ein häßliches Symptom gezeigt wurde, leis nur die feine Hand hob und sagte: »An mich kommen diese Dinge nicht«, wars Beiden die jäheste Ueberraschung, als eines Tages die Lucanus und Hahnke so unsanft zur Räumung der Dienst-

wohnung drängten. Ob Herbert mitgehen würde? »Mein Sohn ist mündig.« »Ich stehe und falle mit meinem Vater.« Ihm zu dienen, für ihn zu leiden, war schönste Pflicht. Ein von politischer Leidenschaft Gespornter hätte vielleicht weiterzuwirken versucht, wäre geblieben und hätte vom Werk des Vaters gerettet, was noch zu retten war. Ein Hoffnungloser hätte, auf dem von der Verfassung gewiesenen Weg, offenen Widerstand gewagt. Herbert schwankte. Fragte nicht: Wie würde unter diesen bestimmten Umständen der Vater handeln? Sondern: Was könnte dem Vater jetzt angenehm, was unangenehm sein? Auch: Was hat der Vater zuletzt über diese Sache gedacht? Denn der Vater hatte immer Recht. Das zu beweisen, war in den letzten Lebensjahren Herberts liebste Aufgabe. Weh Jedem, der an Otto Bismarck ein Mal untitanischer Menschlichkeit fand! Der Grenzen suchte, den Genius an seines Wachsthums Zeit binden wollte! Wie eine zärtliche Witwe die feurigste Feierrede noch immer nicht des Beweinten würdig dünkt, so fand Herbert Bismarck das Wesen Ottos nicht nach Verdienst geschätzt, wenn irgendwo noch ein Zweifel blieb, ob der Blick des Großen auch nie getrübt worden sei. Hätte Einer laut von dem ersten Kanzler gesagt, er habe oft »mit unzulänglichen Kräften gegen divergirende und wechselnde Zeitströmungen gekämpft«: das Kindgefühl des Erben wäre dadurch im Innersten verletzt worden. Und doch hatte der Große selbst diese Worte unter das Bild seines Handelns geschrieben. Nihil humani a me alienum puto: des Vaters bescheiden stolze Devise. Der Wappenspruch des Sohnes war

das horazische Arceo. Daß er den Pöbel hasse, mochte er nicht auf jedem Briefsiegel gestehen; die Menge aber sollte ihm fern bleiben. Dem Sohn des volksthümlichsten Genies, das dröhnend je durch Germaniens Geschicke schritt.

Dem Sohn seiner Mutter. Der schöne, hochgewachsene Mann mit dem blau strahlenden Blick des Einzigen hatte das Temperament, den empfindsamen Wesenston, die Nerven Johannas von Puttkamer, der schmächtigen Riesenbraut, die dem angetrauten Riesen nur Riesen gebar. Ihr Talent, sich an allen erdenklichen Dingen zu ärgern, ihre Erregbarkeit, den raschen Wechsel der Stimmung zu Lust und Leid. Auch ihre im hohen Alter noch mädchenhafte Hingebung und den Drang, Alles in Einem, in der Spiegelung eines Auges zu sehen und wie ein weicher Teppich dem Einen sich unter die Füße zu spreiten. Mutter und Sohn liebten heute und haßten morgen; stets innig vereint. Doch die Mutter schaltete am warmem Herd und der Sohn sollte sich auf dem Markt mit buntem Gesindel balgen. Da reicht heftiges Gefühl nicht aus. Da ist unbeirrbare Willenskraft nöthig. Und der dem Hause Bismarck zugemessene Theil dieser Kraft war für die Wundermischung des Vaters verbraucht. Den Kindern blieb nur die Wahl, in derber Lebenslust frohsinnlich zu genießen oder vom ungeheuren Widerstreit zwischen Wunsch und Kraft das Leben ohne seelisch erquickenden Genuß verzehren zu lassen.

BRIAND.

Hundertundfünfzig Jahre sind vergangen, seit Camille Babeuf geboren wurde. Das Schicksal des Mannes ist lehrreich. Der Sechzehnjährige kommt 1776 zu einem Feldmesser in die Lehre, wird später in der Picardie Grundbuchkommissar und klettert langsam die Amtsleiter hinauf. Zu langsam für das Bedürfniß seines Ehrgeizes. Er sieht die Volksmasse leiden, hört sie ungeduldig im Joch stöhnen, liest Rousseau, Mably, Morelly und andere Sozialmoralisten, beschließt, die Bewegung, die den Umsturz des Bestehenden vorbereitet, mitzumachen, und nennt sich zuerst, weils milder klingt, François-Noël, dann, weils wilder klingt und die Römer wieder in der Mode sind, Gracchus Babeuf. Er geht nach Paris, preist, in Phrasen, die von Rousseau billig zu haben sind, den Naturzustand, dessen Herrlichkeit durch die schnöde Gesellschaft verhunzt ward, ist unter den Erstürmern der Bastille und gründet, als die Volkswuth die Tyrannen weggeweht hat, eine Zeitung, der er, nach schwierigen Anfängen, den Titel Le tribun du peuple giebt. Im Schreckensjahr 1793 wars ihm schlecht gegangen. Er war, als Distriktshauptmann von Montdidier, der Urkundenfälschung angeklagt und zu

zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Dieses Urtheil wird von der Zweiten Instanz aufgehoben. Babeuf ist wieder frei, bleibt in Mancher Augen aber bemakelt und kann kaum noch hoffen, in der Politik die Hauptrolle zu spielen, nach der seine Eitelkeit gelangt hat. Bleibt in der unbehaglichen Lage des Catilina, der von der Anklage, als Haupt der Provinzialverwaltung in Afrika den Einwohnern Geld abgepreßt zu haben, freigesprochen worden ist, mit besudeltem Kleid aber nicht für die Konsulatswürde taugt. Solche Menschen sind, weil sie von dem Sturz der geltenden Rechtsordnung nichts zu fürchten und Alles zu hoffen haben, immer zu Verschwörungen gegen das Staatsgefüge bereit. Der Jakobiner Babeuf sieht in dem Fall Robespierres den Triumph niederträchtiger Tücke und schmäht die Thermidorsieger so laut, daß er, als Verächter der großen Grundsätze der Revolution, ins Gefängniß gesperrt wird. Da findet er andere Hungrige, die nicht ans Ziel ihres Wunsches gekommen sind und deshalb meinen, das Vaterland müsse jetzt erst aus Lebensgefahr errettet werden. Im Kerker entsteht ein Nebenkonvent. Ist, wird gefragt, das Volk, das sich souverain dünkt, nun wirklich frei? Nein, heißt die Antwort; wer Rousseaus Lehre bis ans Ende durchdacht hat, muß erkennen, daß die formale Rechtsgleichheit ein Truggebild bleibt, so lange der Vermögensunterschied den Reichen zum Herrn des Armen macht; daß von Gleichheit erst ernsthaft gesprochen werden kann, wenn allen Bürgern der Republik die selbe Eigenthumsgrenze vorgeschrieben ist. Und was ist Freiheit, was Brüder-

lichkeit ohne wahrhaftige Gleichheit? Robespierre rächen: Das genügt nicht mehr; weit über Robespierres Ziel hinaus führt der Weg, auf dessen letzter Strecke das Heilkraut wächst. Nur der Kommunismus kann helfen; nur die soziale Revolution diese Wohlthat dem Lande sichern. Als der begnadigte Babeuf ins Leben zurückkehrt, ist die Verschwörung der »Gleichen« fertig und harrt nur noch der günstigen Stunde.

Im Frühjahr hört Barras, eins der fünf Mitglieder des Directoire exécutif, von seinem schlauen Polizeiagenten Bacon, daß Babeuf in geheim gehaltenen Versammlungen, deren Schauplatz meist irgendeine Vorstadt sei, die Menge aufhetze, den Sturz des Direktoriums vorbereite und nicht nur beträchtlichen Massenanhang, sondern auch bestimmte Zusagen vom General Bonaparte habe. Da das Volk unter der Theuerung leide und mit der versöhnlichen Absicht der Direktorialpolitik eben so unzufrieden sei wie mit dem neuen Wahlrecht, dürfe man die Sache nicht leicht nehmen. Die Geheimorganisation habe schon fast siebenzehntausend Namen in ihren Listen, predige in Nachtklubs die Pflicht zur Revolution und plane eine Ueberrumpelung des Landes; auch das neue Direktorium sei schon gewählt. Bonaparte? Dem wäre solcher Streich zuzutrauen. Auch Einer, der nichts zu verlieren hat: also der richtige Mann für die Gleichmacher. Der hätte sich am dreizehnten Vendémiaire gegen den Konvent wohl in den Dienst der rebellischen pariser Sektionen gestellt, wenn er nicht schnell noch zum Divisionär befördert worden wäre. Barras kennt seinen Gehilfen; verspricht ihm den Rang eines Kom-

mandirenden Generals, den Oberbefehl in Italien: und weiß nun, daß der Korse sich von Babeuf trennen und in den Süden die Hoffnung mitnehmen wird, die Sektenverschwörung möge dem schwachen Direktorium das Leben so schwer machen, daß es bald wieder einen bewährten Degen braucht. Doch die Fünf wollten nicht warten. General Blondeau erhält den Befehl, das Hauptquartier der Verschwörer zu umzingeln, bis der Friedensrichter Delorme die zwölf Kommunistenführer verhaftet und das Nest gründlich ausgenommen hat. Die konfiszirten Klubakten beweisen, daß Barras gut bedient war. Am zweiundzwanzigsten Floréal des Jahres IV sollte das Direktorium abgesetzt und, sammt den Männern des Generalstabes, in ein Provinzgefängniß geschleppt werden. Dann sicherten die Verschworenen sich die Herrschaft über den Staatsschatz, stellten die Verfassung vom Jahr 1793 wieder her, ließen einen neuen Nationalkonvent und einen neuen Wohlfahrtausschuß wählen, jeden Widerstrebenden köpfen und dem Volk verkünden, jedes Besitzrecht sei verwirkt, jedes Privateigenthum abgeschafft und die Aera des »allgemeinen Glückes« beginne. Aus dem Gefängniß schreibt Babeuf an das Direktorium, nun erst, nach dem Einblick in das Netz der Verschwörung, könne es erkennen, welche Gewalt und Vertrauensstellung er im Herzen der Nation erworben habe. »Glauben Sie etwa, Ihre Würde verbiete Ihnen, mit mir wie von Macht zu Macht zu verhandeln? Zeigen Sie sich in edler Größe: und das Vaterland ist gerettet. Mit ihren Leibern werden die Republikaner Sie decken. Sorgt, Ihr fünf Regen-

ten, für das Volk, wenn Ihr Euch ihm zugehörig fühlt. Dann will ich gern meine Tribunengewalt, die Ihr jetzt ja kennt, benutzen, um Euch das Volk zu versöhnen. Eures Lebens dürft Ihr dann sicher sein.« Der hohe Ton der Epistel weckt nur Heiterkeit; und als Barras und Rewbell mildes Handeln empfehlen und drängend rathen, nur die gefährlichsten Häupter zu treffen und sich nicht vom ersten Schreck in Fanatikerwuth jagen zu lassen, werden sie von den Machtgenossen überstimmt. Keine schwächliche Schonung, mahnt Carnot; »Den Tod Allen, die sich verschworen haben, uns zu töten: so wills das Gesetz der Vergeltung, ohne dessen Strenge der Jakobinergeist nicht zu besiegen ist.« Carnot will die Erinnerung tilgen, daß er einst selbst dem Wohlfahrtausschuß angehörte. Fühlt sich auch als den Staatsretter, dem der Fehlschlag der Verschwörung zu danken ist. Als Barras, nach Bacons Meldung, noch schwankte, hat Grizel, der Einlaß in die Kommunistensekte gefunden hatte, dem Direktor Carnot gezeigt, wie nah die Gefahr schon sei; und erst dieser Bericht des agent provocateur hat den Haftbefehl erwirkt. Soll das Verdienst solcher Retterthat nun etwa verkleinert werden? Wo Rauch aufsteigt, brennts. Wer Verdächtige schirmt, darf nicht klagen, wenn er selbst verdächtigt wird. Barras hat mehr als einmal den Jägerlieutenant Germain empfangen. Der ist, mit Babeuf, in der Rue Bleue verhaftet worden. Am Ende war Barras dem Umsturzplan gar nicht so fern, wie man bisher glaubte? In seinen (von Duruy herausgegebenen) Memoiren hat er erzählt, mit welchem Aufwand von Theatereffekt

das Geraun im Direktorium bestattet wurde. »Wagt nur, mich anzuklagen! Ich fürchte die Anklage nicht: ich fordere sie. Vor dem Rath der Fünfhundert werde ich sprechen und zeigen, wer unter uns die Würde des Amtes vergessen und mißbraucht hat.« In seiner Stimme fühlt er »die Macht des reinen Gewissens«. Und die Gegner erwägen, ob sie einen Mann, der so viel mitansah, zur Verzweiflung treiben dürfen. Das Land, heißts dann, will Ruhe; nur Royalisten und Anarchisten wollen uns durch Zwietracht trennen. Barras lächelt wieder. Die Komoedie ist aus. »Wir versicherten einander wohlwollender Hochachtung und schlossen die Sitzung.«

In Vendôme wird gegen Babeuf und Genossen verhandelt. Sie wehren sich wie Löwen, schreibt Barras; erklären, daß sie fürs Vaterland, für die ganze Menschheit den Tag der Freiheit bereiten wollten, nennen ihre Ankläger die Schande der Nation und singen am Schluß jeder Sitzung laut die Marseillerhymne. Die Fünf, die der »einen und untheilbaren Republik« vorsitzen, sehen mit ungleichen Gefühlen auf dieses Gerichtsschauspiel. Letourneur meint, das Tribunal dürfe die Frechheit der Angeklagten nicht dulden; Barras findet die Richter voreingenommen und den Brauch, Angeschuldigte wie Verdammte zu behandeln, unwürdig und mit dem staatlich anerkannten Menschenrecht unvereinbar. Carnot hat erfahren, daß ein Geschworener aus Vendôme nach Paris gekommen sei; die Polizei kenne ihn als Terroristen, wisse, daß zwischen den Angeklagten und ihrer hauptstädtischen Gemeinde Briefe gewechselt worden seien und am

zehnten Floréal des Jahres V ein Aufstand versucht werden solle. Von allen Seiten ströme die unruhige Jugend nach Paris. Man müsse das Gerichtsverfahren beschleunigen, das hoffentlich mit einer harten Massenverurtheilung enden werde. Im Prairial werden Babeuf und Darthé zum Tod, sieben Gefährten zur Deportation verurtheilt, dreiundfünfzig aber freigesprochen. Carnot nennt das Urtheil ein Dokument der Schande und sagt voraus, daß die freigelassenen Kommunisten sich zu neuer Verschwörung schaaren werden. Am achtundzwanzigsten Mai wird Babeuf guillotinirt. Der aus Frankreich verbannte Filippo Buonarotti schreibt die Geschichte der Verschwörung. Noch im Jahr 1797 wird Carnot als Royalist verdächtigt und, wie die Sieben von Vendôme, zur Deportation verurtheilt. Er flieht nach Deutschland und enthüllt in einer Rechtfertigungschrift das schimpfliche Treiben der Genossen vom Directoire. Von den Kommunisten hört man nichts mehr. Ein Akt der Staatskomoedie ist ausgespielt.

Babeuf hat muthig gelebt und ist muthig gestorben. Hinter dem übers römische Normalmaß noch hinauslangenden Größenwahn des Volkstribunen barg dieses Hirn einen festen Glauben. Der ferne Betrachter darf den Gracchus aus Saint-Quentin nicht sehen, wie ein um seinen Direktorensitz bangender Barras ihn sah. Alle Menschen, hieß es, sind frei, haben gleiche Rechte und über ihnen waltet, als einzige Gottheit, die Allvernunft. Wer mit ernstem Sinn dieser hell klingenden, froh stimmenden Botschaft nachgrübelte, mußte bald merken, daß sie hübsche Worthülsen bot, doch nur der Kurz-

sicht den Zustand, den sie verhieß, vorgaukeln konnte. Ist der Mensch frei, den Armuth zwingt, vom Nächsten die Möglichkeit des Broterwerbes zu erbitten? Ist dieser Nächste, der ihm die Arbeitmittel gewähren oder weigern, auskömmlichen oder elenden Lohn bewilligen kann, in der gemeinen Wirklichkeit sein Bruder? Nein. Wo der Besitz verschieden ist, darf der zur Vernunft Aufblickende nicht von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit reden; bleibt jedes Gesetz, das die Gleichheit der Rechte vorschreibt, ein Werkzeug der Volksbetrüger. Wenn dem Reichen das Ererbte oder Erworbene genommen ist, privates Besitzrecht nicht mehr gilt, Allen Alles gehört und die Gesellschaft die Gelegenheiten und Mittel zur Arbeit ohne Ansehen der Person vertheilt: dann erst kehrt die Gleichheit des Urzustandes wieder, den entartete Sitten verdorben haben. Der Geheimbund der Égaux wollte Schlagwörter in wirksame Staatsmächte wandeln und hätte, wenn er nicht von geldgierigen Schnüfflern verrathen worden wäre, aus dem Gewimmel der Untüchtigen ein starkes Heer rekrutirt. Denn der Untüchtige, der höchstens ins Mittelmaß Passende kann nur eine Gesellschaftform wünschen, die dem besser Begabten den Aufstieg wehrt; er fühlt, daß die Rechtsgleichheit, die im Grundgesetz steht, ihn nicht vor der Gefahr schützt, dem kräftigeren Konkurrenten weichen zu müssen, und ist erst zufrieden, wenn die Verschiedenheit der Wesensanlage und Lebensleistung nicht mehr den Rang bestimmt. Alle Menschen, spricht er, sind gleich begabt; daß Durand weiter kam als Dupont, ist die Folge eines Rechts-

zustandes, der dem listigen Räuber mehr nützt als argloser Redlichkeit. Verbietet ihn, befehlt, daß jedem Bürger Arbeit und Lohn von der Gesellschaft (also von der Majorität der Untüchtigen) zugemessen werde: und schnell wird sich zeigen, daß Durand eben so wenig leistet wie Dupont. In dem Discours sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes hat Rousseau ja gesagt, daß der Mensch im »Naturzustand« gesund, gut, glücklich war und erst krank, schlecht und elend wurde, seit er Eigenthum erwerben konnte. »Ihr seid verloren, wenn Ihr nicht bedenkt, daß die Frucht Allen, der Boden Keinem gehört.« Vor Gott, lehrten schon die Heiligen Bücher der Juden und Christen, sind alle Menschen gleich; setzt man auf Gottes Platz die Vernunft, so muß die Gleichung noch immer stimmen. Und sind die Menschen gleich, dann gebührt das Bestimmungrecht der Mehrheit. Die beschließt, was geschehen muß, was nicht geschehen darf, und bestellt dem Staate die Hüter. Ihr sagt, sie kenne das Staatsgeschäft nicht und könne drum nicht ahnen, welche Erfahrung und Fähigkeit zur Leitung solches Geschäftes eignen? Wenn sie herrsche, müsse es im Staat zugehen wie in einem von Schornsteinfegern geleiteten Handelshaus? Kindergeschwätz. Alle Menschen sind gleich; alles Unheil stammt aus dem Brauch, Einzelne Besitz und damit Uebermacht erwerben zu lassen. Irland wäre noch heute die Heimath freier und glücklicher Menschen, wenn das dem Häuptling verliehene Recht, seinen Viehbestand zu erweitern, nicht das Gehege des Stammeskommunismus durchlöchert hätte. Ein ehrlicher Jakobiner

war sich des rechten Weges bewußt und ließ keinen Zweifel ins Hirn kriechen. Lazare Carnot war, seit er von den Girondisten nichts mehr hoffte, in jeder Entscheidungstunde mit den Jakobinern gegangen, im Florapavillon, als eins der zwölf Häupter des Wohlfahrtausschusses, trotz manchem Zank mit Robespierre, der Träger ihres Vertrauens gewesen, stets aber bereit geblieben, mit jedem Starken bande à part zu machen. Guizot nennt ihn »so ehrlich, wie ein schwatzsüchtiger Fanatiker sein kann«. Vor der Revolution: Hauptmann im Ingenieurcorps; nach dem dreizehnten Vendémiaire: Mitglied des Direktoriums. Ein so rasch Beförderter lernt rasch auch anders sehen. Carnot war zu klug, um nicht zu erkennen, daß Babeufs Sieg Frankreich in hilflose Ohnmacht zerren müsse. Mit dem Pöbel, der ihm Geld, Waffen und Menschen zum Krieg anbot, wollte er paktiren; die Verkünder des Tausendjährigen Reiches der Sanftmuth, in dem es weder Eigenthum noch Krieg geben solle, mußte er, als Patriot und als Machterstreber, wie ein giftiges Schlinggewächs mit eiserner Hacke ausjäten. Aber auch Robespierre hätte, wenn ihm im Thermidorkampf der Sieg geblieben wäre, die Kommunisten nicht geschont noch gar geschirmt. Hätte in dem Tribunen Babeuf den Mann gehaßt, der dem Volk mehr verhieß, als es von den Regisseuren des Rothen Schreckens erhalten hatte, und der, früh oder spät, auf offenem Markt rufen mußte: Der Vernunftanbeter, der Tugendprotz Robespierre hat Euch mit Gauklerkünsten ums Menschenrecht betrogen!

Wenn die französischen Sozialdemokraten nach drei Halbjahrhunderten das Andenken Babeufs feiern und Carnot, der ihn ins Martyrium stieß, geißeln wollten, brauchten sie, um in der Masse Verständniß zu finden, den Blick nicht in die röthlichen Nebel der Schreckenszeit zurückzuschicken. Der Typus des Volksretters, der dem Revolutionär von gestern Mangel an Konsequenz und feigen Verrath vorwirft, ist nicht ausgestorben. Auch Robespierre lebt noch. (Er heißt Jules Guesde und wird dann von deutschen Marxisten, oder heißt Jean Jaurès und wird von deutschen Bourgeois verherrlicht. Wie lange wohl? In Frankreich ist Guesde ein Sektenheiliger, Jaurès eine Mode vom vorigen Jahr. Clemenceaus Keltenwitz hat den Kranz des Kammerrhetors zerzaust; und nach dem Eisenbahnerstrike hat Grosclaude, der die pariser Stimmung zu munterstem Ausdruck bringt, gefragt: »Ists nicht endlich Zeit, diese alte Schwatzmühle in den Gerümpelschuppen zu spediren?« Der ami de la vertu muß sich bald in neuer Wesenheit verkörpern.) Und Lazare Carnot mag Denen ein Stümper scheinen, die Aristide Briand emporklettern sahen. »Wollt Ihr Euch vorstellen, wie Schurken die Männer morden, die für die Volksbefreiung ihr Leben wagen, dann schaut auf den Verräther, der heute die Lohnsklaven erdrosselt.« Der Schandpfahl, an dem Briand nackt stehen soll, ward schnell in den Boden gerammt. Der Versuch, den Abtrünnigen vor dem Staatsgerichtshof des Verfassungbruches anzuklagen, ist zwar mißlungen. Doch der Volkszorn kann gegen Aristeides wieder den Bannspruch des Ostrakismos erzwingen.

Der junge Herr Briand war, wie Danton, Advokat und sah aus, als solle ein Babeuf aus ihm werden. Der wildeste Genosse ist ihm noch nicht wild genug. Jedes Mittel, spricht er, das die Zwingburg der Reaktion in ihren Grundmauern lockern, das Volk aus den Fesseln des Kapitalismus erlösen kann, muß angewandt werden. Nur feige Seelen erbeben bei dem Aufruf zum Generalstrike. Die Entwickelung der Wirthschaft fordert diese Machtprobe; wer siegen will, darf ihr nicht ausweichen, und wer sie auch nur aufschiebt, mindert dem Lohnarbeiter die Möglichkeit endgiltigen Erfolges. Ist die Mehrheit der Hörigen noch zu schlaff, läßt sie sich von Leuten einschläfern, die bei dem Gedanken an Gewaltanwendung schlottern, dann muß wieder, wie so oft schon in unserer Geschichte, eine entschlossene Minderheit den Haufen mitreißen. Wähnt Ihr, der gute Wille der behaglich im Ausbeuterrecht Wohnenden werde, mag das Klasseninteresse noch so laut abmahnen, Eure Lage bessern? Selbst die winzigste Reform wird nur durch Einschüchterung, durch wirksame Drohung erreicht. Lasset die Kohlengräber getrost anfangen. Nicht vierundzwanzig Stunden lang kann ihr Ausstand vereinzelt bleiben; das Bewußtsein inniger Solidarität wird schneller, als die Trägheit heute ahnt, das ganze Proletariat waffnen und von einer Grenze zur anderen das Schlachtgefild dehnen. Jeder Hafenarbeiter wird die kämpfenden Kameraden dadurch unterstützen, daß er kein Kilo fremder Kohle löscht. Die amorphe Masse, die ängstliche Hammelheerde muß überall von muthigen Männern zur That getrieben werden. Die Organisirung solcher Gruppen,

in denen der Wille zu schonunglosem Kampf lebt, ist jetzt die wichtigste Forderung. Wovor sollten wir zittern? Vor den Flinten unserer in den Soldatenrock geknuteten Brüder? Sie hassen, wie wir, den Moloch des Militarismus. Aus millionen Kehlen haben sie den Ruf gehört: Wenn das Kommando ertönt, auf ausständige Arbeiter zu schießen, ist Eure Pflicht, als Zielpunkte Kopf und Herz der Offiziere zu wählen, die Euch das Verbrechen des Brudermordes zumuthen! Seid sicher, daß sie für Eure Sache fechten werden. Oder wollt Ihr bis ans Lebensende im Joch bleiben und den Orgien des Militarismus etwa gar noch zujauchzen? Nein. Wir brauchen keine uniformirte Schlächterzunft. Wir unterscheiden nicht zwischen gerechten und ungerechten Kriegen. Jeder Krieg ist uns ein Gräuel, dem jedes erreichbare Mittel vorbeugen muß. Wir sind fest entschlossen, die Kriegserklärung mit dem Generalstrike zu beantworten; und der Befehl zur Mobilmachung der Truppen giebt uns das Zeichen zur Revolution. Also spricht, vor Allgalliens Ohr, Aristide Briand; in hundert Versammlungen. Ein Demagoge von besonderem Schlag. Der Troß machts wie die Schranzen, die dem König vorgirren, er sei mit höherer Weisheit begnadet als das Gekribbel der Unterthanen; sagt der Masse nie, was sie nicht hören will, und rühmt den untrüglichen Instinkt, dem sie in ruhiger Zuversicht folgen dürfe. Briand hat ein anderes System. Empfiehlt sich durch Aufrichtigkeit, die auch Unwillkommenes nicht verschweigt. Singt das Lob der Minoritäten. Losung: Ni dieu ni maître! Feldgeschrei: Furchtlose, erbarmunglose Propaganda der That!

Noch sind kaum vier Jahre verstrichen, seit Frankreich seinen Aristeides so sah. Als den Unerbittlichen, der an der äußersten Konsequenz einmal gefundener Erkenntniß nie scheu vorüberschlich. Der dem Unrechtsstaat Todfeindschaft geschworen hat, die Kapitalistenrepublik durch Massengewalt aus den Angeln heben will und den Genossen, die ihren Jaurès zu sanft, fast schon zahnlos finden, zuruft: »Nur wer, wie ich, für den Generalstrike eintritt, darf sich einen Revolutionär nennen!« Als Hervés Vertheidiger, der die Soldaten zur Meuterei verpflichtet. Er wird Minister; und erklärt auf der Tribüne, daß er keinen seiner Grundsätze jemals dem Machtkitzel opfern werde. Ringsum ein Nicken und Lächeln. Waldeck-Rousseau war der Anwalt der größten Ausbeuter, schien selbst der ärgste Sozialistenfeind: und führte dann, ohne sich je in Hitze bringen zu lassen, die neuen Jakobiner zum Sieg. Combes trug die Kutte, ehe er zur Frühstücksmarmelade ein Pfaffenfilet heischte. Millerand war Sozialdemokrat, saß auf der Ministerbank dann neben Galliffet, dem »Meuchler der Geiseln«, und brüstete sich mit Titeln und Orden. Wer an der vollen Krippe sitzt, greift nicht nach der Axt, die sie zertrümmern könnte. Warum solls mit Briand nicht gehen? Ging auch. Sehr gut sogar. Bald wurde geflüstert: Ein politischer Kopf; ein Staatsmann, der sich zur rechten Stunde zu mäßigen weiß und im Kampfgewühl schon bedenkt, daß ihn morgen das Staatswohl zwingen wird, dem Feind von heute sich zu befreunden. Die Aechtung der Kongregationen ist an seinen Namen geheftet: und dennoch spricht die hohe und niedere Geistlichkeit

von ihm im Ton sympathischer Achtung. Er hat eine behutsame Hand, die noch an halb verkohlte Pfosten nützliche Fädchen zu knüpfen vermag und heimlich die durch Clemenceaus fahrige Effektpolitik entstandenen Knitterfalten ausbügelt. Er wird Ministerpräsident. Der Sozialdemokrat; der Führer des groupe antimilitariste. Lernt Frau Marianne nun endlich das Fürchten? Sie freut sich; erwartet sich das lustigste Fest. Ein himmlisches Spektakel für ein blasirtes Volk von Genießern. Am Paradetag sitzt Briand neben dem Präsidenten der Republik, drechselt den Truppenführern Komplimente, preist die Mannszucht als das unentbehrlichste Gut der Nation. Und jeder Uniformirte weiß: Der mit dem Schnurrbart da oben hat uns hundertmal ermahnt, im Straßenkampf die Waffe gegen unsere Offiziere zu kehren, und feierlich gelobt, im Kriegsfall durch revolutionäre Abwehrbewegung, durch Generalstrike und Massenaufstand uns an der Erfüllung der Dienstpflicht zu hindern. Der ist jetzt unser höchster Chef. Ein Schauspiel für Götter; und für Pariser, die ihre Institutionen kaum noch ernst nehmen und keinem politicien Ueberzeugung und Grundsätze zutrauen. Der Ministerpräsident wirkt, wenn er das Wort nimmt, weniger oft durch Wirbelwinde als durch blanke Logik und kühle Nüchternheit. In seiner ersten Programmrede warnt er, in Périgueux, vor neuer Zerklüftung; nennt die Sehnsucht nach innerem Frieden den Herzenswunsch der Nation; fordert alle ehrlichen Republikaner auf, alten Groll zu vergessen und sich zu gemeinsamer Arbeit fürs Vaterland zu schaaren. Und ist vom nächsten Tag an der Vertrauensmann aller ruhigen Rent-

ner, die Frankreich schon in Anarchie gleiten sahen, aller aufrichtigen Freiheitfreunde, die der Stank eines unduldsamen Sektenregimentes längst widert. Naht wirklich das Ende der Jakobinerherrschaft? Kann auch Einer, dem Religion nicht das Trugwerk der Priesterlist, die Ungleichheit der Menschen nicht die Folge staatlich patronisirter Raubzüge ist, in Frankreich wieder frei athmen? Nur Denen um Guesde, um Jaurès, um Combes furcht sich die Stirn. Wohin will dieser Mann, den das Vertrauen der sozialistisch-radikalen Mehrheit auf den höchsten Sitz hob? Leise erst, dann laut und schließlich in gellendem Ausruferton wird an Briands Agitatorenarbeit, an Briands hitzige Rebellenreden und Putschpredigten erinnert.

Dem zuckt keine Wimper. Sein galant lächelnder Mund, den düster dräuende Augen beschatten, spricht gelassen: Ich habe mich nicht gewandelt, bin der Selbe noch, der auf dem linken Flügel der Volksvertheidiger focht; nur jetzt eben président du conseil, der verantwortliche Leiter des Staatsgeschäftes und drum keiner Fraktion unterthan. Antwort und Abwehr? Der lässige Gestus Eines, der eine Mücke wegscheucht; den Stich hat er nicht gefürchtet, doch das Gesumm stört ihn in der Arbeit. In jeder Rede fast wiederholt ers: Ich bin unverändert; aber das Land will Ruhe und braucht die Mitarbeit Aller, denen das Gedeihen der Republik der Leitstern ist, und ich bleibe auf meinem Platz, so lange eine Republikanermehrheit für mich stimmt. Da beginnt der Eisenbahnerstrike. Ein aus bewußtem Willen zur Revolution geborenes Handeln. Die Lohnwünsche der Arbeiter sind schon erfüllt oder der Er-

füllung nah; die Regirung verhandelt mit den Ausständigen und erklärt sich bereit, jede ausreichend begründete Forderung bei den Bahngesellschaften zu vertreten. Damit ist der herrschsüchtige Syndikalismus nicht zufrieden; ihm kommts auf die Machtprobe an. Die Rechtsräuber, die der Bodenwucher, die erpreßte Rente mästet, sollen in ihrer Fronfeste alle Schrecken der Belagerung kennen lernen. Auf allen Gleisstrecken wird, in Ost und West, die Rückkehr in die bewährte Mode des sabotage empfohlen, die zwar die unnöthige Zerstörung des Industriematerials verbietet, es aber für die Dauer der Ausstandszeit unbrauchbar machen will. Eine feine Unterscheidung. Warum eine Dynamomaschine zerbeulen, zerstören, wenn man sie gemächlich demontiren und unentbehrliche Theile in sicheren Versteck schaffen kann? Wozu eine Lokomotive mühsam zertrümmern, wenn man ihrem Bauch die Kohlenspeise entziehen und durch falsche Signale den Schienenstrang sperren kann? Tage lang rollt kein Zug aus dem Gewölb der Kopfstationen. Durch Drohung werden die zum Strikebruch Willigen ferngehalten; die durch Worte nicht Einzuschüchternden mit Hieben und Püffen in die Pferche heimgetrieben, aus denen der Hunger sie zur Notharbeit rief. Ist Frankreich von der Nachbarschaft abgesperrt, ohne die Möglichkeit zu Einfuhr und Ausfuhr, sieht es seine Ostflanke wehrlos der Invasion ausgesetzt und stockt der Puls seiner Wirthschaft, dann muß es merken, wo die Macht wohnt, und die Massen befriedigen, von deren Laune Leben und Tod abhängt. Das ist kein Ausstand, der bessere Arbeitbedingungen erwirken, ist einer, der auf

ungebahntem Weg zu neuer Vertheilung der politischen Macht führen soll; ist Revolution. Briand fühlts; und läßt seinen Drang von zaghafteren, um ihre Politikerzukunft, ihre einträglichen Mandate bangen Kabinetsgenossen nicht eine Minute lang hemmen. Aristeides wird Drakon. Die Haupthetzer, die beim sabotage Abgefaßten werden verhaftet, die Strikebrecher mit der Waffe geschützt, die von der Militärpflicht nicht freien Ausständigen zum Wehrdienst einberufen und, als Soldaten, durch die Kommandogewalt zu der Arbeit gezwungen, die sie, als dem Syndikat gehorsame Civilisten, eingestellt hatten. Wüthend heult die Demagogenschaar auf. Gerade solchen Strike hat ja Briand stets gefordert; wenns nach ihm ginge, müßten in allen Gruben, Hütten, Fabriken jetzt die Arbeiter sich den Eisenbahnern anschließen; dann hätten wir den Generalstrike, den er ersehnte und in dem jeder republikanische Soldat zu Meuterei verpflichtet wäre. Briands Agitatorenreden werden abgedruckt, auf Riesenplakaten an die Straßenecken geklebt. »Déclarations de M. le président du conseil.« Nur Drohung und Einschüchterung sichert dem Lohnarbeitervolk Erfolge. Der Befehl zur Mobilmachung ist das Zeichen zur Revolution. Der Soldat muß auf die Offiziere schießen, die ihm ausständige Arbeiter als Kugelziel zeigen. Die ganze Leier. Der Ministerpräsident wankt nicht. Läßt die Plakate kleben. Kann, wie der Weltenschöpfer, am siebenten Tag ausruhen: Frankreich ist wieder in Ordnung und ringsum Alles gut. Und da er in der Kammer mit Interpellationen und von der neuen Montagne her mit Schmähung überschüttet wird, spricht er, der Sozial-

demokrat, der Revolutionär das tollkühne Wort: »Ich werde Ihnen, meine Herren von der äußersten Linken, Etwas sagen, das Ihren Unwillen vielleicht bis zum Siedepunkt erhitzen wird. Wenn im Angesicht einer dem Vaterland drohenden Gefahr das Gesetz nicht die Möglichkeit geboten hätte, die Grenzen des Landes zu schützen und dadurch das Leben der Nation zu verbürgen, dann wäre die Regirung, um sich das Verfügungrecht im Bereich der Eisenbahnen, also eines wichtigen Werkzeuges der Landesvertheidigung, zu wahren, gezwungen gewesen, ungesetzliche Mittel anzuwenden. Das hätt esie gethan; die Stimme der Pflicht hätte sie auf diesen Weg gedrängt.« (Zwischenspiel: Kaum ist das Wort, das den Muth zu ungesetzlichem Reichsschutz bekennt, dem Mund entfahren: da brüllt der stämmige Genosse Colly auf: »Laßt mich den Diktator erwürgen!« Genosse Jaurès hält, mit Anderer Hilfe, den rasenden Hünen und ruft ihm zu: »Wenn Du ihn prügelst, ist er gerettet!« Ein Musterbeispiel jakobinischer Geistesart. Der Streckenarbeiter, Schaffner, Zugführer, der Eisenbahnmaterial für eine von seiner Willkür bestimmte Frist unbrauchbar macht, muß straflos bleiben; denn das Gesetz giebt ihm das Recht zu Koalition und Ausstand und kein Buchstabe beschränkt die Wahl der anzuwendenden Mittel. Der Abgeordnete darf dem Minister, dessen Rede ihn ärgert, die Kehle zudrücken; nur die Erwägung des möglichen Nutzens oder Schadens, nicht die Pflicht zu legalem Handeln, darf von solchem Ueberfall abhalten. Das Regirunghaupt, in dem auch nur der Gedanke keimt, im äußersten Nothfall könne die Stimme

des Reichsinteresses die Frage nach der Legalität einer Maßregel übertönen, ist des schlimmsten Verbrechens schuldig.)

Eine Stunde lang tobt der Sturm. Steht Briand, vor dem knirschenden, heulenden, fuchtelnden Haufen, auf der Tribüne. Verräther, Diktator, Gauner, Strolch: kein Schimpf wird ihm erspart. Bleich steht er; aber sein Blick ist ruhig. Seine Vergangenheit, Alles, wofür er Jahre lang gekämpft hat, speit ihm aus dem Geifermund entfremdeter Kampfgenossen Verachtung ins Antlitz. Und ein seiner Nerven minder Sicherer würde sich fröstelnd nun fragen, ob das unpopuläre Trutzwort nicht auch die Gruppen von ihm wegsprengen könne, ohne die seine Mehrheit unhaltbar ist. Briand bleibt ruhig. Er weiß, daß er wider die Bereiter der Anarchie im Lande die Mehrheit für sich hat; und für das Land diktirt er, da er sich in der Kammer nicht Gehör schaffen kann, den Stenographen den Schluß seiner Rede. Dann geht er unbesorgt, unbehütet heimwärts und sagt heiter zu den Reportern, die einen Verstörten erwarten: »Wenn ich den Diktator spielen soll, muß ich zunächst reiten lernen; morgen will ich mich nach einem Rappen umsehen.« Die nächste Sitzung bringt die Anklage in den ehrwürdigen Formen französischer Gerichtssprache. Die fünfundsiebenzig Sozialdemokraten, in deren Reihen er so lange saß, zeihen ihn frechster Rechtsbeugung, schamlosen Gesinnungschachers und erklären, sein Handeln habe im Proletariat Zorn und Ekel geweckt. Vorher schon nannte Jaurès ihn einen nach der Caesarenrolle lüsternen Hanswurst, den das Votum der Mehrheit flink in den Kehricht fegen

werde. Er schweigt. Hat nur am Anfang der Sitzung gesprochen. Mehr im Ton des Melodramas als sonst. »Betrachtet meine Hände: kein Tröpfchen Blut hat sie befleckt. Ihre Stimmzettel können das Leben des Diktators enden. Entziehen Sie ihm die Zeichen Ihres Vertrauens: und machtlos tritt er vom Schauplatz. Die Regirung, die reaktionär gescholten wird, legt ihr Schicksal in Ihre Hände. Nur eins erbitte ich: lassen Sie uns im Sonnenlicht, nicht in einem Kellerloch sterben.« Das Wort, das gestern den Sturm entfesselte, war der unkluge Ausdruck einer vermeidbaren Hypothese: »une imprudence«. Keiner glaubts. Jeder möchte beschwören, daß Briand auch gestern sprach, wie er sprechen wollte. Doch die Bescheidenheit des Taktikers wirbt unter den Zaudernden Stimmen; 94 gegen Briand, 388 für ihn. Sieger. Der Bourgeoisie der Retter der Republik. Allen, die Etwas zu verlieren haben, der Messias im Bürgergewand, der Frankreich aus der Gefahr schleuniger Desorganisation riß und den widernatürlichen Bund mit den Sozialisten löste. Die Hoffnung, der Hort, das flecklose Panier aller guten Franzosen. Bald danach fällt er; in einem Kellerloch. Kehrt aber wieder; als Minister eines Königs? Wenn nicht als Person: als Typus ganz sicher.

Muß diesen Mann gemeine Machtgier zum Wesenswandel getrieben haben? Weil er die Terminologie am Schnürchen hat, glaubt er, wie in jedem Bezirk mancher Andere, die Sache zu kennen. Spät erst entschleiert sich ihm die Wirklichkeit. Frankreich braucht, zwischen wehrhaften Staaten, ein Heer;

und nur straffe Mannszucht, die blind gehorchen lehrt, kann die zur Landesvertheidigung taugliche Maschine bedienen. Frankreich darf, neben klug geleiteten Industriestaaten, bei Gefahr rascher Verarmung und unheilbaren Siechthums nicht in das Elend des Kommunismus sinken. Nur eine kommunistische Gesellschaftordnung aber, die dem Untüchtigen den allzu gefährlichen Kampf ums Dasein erspart und an Besitz, Rang und Recht ihm das Selbe beschert wie dem Tüchtigsten, vermag dem Massenwunsch, dem Trachten der Mehrheit, die nie Elite sein kann, zu genügen. Wer weniger bietet, läßt Wassertropfen in glühenden Stein sickern. Sah Rousseau nie, daß auf der selben Waldscholle ein gesunder Baum starke Aeste himmelan streckt, ein Krüppelchen kaum übers Kindermaß hinauswuchs? Nicht Gleichheit: Ungleichheit zeigt uns, grausamen Zwang zur Auslese des zu Leben und Fortpflanzung Brauchbaren offenbart dem Blick in jedem Revier die Natur. Dürfen wir uns vermessen, sie zu meistern? Aus allen Winkeln dieses schönen Landes dampfts von Fieberschweiß und erhitztem Athem. In allen Gewerben langt der Arm nach der Macht, die dem Kopf gebührt. Fraglich ist nur noch, ob der Staat in der Stunde eines Rausches, der auch die Wächter umfängt, zertrümmert oder langsam ausgehöhlt und entmachtet werden soll. Die Bourgeoisie will das Proletariat, das Proletariat die Bourgeoisie prellen. Wir können, heißts hüben und drüben, eine weite Strecke zusammengehen. Doch der wohlhabende Bürger fängt zu fühlen an, daß der Weggenosse ihm, Stück vor Stück, die Besitzrechte entwindet; das Syndikat, die

Confédération Générale du travail, zur höchsten Instanz im Staat macht; die Brut in der Verachtung des Vaterlandes aufzieht. Das Proletariat? Daß Monarchisten und Klerikale morgen die Republik würgen und eine schwarze Tyrannei einsetzen werden, wird es nicht ewig glauben. Kleine Bissen sättigen nicht. Und wenn Ausgehungerte sich auf volle Schüsseln stürzen, verhallt der Mahnruf zu weiser Mäßigung. Was ist bis heute denn das Ergebniß der Blockpolitik, die in der Wirrniß des Dreyfushaders einer gefährdeten Partei das Löffelrecht wahren sollte? Ein tiefer Spalt im Stamm des nationalen Lebens. Die Willkürherrschaft der Horden, die von schlauen Beutejägern gedrillt wurden. Die Anwendung der Saboteurmethode auf die Politik: alle Materialien und Einrichtungen des Staates werden noch nicht zerstört, doch für die Zeit des gerade anhängigen Besitzrechtsstreites unbrauchbar gemacht. Währt dieser Zustand fort, dann wird Frankreich wehrlos; verliert seine Kolonien, seine Land- und Seemacht, seinen Welthandel, den Ertrag der Luxus- und Fremdenindustrie. Wird reif für die Sociale, den täglich nach der Melodie des Lampionliedes besungenen Umsturz. Wollt Ihr Frankreich, so müßt Ihr die Scheidung der Geister wollen. Katholisch oder gottlos, liberal oder radikal: das Vaterland heischt die Kraft aller Söhne, die das Interesse an seine Erhaltung band. Die »trunkenen Sklaven«, die Gambetta in ihre Höhlen zurückpeitschen wollte, leben noch unter uns. Und Babeuf geht wieder um . . . Ein Erleben, das aus dem Kneipenkonvent an die Spitze des Reichsdirektoriums führt,

kann auch den Redlichen zweifeln lehren, ob Allen derselbe Rechtsanspruch zieme.

Für Babeuf war Carnot, für Jaurès und Genossen ist Briand der Verräther. Im Sinn des Massenhöflings ists Jeder, den die Erhaltung des Staates, auch eines unvollkommenen, und seiner Wehrkraft wichtiger dünkt als die Bescheinigung zäher Prinzipientreue; Jeder, der nicht gewiß ist, daß ohne den Glauben an lohnende, strafende Götter, ohne Willenszwang, ohne den Sporn, den die Sucht nach Besitz und Geltung dem Ermattenden eindrückt, die entfesselte, gekrönte Menge die dem Staatswohl unentbehrliche Arbeit leisten wird.

HEDWIG NIEMANN.

Eine ganz kleine Frau mit sehr hellem Haar und grauen, manchmal ins Grünliche schillernden Augen. Sie konnte sich kaum verändern; die proteische Verwandlungskunst, die Thoren für die eigentlich schauspielerische Fähigkeit halten, fehlte ihr völlig und sie wäre, auch wenn sie Perücken von millionen Locken aufgesetzt hätte, immer doch Hedwig Niemann geblieben. Sie versuchte auch die täuschenden Künste gar nicht erst; sie trat stets in der selben Gestalt vor das Publikum und war, wo sie zu gesunden Sinnen sprechen durfte, immer des Sieges gewiß. Das nur begrenzte ihre Wirkung: den Ungesunden bot sie nichts, den kraftlos Kränkelnden, die nur durch die stärksten Reizungen noch, durch pastilles galantes, durch Peitsche und Perversitäten, für ein Weilchen aus träger Ohnmacht aufzurütteln sind, hatte ihre schlichte und stille Kunst nichts zu sagen. Deshalb gefiel sie auch den Börsenbarbaren, die in den berliner Theatern Hausse und Baisse machen, schon lange nicht mehr und durfte aus Gnade und Barmherzigkeit nur von Zeit zu Zeit noch spielen, wenn gerade kein Kassenstück da war oder wenn irgendeine Greisenhetäre, die, um ihre Boudoirpreise zu steigern, in der entwürdigten Moralischen

Anstalt ihr Unwesen trieb, für die vierundzwanzig Arbeitstunden des Tages lohnendere Verwendung hatte.

Hedwig: der Name erinnert an blonde Kriegerinnen, an schlanke und weiße Weibchen, die immer bereit waren, mit den Germanenmännchen den heißen Kampf um das Glück und die Herrschaft zu wagen; und die Höhere Tochter, die sich hinter Butzenscheiben eifrig für ähnliche Kampfspiele rüstet, denkt bei dem holden Namen an Scheffels Frau Hadwig, die gelehrte Freundin des schönen, versonnenen Mönches Ekkehart. Mit diesen altdeutschen Weibsbildern schien unsere Hedwig Niemann dem ersten Blick nicht die geringste Gemeinschaft zu haben, obwohl sie mit den kleinen, soignirten Händchen sich den stattlichsten Germanenrecken erstritten hatte, aus Wälses Stamm den Riesen, dem man glauben konnte, er habe den hehrsten Helden der Welt, den Brecher alter Verträge, im Schoß der bräutlichen Schwester gezeugt. Aber auch Hadwig aus Bayernland war wohl nicht immer die weise Frau; eine Anekdote erzählt von ihr, sie habe, als sie den Kaiser Konstantin, den sie nicht mochte, heirathen sollte, den verhaßten Ehebund durch eine boshafte Mädchenlist schlau zu vereiteln gewußt: sie verzerrte ihr hübsches Lärvchen so standhaft, daß der Maler, der dem Basileus ihr Portrait liefern sollte, kein ordentliches Bild zu pinseln vermochte und Konstantin, der die deutsche Katze doch nicht im Sack kaufen wollte, die Werbung freiwillig aufgab. Wahrscheinlich ist die Geschichte erfunden; aber sie läßt uns immerhin ahnen, daß Fräulein Hadwig ein Racker war. Und allen zierlichen Rackern

fühlte die Hedwig der Bretterwelt sich ganz sicher nah verwandt; wenigstens hat die kleine Hedwig Raabe die Racker immer am Liebsten gespielt. Etwas Streitbares steckte in ihr, deren Gestalt doch gar nicht einer Virago glich, und sie konnte auf der Bühne ganz merkwürdig wild mit den Geschlechtsgenossinnen um das Glück und das Mutterglück verheißende Männchen kämpfen; nicht wie eine Heldin freilich, sondern wie eine allerliebste, aber auch bösartig pfauchende Katze. Wenn sie als Frou-Frou mit der ihr unähnlichen Schwester stritt, wurde ihr Auge ganz grün, in dem hellen Haar schienen, wie unter finsterem Himmel in einem Katzenfell, Funken zu knistern und dem Zuschauer schlich Angst vor dem kleinen Satan ins erkältete Gebein. Dann aber lachte sie wieder, wie nur eine reinliche Seele lachen kann, schmiegte sich kätzchenhaft an den Geliebten und rieb schnurrend, mit Zärtlichkeit erbettelnden Pfötchen, die Mädchenglieder an dem ersehnten Leib. Die reine, keusch erwachende Sinnlichkeit war das Stärkste in ihrer Spielkunst; nicht die mit Kanthariden erkünstelte Sinnlichkeit, die in den Logen und im Ersten Rang die müden Herren kitzeln und lüstern machen will, sondern die gesunde Sinnlichkeit des Naturweibchens, das jauchzend sich vom Ueberwinder erkennen läßt und spöttisch den werbenden Mann mißt, in dem es des Mannes zu wenig findet. Haben es einst, in dumpfen Germanenhütten und in den altdeutschen Häusern, Hedwigs Ahnen nicht auch so gepflegt und gethan? Die Natur überlebt lachend den Wechsel der Mode.

Die starke Natur des nachschaffenden, die schwache Schöpfung ergänzenden Künstlers kann den schlechtesten Theaterstücken für flüchtige Stunden den Schein des Lebens leihen. Wer heute die verstaubten Stücke von Iffland und Benedix, von Putlitz und der Birch prüfend mustert, wird nicht begreifen, daß diese leichte Waare ganze Geschlechter ergötzte; er weiß eben nicht, wie diese Unbeträchtlichkeiten damals gespielt wurden. Mit der nüchternen, korrekten und uniformirten Schauspielerei, die sich jetzt, gar neckisch und selbstbewußt noch, auf den schlecht gekehrten Brettern der berliner Hofbühne spreizt, wäre die armsälige dramatische Kleingewerbeproduktion des ersten Jahrzehntes im neuen Reich nie zu Erfolgen gekommen. Damals aber standen am Schillerplatz die Herren Döring, Berndal, Liedtke, Krause, Vollmer, Oberländer, die Damen Frieb-Blumauer, Erhart, Keßler und Meyer neben einander; und durch diese in ihrer harmonischen Einheit und robusten Laune seitdem in Berlin nie wieder erreichte Lustspieltruppe tollte und kicherte von Zeit zu Zeit Hedwig Niemann-Raabe. Sie kam immer nur für ein Weilchen und huschte, wie ein Irrwisch, bald wieder hinweg; mit ihr aber kam Sonnenschein, Frohsinn und ausgelassene Koboldstücke. Wenn sie Ifflands steifen Hofrath mit Mädchenreiz aus dem Hagestolzenthum lockte, des Städters staubige Pedantenseele mit Landluft labte und mit der eigenen Jugendlust den ängstlichen und von Honoratiorenstolz doch geblähten Herrn Freier über Nacht verjüngte, konnte man glauben, ein Kunstwerk zu sehen, den Lenz eines Herzens zu erleben; wenn sie Fan-

chon, Jane Eyre oder Lorle war, glich die muffige Requisitenkammer der guten Madame Birch-Pfeiffer beinahe der hellen, blühenden Menschenwelt; und wenn sie, in einer längst vergessenen Kinderei, als flinkes Theaterbachfischchen Hedwig »ihr Herz entdeckte«, dann wars, als ob in einem zärtlich von schlanken Mädchenfingern gepflegten Gärtchen die Knospen sprängen, um durch den Morgenthau blinzelnd die Sonne zu sehen. Viele haben ihr eifernd nachgeäfft, das Lächeln und Schmollen ihr abgeguckt und fast Alles, was man jetzt an »Naivetät« hinter der Rampe sieht, kommt aus dem Raabereich; ihr Bestes aber, die von Saft und Kraft strotzende und doch so lacertenhaft geschmeidige Persönlichkeit, blieb ihr unnachahmliches Eigenthum. Selbst die entzückende Kunst der Frau Sorma ward selten so völlig deutsche Natur; sie ist spiritueller, fast immer sentimentalisch und sehnt sich nur nach der Natur, der verlorenen, zurück; sie ruft den spitzen Verstand zu Hilfe, den grämlichen Meuchelmörder der Ursprünglichkeit, während Frau Niemann sich still vom Instinkt leiten ließ. Es ist ein Unterschied wie zwischen Grillparzer und Goethe; und vielleicht ist es kein Zufall, daß die charmanteste Hexe im Reich der jungen Frau Sorma die Jüdin von Toledo, die feinste und stärkste Mädchengestalt der Frau Niemann Goethes Marianne wurde. Wie sie da hausmütterlich im engen Kleinbürgerbereich schaltet und waltet, mit dem Bruder, dem Freund und dem Bübchen Christel verkehrt, leise schmunzelt und ganz sacht, daß nur ja Keiner sich drüber gräme, ihr bärmliches Herzleid in verstohlenen Thränen er-

leichtert, wie das dämmernde Sehnen des Busens ihr klar wird und immer klarer, bis in dem Bruder endlich der Liebende sich und der Geliebte enthüllt und die von der Fülle des Glückes Betäubte, von Wilhelms heißem Kuß Bebende nur den Ruf des Zweifels findet, der doch schon kein Zweifel mehr ist: »Wilhelm, es ist nicht möglich!«: als fortwirkendes Erlebniß kanns nicht Vergangenheit werden. Nur eine Szene gab es noch, wo, in ihrem begrenzten Rollenkreis, diese Spielerin solche Kunsthöhe erreichte (erreichen konnte, weil ein Dichter sie führte): die qualvolle Szene, in der Hebbels todwunde Maria Magdalena den gehaßten Verführer anfleht, sie zu heirathen, aus der Schande zu lösen. Frau Wolter hat der seltsamen Tischlerstochter mehr herbe Größe gegeben, in ihr mehr die Tochter des stacheligen, düster sinnenden Vaters gezeigt, doch ihr Herointhum verfügte nicht über die Fülle der flehenden und unter Schluchzen fluchenden Frauentöne, die Hedwig Niemann fand; so mußte das Mädchen sein, das, von der Stickluft des dumpfen, lichtlosen Hauses entkräftet, sich in einer schwülen Stunde an den ungeliebten, das Püppchen schlau knetenden Mann verlor und mit der letzten, fast schon verzweifelnden Hoffnung nun um die Ehre kämpft, das höchste, beinahe das einzig heilige Gut im dunklen Haushalt des Meisters Anton. Die spitzfindig erklügelte Vorgeschichte des mächtigen Werkes wurde glaubwürdig und dem von der Hebbellauge nicht angefressenen Menschenverstand sogar wahrscheinlich, wenn Hedwig Niemann Klara Anton war.

Leider kam sie allzu selten dazu, echten Dichtern solchen

Sieg zu erstreiten. Sie mußte gewöhnlich die Sache der Macher und Mächler führen und die Kraft an die schwere Aufgabe verzetteln, Paraderollen zu Menschlichkeit zu erwecken. Das war nicht ihre Schuld, nicht die Bequemlichkeit eines lässigen und eitlen Talentes, das kokett nur nach wohlfeilen Effekten spähte und sich im Poetenland, wo die Früchte ihm langsamer reifen mußten, nicht heimisch fühlte. Nein: die unermüdliche kleine Frau schnupperte gierig stets nach neuer, hoch lohnender Arbeit umher und hätte gern an den von den Größten geschaffenen Jungfrauen und Frauen die Kräfte geübt; aber die äußeren Mittel, von denen der Kunsthandwerksbetrieb des Schauspielers abhängig ist, zwangen ihre nach freier Regung langenden Rollenwünsche in enge Grenzen. Sie wäre das beste Gretchen gewesen, das man erträumen könnte, ein nachdenkliches, einfältiges Bürgerkind, das im heißen Wirbelwind einer von Höllenkünsten geheizten Leidenschaft über Nacht zum Weib und zur sündigen Mutter wird; doch die helle Vogelstimme hätte das Gebet an die Gnadenreiche und den Jammer der irren Kindesmörderin in einem weiten Schauspielraum nicht zu leisten vermocht. Ihr fehlte immer der große Ton und die große Geberde; sie fand auch nicht den sicheren Führer, der, als es noch früh genug war, bis in Stellas Park ihr den Weg zu weisen versuchte. So blieb sie denn auf die bürgerliche Dramatik beschränkt; und mit der sah es, als die Natur der Niemann das Bühnengepräge empfing, recht übel aus. An den deutschen Bachfischen, die unter der Witztyrannis der Lindaugenossen rasch verrohten, hatte sie sich bald über-

sättigt und suchte, als ihr in den »Augen der Liebe«, einem allzu bewußt klugen Theaterspiel der Birchtochter Wilhelmine von Hillern, noch ein kleines Puppenwunder gelungen war, bei den Franzosen das Heil. Frou-Frou war sie schon früher gewesen; jetzt wurde sie das Fräulein von Belle-Isle, Dora, Cyprienne und Francillon. Diese Rollen »lagen« ihr eigentlich nicht, denn sie dachte und empfand nicht wie eine Französin, sondern war in ihrem Wesen so kerndeutsch, wie die Chaumont und die Réjane gallisch (oder pariserisch) waren; aber sie übersetzte die zierlich frechen Heldinnen der Dumas und Sardou keck in ihr geliebtes Deutsch und war stark genug, um uns in den Glauben zu zwingen, ein Pflänzchen wie Cyprienne oder Francillon könne in Magdeburg gewachsen sein. Freilich konnte dieser Jahrzehnte lang währende Umgang mit Männern, deren Art mehr geistreich als poetisch ist, nicht ohne Folgen bleiben. Frau Hedwig gab den klugen und thörichten Jungfrauen, den unbefriedigten oder unbeschäftigten Gattinnen, die sie zu spielen hatte, ihr blondes Gemüth, aber sie fühlte sich ihnen überlegen und ging mit den Ersinnern dieser Figuren nicht immer säuberlich um. Für den Schauspieler, der sein Handwerk beherrscht, ist die ununterbrochene Beschäftigung mit geringer Kunst die größte Gefahr: er wird, weil er sich nicht einem starken Dichter unterzuordnen braucht und in jedem Augenblick jeden gewünschten Ton sicher trifft, leicht zum selbstherrischen Virtuosen, dem das Drama nur noch das Mittel ist, die eigene interessante Persönlichkeit glänzen und glitzern zu lassen. Auch Frau Nie-

mann ist dieser Gefahr nicht entronnen; sie hörte nicht immer gut zu, entzog sich oft dem Zusammenspiel und amüsirte sich, während die Anderen vorn redeten und rasten, im Hintergrund auf eigene Faust. Vor der seelenlosen Aeußerlichkeit der schlimmen Virtuosen hat ihre starke Natur sie aber bewahrt; wo es galt, versagte sie niemals; ihre Thränen waren stets echt (allzu echt manchmal, denn sie weinte wirklich und schmälerte durch eigene Ergriffenheit dann die Wirkung), und wer die Alternde als Marianne sah, konnte, immer wieder, erkennen, daß sie die schwerste Schauspielerkunst niemals verlernt hatte: bescheiden und treu sich in Demuth dem Gebote des Dichters zu fügen. Pedanten pflegten ihr vorzuwerfen, Ibsens Nora sei ihr vor Jahren nicht gelungen, und wollten damit beweisen, daß sie die größten Aufgaben des »modernen« Schauspielers nicht bewältigen konnte. Der Vorwurf ist ungerecht. Als sie Nora spielte, war Ibsen noch der fremde, unverstandene Mann aus dem Nebelland; ehrfurchtlose Theaterleute drängten dem Noradichter eine unsinnige Aenderung des Schlusses auf: und die Niemann hatte eine läppische Frau Helmer darzustellen, die reuig ins Puppenheim zurückkehrt. Eine menschliche (oder gar weibliche) Einheit ist aus Frau Nora, die unheilbar am Ibsenbruch krankt, überhaupt nicht zu schaffen; denn die zwitschernde Lerche wird plötzlich mit dem radikalen Trachten Ibsens, des Alleinfliegers, belastet und soll, nachdem sie zwei Akte lang ein munteres, moralinfreies Weibchen war, im dritten das moralische Pathos des Dichters und das Recht der starken Persönlichkeit gegen die

Gesellschaftsitte verfechten. Dieser letzte Akt, der nur noch Tendenz und persönliche Polemik des Dichters bringt, fordert von der Darstellerin scharfen, raisonnirenden Verstand: und der Verstand war nie die starke Seite der Frau Niemann. Ihre Kraft stammte aus feinem und derbem Frauengefühl, sie konnte Marianne, Lise Pomme und Madame Sans-Gêne sein, und wenn sie das alte Fräulein Ella Rentheim, die Jugendliebe des unseligen John Gabriel Borkman, gespielt hätte, dann wäre das an heimlichen Wundern reiche Werk besser verstanden worden und man hätte gemerkt, daß diese Schauspielerin, die in Dorf und Stadt das glaubhafteste Lorle war und an schlechten Kramstoff so viel Kraft verschwendete, selbst im dunklen Ibsenreich noch echte Frauen gestalten konnte.

Friedrich Nietzsche, sagt man, hat sich als blutjunger Student in das Fräulein Hedwig Raabe rechtschaffen verliebt. »Eine Erholung seltener Art« nennt er, in einem Brief an den Freiherrn von Gersdorff, 1866 ihr Gastspiel; und »ärgert sich gewaltig«, daß er die Familie seines Onkels vernachlässigt hat, bei der, in Gohlis, der »blonde Engel« nun wohnt. »Ich ertrage es jetzt als eine Strafe meiner ungeselligen Gesinnung.« Das klingt beinahe, als käms aus ernstlich verwundetem Herzen. Es wurde nichts draus (so pflegt man in besseren Kreisen ja wohl sittsam zu sagen), gesunder Erotik fiel in dem armen Leben des einsamen Lyrikers überhaupt keine wichtige Rolle zu und am Ende war der leipziger Jugendrausch nur eine gewöhnliche Studentenliebe, die, wie die Windpocken, kommt und

geht. Die kleine Hedwig hätte aber auch den erwachsenen Dichter wohl noch zu locken vermocht, der auf Gletscherhöhe den Uebermenschen lehrte und Zarathustra sprechen hieß: »Zweierlei will der echte Mann: Gefahr und Spiel. Deshalb will er das Weib als das gefährlichste Spielzeug.« Der den Weibern verhaßte Spruch paßte auf diese weiblichste unserer Schauspielerinnen. Ein spielerischer Kindertrieb war in ihr; mitten im tändelnden Spiel zeigte manchmal aber ein blitzschneller Blick oder eine flinke Wendung, daß man dem Sonnenschein dieses Frauenfriedens nicht trauen dürfe und daß in der holden Hülle ein unbarmherziger Satan mit spitzen Zähnchen und scharfen Krällchen hause. Hedwig Niemann war einem recht gefährlichen Zweig der vielfach differenzirten Evafamilie entsprossen; und weil sie ganz und gar Weib war und ihr stärkster Reiz aus dieser Weiblichkeit stammte, ward ihr der Uebergang zu den Müttern und bethulichen Tanten so schwer, denen der tränkende, stillende Frauenborn längst verdorrt ist. Nur der Stärkste durfte sich, ihr Albert, muthig des Wagestückes vermessen, sie zu freien und festzuhalten, nur der Stärkste, der Wälsung, bestand siegreich den Kampf mit dem gefährlichen Spielzeug. Wenn vor Zarathustras trunkenem Blick die kleine Frau neben dem reckenhaften Gatten erschienen wäre, hätte er den Freunden das blonde Paar gezeigt und ihnen gesagt, daß hier ein Ehegarten nach seinem Herzen angelegt sei, weil ein heldischer Mann, statt einer geputzten Lüge, eine starke, tanzlustige Frau fand, ein echtes Weibchen, das zur Erquickung des heimkehrenden Kriegers taugt.

Allzu früh ist Hedwig Niemann vergessen worden. Kaum liest man noch ihren Namen. Den Mimen wird oft unersättliche Gier nach raschem, sichtbaren, münzbaren Erfolg vorgeworfen; ist solche Sucht ihnen zu verargen, wenn sie täglich erleben müssen, wie schnell in ihrem Rampenreich blühender Ruhm welkt, wie Denen selbst, die einst auf einem Thron saßen, von grober Hand nur hastig ein paar Schollen ins Grab nachgeschleudert werden? Der Anblick lehrt sie »geizen mit der Gegenwart und ihrer Mitwelt mächtig sich versichern«. Minder pathetischen Ausdruck als Schiller gab Bismarck ihrem Angstgefühl, als er, nicht in Nänienstimmung, das Schauspielerwort citirte: »Nach Neune ist Alles aus«.

Die Niemann wußte es; wußte, daß eine Rastende bald von der Menge vergessen ist, und wollte drum, nach des Dichters Wort, den Augenblick, der ihr blieb, »ganz erfüllen.« Spielen, um jeden Preis von einer Bretterhöhe herab auf empfängliche, auf widerwillig sich öffnende Herzen auch wirken. Als sie keine Rollen mehr fand (Ella Rentheim, Frau Alwing, Paillerons fröhliche Herzogin, Frau Flamm hätten sie zu neuer Laufbahn gestärkt) und als Gastspielerin immer mit der Erinnerung an ihre Jahre geärgert wurde, versuchte sies mit dem Vorlesen. Las die Gretchenszenen des frühsten Faustentwurfes: und Herz und Stimme der Fünfundfünfzigjährigen waren einer staunend unterm lauen Morgenwind der Geschlechtsliebe erwachenden Jungfrau. Da bot sich noch eine Möglichkeit. Sie konnte Märchen vorlesen, ganz alte Märchen, Legenden von Keller, Goethes kleine Erzählungen,

Fabeln, galante, die freilich mild gesalzen sein mußten. Aber sie konnte ihre Siege nicht organisiren; hatte es nie gekonnt. Theaterblut aus der Zeit letzter Prinzipalschaft. Nach dem Faust las sie Wagners »Waküre«; unglaublich klingts und ist dennoch wahr. Dann wagte sies auf der Bühne noch ein letztes Mal. In der »Rothen Robe« (von Brieux) wollte die hellblonde Magdeburgerin eine wilde, mit Sonne gesäugte Baskin sein. Es war ein Jammer. Seitdem ist sie in Trübsinn und bitterem Groll hingekümmert. Ihrem Leben schien jeder Inhalt genommen; und sie hatte dem Recken doch drei Kinder geboren. (Am Ende wars, trotz dem Schein, dennoch nicht die Ehegemeinschaft, die Zarathustra lehrte.) Eine Berufspsychose verwirrte den Sinn der unbeschäftigten Frau. Und als Wohlthäter kam an einem Karfreitag der Tod.

Der Wallensteinprolog, der Glück und Leid des Mimen mit Schillerglanz illuminirt, ging mir durch den Kopf. Da wird der Hörer gemahnt, der Muse zu danken, »daß sie das düstre Bild der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt.« So sah der heilige Mann, hinter dem, »in wesenlosem Scheine,« das Allzumenschliche lag, das Ziel dramatischer Kunst. Täuschung sollte geschaffen, gleich danach aber wieder zerstört werden. So sah es auch der Spieler, dessen bildsamer Jugend das weimarische Evangelium mit Nutzen gepredigt ward. Das könnte den Unterschied älterer und

neuster Spielweise erklären. War die Niemann etwa nicht »natürlich«? Sie konnte gar nicht anders sein; mußte reden, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Nur, freilich, sollte er hold gewachsen sein: im Zorn, in schenkender Zärtlichkeit und in derbster Lust blieb immer der Wunsch wach, sich von der besten Seite zu zeigen, die Krone der Schöpfung nicht ins Gemeine (»was uns Alles bändigt«) niederziehen zu lassen. Auch sinnliche Frauenregung mußte aus dem Herzen zu kommen scheinen, nicht aus tieferer Region. Wenn Frau Else Lehmann (der aus dem Besitz der Niemann ein reiches Legat zugefallen ist) Rose Bernt spielt, ist ihr anzusehen, daß sie sich eben dem Manne gab; das Auge leuchtet in letzten Wonnen der Sättigung, der Athem keucht noch wie im Paarungfieber und kußmüde hängt schon die Lippe. Das hätte Frau Hedwig nie darzustellen versucht; hätte es häßlich, abscheulich gefunden. Die Unterröcke der Menschheit durften, als sie erwuchs, nicht ins Helle. Daß wir sie jetzt bei Tag ausspreiten, bei elektrischem Rampenlicht waschen, bügeln und wieder besudeln, nennt die neuste Konvention (wie lange noch?) modern. »Schlecht und modern« hätte es Goethe genannt. Der fand noch das »römische Herkommen«, Frauenrollen von Männern spielen zu lassen, gar nicht so übel, weil es das Vergnügen gewähre, »nicht die Sache selbst, sondern ihre Nachahmung zu sehen, nicht durch Natur, sondern durch Kunst unterhalten zu werden, nicht eine Individualität, sondern ein Resultat anzuschauen.« Dem war auf der Bühne jede Erinnerung an den Erdenrest so widrig, daß er 1803 in die »Regeln für Schauspieler« den Paragraphen schrieb: »Der

Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproduktes an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden.« Der tadelte das deutsche Publikum, das »Männer und Weiber nicht jung genug haben kann: in Frankreich fragt Niemand nach dem Alter der Künstler, sondern nur nach ihrer Kunst.« Und schon der Xeniendichter höhnte die Schauspielerin, die von sich rühmen dürfe: »Furiose Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel und in der comédie glänz' ich als Branntweinfrau.« Der brauchte das Wort »modern«, um allzu Zeitgemäßes zu rügen. Der Zeuger Lottens und Gretchens.

Die Niemann war nicht modern; aber stark. Sie hatte nicht die Kultur, den Takt und feinen Wesensrhythmus der Frau Sorma (deren weise Kunst, hoch über Toledos Ghettomauern hinaus, bis in die Möglichkeit der Madonnendarstellung gewachsen ist), nicht die krankhaft erregte Phantasie, den behenden Flattergeist, den trotzigen, alle Mängel kraftloser Leiblichkeit überwindenden Knabenwillen und den hermaphrodisischen Reiz der Frau Eysoldt; und mochte den Cerebrasthenikern, deren Noth nun höchste Tugend sein soll, altfränkisch scheinen. Aber sie war das gesündeste Herz und das kräftigste Temperament, das wir (im Norden; Oesterreich hatte die Hartmann) auf deutschen Brettern leben sahen. Nichts Adeliges war in ihr; drum konnte sie Shakespeares vornehme Mädchen nicht spielen. Als sie einmal die Beatrice (in »Viel Lärm um nichts«) wagte, wurde aus dem herben

Edelfräulein, dessen Witz wie eine Stachelgerte durch die Luft sausen müßte, eine behäbig schelmische Madame, der Benedikt, als Kostverächter, bald den Rücken gekehrt hätte. Durfte sie aber die Hitze ihrer Weibheit frei ausströmen lassen, dann gelang ihr jeder Sieg. In Ohnets Schauerdrama spielte sie das arme, adelige Mädchen, das sich zum reichen Hüttenbesitzer herabläßt. Diese Claire von Irgendwie muß schlank und fabelhaft nobel sein; die Aristokratin und keusche Jungfrau, wie sie in ganz schlechten Romanbüchern steht. Und wir sollen nun, im Tiefsten erschüttert, miterleben, wie sie den täppischen Eisenrecker, trotz seinen vielen Millionen (ists glaublich?), lieben lernt. Frau Niemann war klein, stämmig, rundlich, schlecht angezogen, die Geberde hastig, der Kontur des Leibes schon recht mütterlich; Herr Barnay, der Musterhüttenbesitzer, jeder Zoll ein Herzkönig, viel eleganter als sie. Wer dachte noch dran, wenn die kleine blonde Kugel ins Feuer gerieth? Dann wars, als müsse sie in der nächsten Minute vergehen. Die Stimme, die anfangs immer ein Bischen verschleimt (verschämt, könnte man, freundlicher, sagen; denn es war stets, als liege Etwas wie Mädchenscham auf dieser hellen Strähne) klang, löste sich und konnte nun schmettern, anklagen, flehen, die ganze Pfingstkantate vom Himmel jubeln. Wo war Ohnet? Und wo Barnay, der doch »glänzend« spielte, ganz im Sinn des Gestalters seiner Welt? Auf geweihten Brettern tobte ein Stück Elementarkraft sich aus, rang und raufte ein Menschenherz sich zur Klarheit.

Das kommt nicht wieder. Anderes, Interessanteres werden wir sehen; mehr Zeitgemäßes. Die Natur der Niemann hatte nicht unseren Puls, unsere ungesunde Sehnsucht nach nächtigen Reichen. Solche Süße wird uns, aus so kräftigem Kern, nicht mehr laben. Und wenn ein Ganzmoderner fragt, obs denn ein Unglück sei, daß die Birchpfeiffer- und Ohnetspieler aussterben, so antworte ich: Nein; doch zur Wehmuth ein Anlaß, wenn von der Bühne die Mimentalente verschwinden, die Menschen darzustellen, lachend und schluchzend Menschliches in uns zu rühren vermochten, ohne vor unserem entsetzten Blick das königliche Thier zu entkrönen.

LUEGER.

Wien im Mai. Abends, unter ergrauendem Himmel, lockten und schluchzten gestern in dem stillen, feinen schönbrunner Park die Nachtigalen so innig, daß der Lauscher wähnen konnte, ein Chor von Dryadenseelen rufe aus ungeduldiger Mädchensehnsucht nach bräutlicher Lust; daß der aus lieblicher Hofmythenwelt Heimkehrende, wenn ihm der Ruch der müden Großstadt plötzlich in die verwöhnten Nüstern qualmte, aufschrak, als sei er von der im Mondsichellicht gleißenden, blitzenden Spitze eines über Märcheneilande hinragenden Kristallthurmes in die tiefste Pfütze eines Färbergrabens gestürzt. Der Morgenwind, der die Sonne hurtig aus den braunen, grauen, rothen Schamschleiern schälte, hat die häßlichen Dünste verweht, die am Feierabend, wie nach dem Dienstschluß aus einer Kaserne, in Schwaden aus den Industriestraßen aufsteigen. Im Lenzlicht funkelt der Ring; zittern Schneebälle und Fliederbüsche, Veilchen und Maiglöckchen leis, als schlürfe ihr Kelch in keuscher Wollust die Sonnenwärme. Vom Hotel Imperial bis an die Votivkirche: ein duftender Garten. Ward hier ein Fest bereitet? Vor dem Eingang in den Burghof umflattern Fahnen, umblühen Glashaus-

gewächse eine ansehnliche Ehrenpforte. Offiziere im Paderock werden sichtbar und der Kärntnerring dröhnt von Soldatentritten. Der Deutsche Kaiser kommt; Wilhelm kommt nach dem Semester des Serbenärgers zum ersten Mal wieder in die Hofburg: und soll sehen, daß man ihn als den in dunkler Stunde bewährten Freund willkommen heißt. Doch was ringsum den Blick labt, ist nicht für einen Festtag ersonnener Putz; ist das Alltagskleid, das die Wienerstadt unter dem Wonnemond trägt. Grüne Flächen zwischen dem schimmernden Weiß und dem noblen Grau der Paläste; ein Blumensaum unter jedem Fenster des Rathhauses; Blumenkörbe selbst an den schlanken Eisenschaften, von deren Höhe das Bogenlicht auf die Straße prallt. Diese Stadt braucht sich nicht mit theurem Schmuck zu behängen, nicht mit künstlich gewonnenem Wohlgeruch zu besprengen; ein Kränzlein ins Haar, zwei Knöspchen vors rundliche Brustgewölb: und sie ist, wie eine in sauberer Jugend prangende, auch bei der Hausarbeit zierlich gekleidete Frau, noch für Imperatorenbesuch schön genug. Solches Stadtbild hat des Nordländers Auge kaum irgendwo je erschaut. Nirgends diese Fülle hübscher, fröhlicher Menschen, die immer Zeit zu haben scheinen und denen man anmerkt, daß sie gefallen möchten. Hier wird Wein getrunken; ist das Gebirg nah; mordet das Uebermaß hastiger Arbeit nicht die Freude am Leben. Hier ist schon Orient. Die Luft singt davon und dem Wanderer begegnet mancher Levantinertypus. Der Vorhof des Orients; eines gründlich gesäuberten, civilisirten, ohne träges Geräkel, Fäulnißgestank, Pestilenz.

Leicht kanns nicht gewesen sein, diese verträumte, verspielte, verliebte, verzärtelte Menge, diese lässig elegante Oberschichtmenschheit an straffe Ordnung zu gewöhnen. Und Einen, der ihr solche Gewöhnung zumuthete, hat Frau Vindobona sicher nicht lieben gelernt ... Die ersten Hofkutschen rollen über den Karlsplatz. Von den Stufen der Kirche, deren edlen Rhythmus Fischer von Erlach ersann, sieht man über die Massen hin, deren munteres Getümmel den Platz füllt. Keine Absperrung, kein herrisches Polizeigebot, das dem Volk die Feiertagsfreude vergällt. Wie ein Familienfest ists; keins von den großen, durch die der Jubel braust, doch eins, das Jeder gern immer wieder erlebt. Volk und Regirung sind hier nicht durch finsteres Mißtrauen, wie durch einen Nebel ausdünstenden Graben, von einander getrennt. Kleidsame Uniformen. Goldtressen. Prächtig aufgeschirrte Pferde. Grüne Federbüsche, die in der Sonne leuchten wie junges Laub unterm Mittagsstrahl. Ein Summen kommt näher, wird lauter; wird nirgends zum Geschrei. Kein Jauchzen: ehrerbietiger Gruß nur empfängt und geleitet die beiden Kaiser. Sacht zerrinnt nun die Welle. Die Namen beliebter Erzherzoge und Erzherzoginnen werden genannt. Minister, Generale, Hofwürdenträger nur flüchtig gegrüßt. Jetzt aber steigt in der Ferne die Brandung. Schwillt das Summen zur Festkantate, in der ein Frauenchor mit frommer Inbrunst das Hauptthema singt. Tausend Häupter entblößen und neigen sich. Aus einem einfachen Wagen dankt ein in ernstes Schwarz gekleideter Mann; der schlichteste im langen Zug. Haar und Bart fast völlig grau; der Kopf, wie

eines Erschöpften, vornübergebeugt. Ihn aber grüßt das Herz, grüßt nicht nur Scheitel und Mund dieser Schaar. Wer ists? Der Gefragte blickt erstaunt auf; wie aus weltferner Andacht. Giebts am Fuß des Wienerberges denn wirklich Leute, die Den da nicht kennen? Oder will ein Fremder uns etwa frozzeln? Noch ein wägender Blick. Einerlei. Aus stolzer Ruhe kommt die Antwort: »Das ist der Bürgermeister.«

Der Bürgermeister? Der hat in Hofschauspielen sonst keine dankbare Rolle; Komparse. Auch wo er nicht, wie bei uns, fröstelnd oder schwitzend mit seinen Rathsherren die Galakutsche erwarten und neben einem wiehernden Pferdekopf dann sein Grußsprüchlein hersagen muß. Die Gaffer beachten, die Reporter erwähnen ihn kaum. Dr. Karl Lueger war, wo er sich zeigte, eine Hauptperson; konnte, auch wenn sein Rang ihm an der Schloßtafel einen schlechten Platz anwies, wie Bismarck sprechen: »Wo ich sitze, ist immer oben.« Und wären drei Kaiser zugleich nach Wien gekommen, jeder mit seinem Gemahl und mit großem, besternten Gefolge: der Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt hätte, als Herr des luftigen Hauses, das die Gäste betraten, dem Blick aller Wiener stets im Vordergrund gestanden. Herr dieses Hauses war er; wie Keiner vor ihm. Alle beugten sich seiner Herrschaft und Alle lernten ihn lieben. Alte Chroniken berichten von solcher Glorie der Bürgermeisterschaft. Unserer Zeit ward sie fremd; nur im Wien Luegers noch einmal Ereigniß. Dieser Bürgermeister war der Führer der im Reichsrath, im Landtag, im Gemeinderath mächtigsten Partei; ein Redner von unüber-

troffener Schlagkraft; in jeder Volksversammlung, an jedem Schänktisch der witzigste Kopf; der populärste Mann in den Königreichen und Ländern Franz Josephs; und ein Verwalter, wie Habsburgs Völker nicht oft einen sahen. Das konnte genügen. Doch diesen von Persönlichkeit Strotzenden, dessen Wesenston sich von jedes Anderen deutlich abhob, krönte das Glück noch mit seinem schönsten Geschmeide: mit dem Strahlendiadem einer Güte, unter deren wärmendem Widerschein die härteste Herzrinde barst und die dem so Begnadeten die Gegner, Todfeinde selbst mählich versöhnte. Bürgermeister? Statthalter in, Herzog von Niederösterreich durfte man ihn nennen. Eine Großmacht war er; eine, deren Wink ein starkes Heer ins Feld stellen kann. Wie ein Fürst hat der allem Pomp Abholde zehn Jahre lang geherrscht und gethront; und wie den geliebten Vater und Herrn haben die Stadtgenossen an einem lichten Märzmittag den Toten bestattet.

Ein Glücklicher. Einer, der seinen Traum leben durfte. Und der erst im Glück zu höchster Wesenspracht aufblühte. Als der Name des vierzigjährigen Hof- und Gerichtsadvokaten bekannt wurde, hieß es: Ein Streber, der schon in allen Glaubensfarben geschillert hat und dem jedes Bekenntniß feil ist; gestern mit Kronawetter, heute mit Schoenerer, morgen vielleicht mit Hohenwart und übermorgen mit Denen, die in dem von Vogelsang geschaufelten Minengang gegen die Grundmauer des Gesellschaftbaues vorrücken. Ein nach Beute hungernder Demagoge. Nicht ungefährlich. Er ist fleißig, sieht

gut aus, kann donnern und spaßen, schmeicheln und rücksichtlos schroff sein, spielt den Urwiener und amusirt die Leute. So sah ihn des Feindes Auge. Und seit er mit lauter Zunge gar zum Krieg wider Sems Söhne rief, ward er zum Abschaum der Menschheit geworfen. Daß die Bedrohten sich wehrten, war begreiflich; unklug nur, daß sie den Angreifer wie einen Wicht behandelten. Lueger hatte sich, wie hitzige Jugend so oft, in den Aberglauben an die Allheilkraft der Demokratie verrannt; hatte, wie Hunderttausende unter dem Eindruck der Slavengefahr, von einem Großdeutschland geträumt, dem auch die Länder der habsburgischen Krone wieder angehören würden; und war im Lauf der Jahre konservativer Staatsauffassung näher gekommen. Nur Tröpfe konnten ihn drum schnöden Gesinnungschachers zeihen. Aber er war für die »Gleichberechtigung aller Konfessionen« (von Rasse sprach man damals noch selten) eingetreten, hatte mit Juden als Freunden verkehrt: und schrie nun, Israel sei der Erzfeind und müsse entwaffnet, entmachtet werden. Weil er wähnte, solches Geschrei könne ihm auf die Höhe helfen? Das schien undenkbar; dem aufgeklärten Kapitalistenfreisinn der Sieg gesichert. Ein Streber hätte sich dem Liberalismus angelobt, dem volksthümliche Führer zu fehlen anfingen. Hat Lueger die Juden je gehaßt? Er fand sie, trotz schlimmer Nachwirkung der Gründerjahre und des Kraches, zu mächtig, den Einfluß ihres Geistes in alle Kraftquellen des Reiches zu groß; fand ihr Wirken da besonders unheilvoll, wo sie in Magyarenvermummung Oesterreichs Rechtsanspruch zu schmälern trach-

teten. Wohin gerathen wir, wenns noch lange so weiter geht? Ungarn, Böhmen, Galizien, Istrien; Magyaren, Czechen, Polen, Rumänen, Ruthenen, Slovenen, Serbokroaten, Italiener. Das Reichscentrum fast schon der Herrschaft eines fremden, rasch wachsenden Stammes unterthan, dem die Erhaltung unserer alten Volksart nicht Lebensnothwendigkeit ist. Alle Autorität, seit Königgraetz und erst recht seit dem Krach, bespöttelt. Die Gebildeten Skeptiker oder Raunzer, von deren Lippe nur höhnische Scheltrede über Oesterreich fällt und die Gottlosigkeit Ehrensache, frommer Glaube lächerlich dünkt. Ringsum strecken und stählen sich die Nationen, sondert jede sich von der Nachbarschaft; und der deutsche Oesterreicher soll sich selbst aufgeben und nur in unersprießlichen Kämpfen gegen die Czechen noch den Blinkschein seiner Würde wahren? So mochte Lueger denken. Muß Jeder denn, der die Ueberzeugung nicht aus dem Modewaarenhaus bezieht, ein schäbiger Geselle sein? Der »schöne Karl«, der blonde Tribun mit dem hellen Blick und der männlichen Haltung, war gewiß immer naiv; glaubte im Herzen stets, was sein Mund sprach. Laßt Euch nicht länger ducken, rief er, entringt Euch erschlaffender Zagheit und lernt endlich wieder den Muth, gläubige Katholiken und zuversichtliche Oesterreicher zu sein. Solcher Wandlung hättet Ihr Euch nicht zu schämen; dürftet stolz Euch ihrer rühmen. Wo er zum Wort kam, sprach er so. Und von seinem Feuer fielen Funken in ausgedörrte Hirne. Der hat studirt und ist doch fromm geblieben! Der glaubt an Oesterreich und meint nicht, daß aus uns nie wieder was Rechtes

werden könne! Der fürchtet sich nicht vor den wiener, prager, budapester Juden und verheißt den Bedrückten, den Kleingewerbetreibenden und Bauern, daß sie bessere Tage sehen werden: wenn sie sich zur Einigung aufraffen und gemeinsam gegen die goldene Zwingburg vorrücken. Der liebt sein Vaterland und seinen Kaiser und bläst uns dennoch nicht, wie andere Patrioten, am Schluß jeder Rede den Radetzkymarsch. Dr. Karl Lueger wird der Liebling des niederösterreichischen Volkes. Bischöfe preisen ihn als den Retter aus gottloser Noth. Grafen und Greisler, Erzherzoginnen und Heimarbeiterinnen huldigen ihm. Seine Partei wächst zu unwiderstehlicher Wucht. Fünfmal wählt der Gemeinderath ihn zum Bürgermeister. Nach der vierten Wahl entschließt Franz Joseph sich zur Bestätigung; bittet den allzu Populären aber, auf dem Posten des Vicebürgermeisters noch ein Weilchen zu warten. Der Kaiser bittet; noch ein Bischen Geduld! Schon die Patriotenrolle erzwänge Gehorsam, Im April 1897 ist Lueger der Herr von Wien.

Das Bürgermeisteramt hatte er erstrebt. Danach gelangt wie ein Prätendent nach der Krone, für die er sich geboren weiß. Warum der Führer der Christlich-Sozialen ein so grausamer Kritiker der liberalen Stadtverwaltung war? Weil er fühlte, daß er das städtische Geschäft viel besser leiten könne; und weil das Bewußtsein solcher Ueberlegenheit (denkt an Bismarck in der Aera Schleinitz) immer zu hartem Urtheil stimmt. »Da ist ein Platz, auf dem ich Nützliches leisten, für meine Landsleute Dauerbares schaffen könnte: und schwache Stümper machten sich drauf breit.« Täglich erneut sich die Pein

solcher Erkenntniß; allmählich wächst die Angst, der Alternde werde das Ziel nicht mehr erreichen. Wer bliebe, mit pochenden Pulsen, da mild? Bettete sich, nach der Anwendung arger List noch, nicht getrost in die Zuversicht, daß dieser Zweck jedes Mittel heilige? Lueger hat vielleicht gar nicht geahnt, daß er manchmal mit Waffen kämpfte, die das Kriegsrecht gesitteter Völker verpönt. Er gab sich, wie er war, mit den Malen und Runzeln der Menschlichkeit, und empfand nicht, daß er im Drang oft unreine Kräfte in den Dienst reinen Strebens stellte. War er nicht im Nothwehrrecht? Zauderte die Feindschaft etwa vor der Wahl unsauberer Waffen? Der schöne Karl verschwendete sich. War überall, wo Wiener zusammenkamen, zu sehen, zu hören. Hatte ihres Willens Neigung erspäht und sich in ihre Wünsche eingefühlt. Wodurch war Ulrich Megerle als Abraham a Santa Clara berühmt geworden? Durch derben Witz, der mit Scherz und Schwank die Bußpredigt würzte. Was hatte dem Kaiser Franz, trotz den Niederlagen auf dem Schlachtfeld und am Diplomatentisch, trotz dem Ruf reaktionärer Gesinnung sogar, die Herzen der Menge erobert? Daß er, all in seiner Majestät, sich nicht schämte, die Weise zu pfeifen, für die dem kleinen Mann der Schnabel gewachsen war. Marengo, Austerlitz, Wagram, die Friedensschlüsse von Luneville, Preßburg, Wien, der Zwang zum Verzicht auf die Krone der Deutschen Kaiser und die Mitschuld an den Schnüffelkünsten der Heiligen Alliance: dem prunklos Lebenden, mit Bewußtsein Leutsäligen, der mit den Unterthanen in ihrer wienerischen Mundart plauschte,

ward Alles verziehen. Megerles Talente und Franzens System schienen in Lueger vereint. Die Beiden hatten ihre niederösterreichische Menschheit gekannt. Die vermag nicht zu athmen, wenn stets Wolken über ihr hängen und das Sünderglöckchen sie Tag vor Tag zu Buße und Reinigung ruft; die wird von fleischlosen Dogmen und dürren Abstraktionen nicht satt. Den Hofprediger aus dem Barfüßerkloster hätte die furchtlose Wahrhaftigkeit seines Wesens sammt der frommen Menschenliebe, die das strenge Antlitz des Mahners entrunzelte, nicht zum populärsten Mann Wiens gemacht. Durch Witz und Sprachkraft wurde ers; durch die Urwüchsigkeit der von derbem, Lachlüsternen willkommenem Spaß und von heiteren, lustiger Erinnerung trächtigen Vergleichen überquellenden Rede; durch die Kunst, das Volksthum am Brennpunkt des Willens zu kitzeln; durch den schlauen Entschluß, nicht in der düsteren Gluth zorniger Strafpredigt, sondern im Sprühfeuer des Humors die Seelen zu läutern. Lest Abrahams Erzählung vom Erzschelm Judas, seine Weissagung »von Glück ohne Tück«, denkt der Ueberlieferung von Franzens Patriarchenpose: den rückwärts Blickenden wird Manches an Luegers Art erinnern. Der Wiener will keinen starren Cato, keinen steinernen Roland; will Helden, die ungefähr aus dem selben Stoff und von dem selben Format sind wie er selbst und die er sich auch beim Heurigen, beim Pilsener oder Schwechater vorstellen kann. Wenn der Doktor Lueger in den heißen, verrauchten Sälen der Vorstädte redete, hatte er nach dem dritten Satz alle Herzen gefangen. Ein Studirter,

der den Dampf und Stank der billigsten Regiecigarren nicht scheut und mit fühlbarem Stolz die Sprache des Volkes spricht. Einer, der höllische Energie hat und doch munter ist wie der übermüthigste Schnurrenersinner. Der den Mächtigsten nicht schont und den Einfältigsten Tröstliches sagt. Den Leuten niemals die Mühsal unbequemer Wesensänderung zumuthen wird. Fröhlich und fromm, wie sie sind, sollen sie bleiben; nicht mit modischer Lehre, die im nächsten Lenz ja doch wieder aus den Schaufenstern verschwinden wird, das Hirn belasten; lachend Jedem die Zähne zeigen, der sie Phaiaken und Schalantersprossen schilt. Wir sind wir; und können uns überall sehen lassen. Griesgrämige Stubenmümmel und naseweise Judenbuben, Professoren und Schmocks sagen uns, daß wir zu nichts Rechtem taugen, daß wir träg auf Ererbtem hocken und Oesterreich nicht vorwärts kommt? Daß wir nicht dem Priester mehr, nur noch dem Zeitungmacher gehorchen sollen? Fällt uns nicht ein. Wenn die Hoffnung bisher nicht gesättigt wurde, sind Die dran schuld, die so lange an der Schüssel saßen und noch immer die fettsten Bissen beschmatzen. Sollen uns endlich heranlassen: dann werden sie ihr blaues Wunder erleben. Nein: ein schwarzgelbes. Wir brauchen gar nicht die Farbe zu wechseln, um in der Welt wieder was zu gelten; sind für solchen Wechsel um keinen Preis zu haben. Das glitzert und prasselt. Raketen, Leuchtkugeln, Sonnen. Und über den beizenden Tabaksqualm legt sich mit linder Süße ein Weihrauchwölkchen.

Lueger hat Oesterreichs Volk wieder an Oesterreich glauben gelehrt. Das vermochte nur Einer, der an sich selbst glaubte und sich selbst dennoch nicht als den einsam über Flachland hinragenden Gipfel sah. Während ringsum die Literaten flennten, mit der Habsburgerherrlichkeit sei es aus, während sie wimmerten, Oesterreich müsse in Unfreiheit versiechen, in Pfaffenknechtschaft vermodern, gleite, ohne zu rascher That tüchtige Männer, ohne zu fester Organisation reife Massen, in den Morast mählicher Verschlampung, zeigte der eine Mann, was an Energie, an Willen zu nützlicher Leistung selbst aus dem Gewimmel der Analphabeten zu holen war, und ließ zum ersten Mal wieder ahnen, welche Fülle politischer, zu Verwaltung und Führung berufener Talente in dem deutschen, monarchischen, der Kirche in blinder Treue ergebenen Oesterreich wuchs. Der als Kneipendemagoge Verschriene entpuppt sich auf dem Stuhl des Bürgermeisters (den häßlichen, steifen Titel »Oberbürgermeister« kennt Oesterreich nicht) als einen Organisator und Verwalter von genialischer Weitsicht und skrupelloser Entschlußkraft. Er sorgt für die Gesundung der Stadt; für eine blühende, duftende Schärpe, die ihren Leib mit Wäldern und Wiesen gürtet, ihrer fernsten Zukunft noch Licht und Luft sichert. Wahrt und weitet, wo ers irgend kann, jeden grünen Fleck zwischen den Steinmauern. Läßt Gärten und breite, helle Plätze anlegen. Von den Fenstern des Stadthauses und von den eisernen Trägern der Elektrizitätkraft Blumen herabwinken. Merks, Wien (nach dem Wort Abrahams a Santa Clara); halte Dich jung und hübsch und ver-

säume, in Deiner Monumentalsucht, nicht, das für die Gesundheit der Kinder und Enkel Nothwendige anzuschaffen. Eine zweite Hochquellenleitung soll Euch, soll ihnen reines und schmackhaftes Wasser spenden. Die Stadtbeleuchtung nun Kommunalpflicht, Kommunalrecht sein und nicht mehr einer fremden Kapitalistengesellschaft die Tasche füllen. Der Wiener darf die beste Straßen- und Gürtelbahn fordern: und soll sie haben. Dem Kleingewerbe mehrt Lueger die Möglichkeit, Kredit zu finden; modernisirt das Versicherungwesen; verpflichtet die Gemeinde, ihre Beamten und Arbeiter gegen Berufsgefahr zu assekuriren, in ihrem Weichbild die wirksamsten hygienischen Einrichtungen zu bezahlen, der Armenverwaltung ausreichende Mittel zu gewähren, Kinderheime und Seesanatorien zu gründen und ihre Toten, ohne Tribut an den Leichenschacher, selbst zu bestatten. Die Künstler klagen über den Staat, dessen Rückständigkeit und Kargheit sie darben läßt? Eine gute Gelegenheit, den Schimpfern zu beweisen, daß wir »Klerikalen«, wir »Dunkelmänner« für die schönen Künste ein eben so offenes Herz haben wie die frommen Mönche, die der Menschheit die Pracht alter Kultur retteten; daß wir für die Kunst mehr thun als die liberalen Feinschwätzer. Luegers Machtwort schafft die Moderne Galerie; öffnet sie den verwegensten Talenten. Die Ueberfülle der Ausgaben bebürdet die Stadt mit allzu schwerer Zahlungpflicht? Unsinn. Ein paar Millionen sind flink gefunden. Lustig! Wien bleibt Wien. Und wird sich zu helfen wissen.

Der Stadtaufwand stieg auf zweihundert Millionen Mark

im Jahr; stieg noch höher. Der Bürgermeister kürzte sich selbst den Sold; zwanzigtausend Mark: nicht einen Pfennig mehr wollte er haben. Einer, heißts, der nie dran dachte, den Beutel zu füllen. Und arbeitet doch wie Sems emsigster Sohn. Agitator und Geschäftsmann, Verwalter und Repräsentant. Alles in Allem. Läßt sich im Morgengrau über die Möglichkeit billiger Fleischzufuhr Vortrag halten. Hört Dezernenten und Petenten, die Häupter des Bürgerklubs und die Vertrauensmänner der Partei. Redet im Reichsrath oder im Landtag. Empfängt drei Dutzend Besucher und erledigt die laufende Arbeit. Präsidirt dem Gemeinderath und findet jeder Frage eine wirksame Antwort. Sitzt gleich danach beim Ministerpräsidenten und beräth mit den Führern anderer Parteien, wie dem Parlament der Weg zu ersprießlichem Thun zu bahnen sein könne. Abends ein städtisches Fest oder eine Sitzung des Wahlausschusses. Von dort vielleicht noch in eine Vorstadtversammlung. Nach Mitternacht, wenns sein muß, die Intimsten zu geheimem Kriegsrath vereint. Immer frisch, immer fesch und zu »Spassetln« gestimmt. Nie müde, wenn die Stadtwürde von ihm Vertretung, wenn Gewissenspflicht Erfüllung heischt. Nie ein langweilender Pedant. Als Geheimer Rath und »Excellenzherr«, der jedes Portefeuille haben kann, noch so einfach und derb gemüthlich wie einst im Rauch und Blak der Versammlungsäle von Margarethen. So mußte der Mann sein, der die Donauphaiaken in Ordnung zwang. Von heller Wesensfarbe; ohne Nervenschwachheit und verwundbare Hautstellen; schlau, energisch, arbeitsam, muthig zu allen Humoren

und in seiner Männlichkeit von allen Grazien gesegnet; vom Wirbel bis zur Zehe ein Wiener. Lueger hat starke Helfer geworben: das Erzhaus, die Priesterschaft, den Hochadel, die Frauen. (Empfand er, daß in einem katholischen Land nur der Coelibat den Mann mit dem Prickelreiz des Unnahbaren weiht, als einen vom Nimbus stolzer Keuschheit Umleuchteten dem Vertrauen der Frauengemeinde empfiehlt, und nahm drum kein Weib?) Doch das Wichtigste hatte er immer sich selbst zu danken. Dem Zauber seiner Persönlichkeit, dem auch der Feind sich nicht ganz entzog. Dieser Antisemit wurde von den Juden bewundert (die schlagfertigen Witz auch in Germanengewandung nach seinem Werth schätzen und denen der Häuptling der Christlich-Sozialen nach einem Ausbruch höhnischer Wuth mit Schelmenzwinkern zublinzelte: »Gar so schlimm ists nicht gemeint!«); wurde von jüdischen Journalisten aller Zungen bejubelt, als er die internationale Zeitungmenschheit einst zum Festmahl ins Rathhaus geladen hatte. Durch Frohsinn, natürliche Wärme und unerkünsteltes Wohlwollen gewann er auch die Fremden, die ihm mißtrauisch nahten. Er sprach bald ja von Wien: und Alle fühlten in dem Agitator, dem Parteimann den gütigen Menschen; hinter den Igelstacheln das starke Herz eines deutschen Christen. Eines Germanen freilich; dem nie in den Sinn kam, Schmähreden und Backenstreiche in geduldiger Devotion hinzunehmen. Dieser Wiener hat seine Heimath geliebt wie der zärtlichste Sohn je die Mutter. Er brauchte keine Familie: hatte sein Wien. Das durfte er mit allen erreichbaren Waffen vertheidigen, mit allen er-

sinnlichen Ränken aus Fährniß retten. Dem mußte er, wie Kleists Hermann seinem Cheruskerland, freudig den Schein der Treue und Redlichkeit opfern. Was der Stadt frommte, konnte nicht Sünde sein. Leuchtenden Blickes sah Lueger die seiner Obhut Anvertraute, die ihm die Mutter, die Ehegefährtin, die Kinder ersetzte, zu neuen Prächten aufblühen. Ein Glücklicher. Einer, der seinen schönsten Traum leben durfte. Der mit der Wucht seines von einem großen Gefühl bedienten Willens alle Widerstandsversuche bezwang. Und starb, ehe die Volksgunst von ihm wich. Drei Jahre lang hat er gelitten; drei Jahre lang sich unrettbar verloren gewußt. Doch seinen Lieblingen wandelt der Himmel das Leid noch zum Glück. Die Krankheit adelt Luegers rasch ergreisende Gestalt; die stete Qual läutert den manchmal noch allzu groben Pritschenwitz des Hagestolzen zu väterlichem Humor. Milder tönts von der Lippe und vornehm erscheint, im Silberreif frühherbstlichen Martyriums, der Mann, der nur als ein aus tellurischem Stoff Gefügter doch zu werden vermochte, was er geworden war. Wien sieht den siechen Bürgermeister arbeiten, schaffen, lächeln, lachen sogar; ahnt, was es an dieser Kernkraft, die sich unter der Sichel des Menschenschnitters noch rüstig aufbäumt, an dieser robusten, rastlosen Liebe verliert: und in Ehrfurcht, Mitleid, Angst doppelt sich das Dankbedürfniß der Gemeinde. Bis ins letzte Röcheln bleibt dem Sterbenden die Macht; dem längst fast Blinden die Gunst der Volksgenossenschaft. Aus Palästen und Dachkammern schleppt die Hoffnung Blumen herbei. Das letzte Aufgebot der Groller

entwaffnet sich vor diesem Leidenslager. Jeder fühlt, was der Stadt da, dem österreichischen Nationalbesitz schwindet. »Lebt er?« Wochen lang ists in der Frühe die erste Frage. Gläubige Liebe harrt auf ein Wunder. Und als der schwarze Wimpel vom Rathhaus weht, stockt dieser Stadt unverkümmerter Lebenslust plötzlich der Athem; scheint das junge Grün welk und die bunte Frühlingsflora entfärbt. Landestrauer, die kein Befehl zu erzwingen braucht. Hunderttausende reihen sich ins Leichenspalier. Die Kränze häufen sich zum Gebirg. In der Stefanskirche kniet der alte Kaiser neben dem Erdenrest seines besten Dieners. Vom Haus Oesterreich kommt Diesem hier Dank. Von allen Thürmen dröhnt die Klage: Der Lueger starb uns! Nie ward ein Bürger noch so bestattet.

Einer fehlte am Trauertag. Krankheit der Kinder hielt den Erzherzog-Thronfolger fern. Just an diesem Tag hätte Franz Ferdinand sich gern wohl den Wienern gezeigt. Die waren, seit er, statt des beliebten Weihbischofs Marschall, den Fremdling Nagl zum Erben des Kardinals Gruscha bestellt hatte, ein Bischen verärgert; trotzdem sie hörten, der jähzornige Herr habe dem Grafen Galen, der die wiener Stimmung so arg verkannt, sein Beichtkind so unklug berathen hatte, das bitterste Wort nicht erspart. Aus der Hofregion sickerte das Getuschel ins Thal. »Wird er als Kaiser nicht stetiger sein? Dann mögen die Günstlinge zittern. Beck, Aehrenthal, Galen: gestern im Glanz und heute im Dunkel!« Der um Lueger, den Freund Marschalls, Trauernde hätte sich die Schmoller schnell versöhnt. So mächtig ist dieser Bürgermeister noch auf der Bahre, daß

ein Erzherzog, daß der Thronfolger wünschen muß, als ein dem Toten Getreuer vor das Volk der Hauptstadt zu treten.

Kann ein von überschwingender Liebe fast Vergotteter einen Nachfolger haben? Den Titel konnte Lueger, nicht die Macht einem Erben lassen. Karl der Glückliche starb so langsam, daß er Zeit hatte, das Haus der Stadt zu bestellen. Noch mit erblindendem Auge sah er manches Verwaltungtalent und manchen kräftig dem großen Muster nachstrebenden Willen. Doch nicht ein Haupt, das alle im Sturm erstrittenen Kronen zu tragen vermochte. Und gerade jetzt brauchte die Partei, brauchte die Stadt einen Mann, dem die Masse willig Vertrauen gewährt. Soll die Bürgermeisterschaft wieder zu einem unbeträchtlichen Verwaltungamt werden, für das ein in geschäftiger Würde alternder Figurant genügt? Dann wäre in Oesterreich, nicht in Wien nur, Wesentliches verändert. »So gehts, wenn man sich in Personenkultus verliert und irgendeinen Volksgünstling zu groß werden läßt. Sinkt diese verehrte ‚Persönlichkeit' eines schönen Tages ins Grab, dann fallen die Adoranten von gestern über einander her und der ruhige Bürger, der nach der Arbeit was Gutes schmausen möchte, weiß nicht, wer Koch, nicht, wer Kellner ist.« Solcher Gefahr ist das liebe Berlin nicht ausgesetzt. Das holt sich die Bürgermeister aus der Fremde und ist zufrieden, wenn die Importirten nach der Schnur wirthschaften und der Beamtenpflicht niemals fehlen. »Famos, daß mirs in der Reichshauptstadt geglückt ist«; sonst hätte er sich für Breslau oder Altona angeboten und wäre

schließlich versauert. Im Rothen Haus gehts aus dem Vollen. Magistrat und Stadtverordnete lassen sich ungern mit neuen Ideen heimsuchen. Lobt die Bürgerfreiheit und preist den Segen der Selbstverwaltung: dann seid Ihr geborgen. Das Stadtbild verhäßlicht sich, aus den Wäldern werden Parzellen, für die Kunstpflege geschieht nichts. Doch die Straßen sind sauber, der Bodenwerth steigt und der fremde Herr, der Oberbürgermeister heißt, erledigt sein Dezernat mit pünktlicher Sorgfalt. Er wuchs nicht aus diesem Boden; soll er sich mit dem Herzen ihm angeloben? Berlin wird, mit all seinen Reizen, im Reich erst Liebe erwerben, wenn ein liebender Sohn das Schicksal der Stadt, deren Erleben er wie eigenes zu empfinden gewöhnt ward, mit starkem Schöpferwillen gestaltet hat. Für Wien hats Lueger gethan. Mag von seiner Partei sich die Stadtmode wenden, in dem Menschen, wenn die Legende verklungen ist, das Allzumenschliche erfühlt werden: das Bild des Bürgermeisters, des Doktors Lueger wird Wien immer wieder mit dem Frühlingsgrün dankbarer Liebe kränzen.

RÉJANE.

Als im Lenz des Jahres 1897 Frau Eleonora Duse sich zum ersten Mal den Parisern zeigte, wurde sie als ein ungewöhnliches Talent mit lautem Beifall begrüßt. Das war zu erwarten; in der Stadt der Aestheten und ihrer botticellisch frisirten Gesponsen, die Willy so unverschämt lustig geschildert hat, vor einem blasirten, die eigene Schwächlichkeit blaguirenden Publikum, dessen Lieblingblume das künstlich gezüchtete gefüllte Chrysanthemum war, konnte der kränkliche Reiz einer Künstlerin, die selbst einem wandelnden Nervenbündel gleicht, auf müde, in hastigem Genießen erschlaffte Nerven nicht die Wirkung versagen. Zwar fiel keinem ernsthaften, in Theaterdingen erfahrenen Menschen ein, Frau Duse wie ein Weltwunder anzustaunen und zu behaupten, sie habe Neues, nie vorher Gesehenes, auf die Bretter gebracht und mit ihr beginne der Schauspielkunst eine neue Epoche; aber man rühmte sie laut, nach Gebühr, und fand, sie könne als Melodramenspielerin sich mit den besten Mustern dieser begrenzten Gattung furchtlos im Kunstkampf messen. Man verglich sie auch der Meisterin Sarah Bernhardt und merkte, wenn man dem Vergleich nachsann, bald, daß Sarah die unendlich Reichere ist: Phaedra

und Donna Sol, Mussets Lorenzaccio und Rostands Samariterin kann die Duse nicht spielen; sie ist für die Tragoedie und für das romantische Drama der Größten innerlich zu arm, hat den Versuch, Kleopatra und Julia Capulet zu scheinen, früh wieder, der Noth gehorchend, aufgegeben und würde an großen Aufgaben erlahmen, auch wenn ihre Ausdrucksmittel üppiger wären. Ihr Ton und ihre Geberde ist klein, wie fast alles im Kulturklima Gewachsene; und klein ist der Kreis, in dem ihr Empfinden sich reizvoll zu regen vermag. Wo die im Volkswesen wurzelnde Tradition, der Stab tastender Künstler, sie stützt, gelingen ihr starke oder dem Oberflächenbetrachter doch stark scheinende Gestalten: Vergas Santuzza und Goldonis Locandiera. Sonst sucht und findet sie ihre Wirkungen im Dämmerreich krankhafter Schwäche; sie spielt seltsame, leidende Damen, die sich in anmuthigen Schlangenlinien über die Bühne schleppen, sich fröstelnd und hüstelnd in weiche Mäntel hüllen und, wenn die Stunde geschlagen hat, recht nach der Kunst, der Spitalkunst, sterben. Naive wähnen, hier walte frei eine von keiner Konvention gehemmte Natur, die das erdichtete Schicksal durchlebt, der Gaffer im Parquet und in den Logen nicht achtet und sich von dem Gefühl der Sekunde treiben und tragen läßt; der Erfahrene spürt schnell, daß er eine raffinirte, klug die Wirkung berechnende Kunst vor sich hat, die nie sorglos der Kraft des Temperamentes vertraut und nicht das Geringste dem Augenblick und seiner Eingebung überläßt. Eine Dame, die als Fedora im letzten Akt in den Hintergrund der Bühne wankt und heimlich im Haar ein

Knötchen löst, auf daß beim Sterben die Strähnen malerische Verstörtheit markiren, lebt gewiß nicht bewußtlos im fegenden Wirbelwind wilder Leidenschaften. Aber auch die Bernhardt hat sich, wie jeder Jahre lang virtuos gestaltende Künstler, längst in ein bewußtes, schlau die Wirkung erwägendes Schaffen gewöhnt; und da die graziös greisende Sarah den Parisern seit manchem Jahrzehnt bekannt ist, mußte sich für die neue, überraschende Erscheinung, schon weil sie »anders« war, eine Partei bilden. Canovas del Castillo, Spaniens (ermordeter) Ministerpräsident, pflegte zu sagen, die Bestie der Oeffentlichen Meinung wolle unaufhörlich mit neuem Fleisch gefüttert sein; dieses Wort, das dem Sprecher in der Erfahrung des politischen Lebens entstanden war, gilt ganz besonders auch für das vielköpfige, unersättliche Thier, das sich, nach Fleisch und Blut lechzend, vor den eine Welt bedeutenden Brettern räkelt, und erklärt blitzschnell alle dunklen Sagen von Coulissenneid und Theaterkabalen. Sarahs Kameliendame, die das erste, von Frau Doche geschaffene Bild aus dem Gedächtniß verdrängt hat, ist zwei Generationen in jedem Wesenszuge bekannt; nun erschien auf der Bühne ein sieches und in seinem Siechthum rührendes Geschöpf, das aus großen Augen staunend in die Hetärenwelt sah und dessen Kleid der Schmutz der Gasse niemals berührt hatte: Das war neu und mußte, weil es neu war, den Beifall gewinnen. Zwar merkten die Verständigen, daß diese Auffassug dem anmuthigen, in süßer Sentimentalität schwelgenden Melodrama den Inhalt und die Entwickelung nahm (denn Marguerites Schicksal soll uns ja lehren, wie eine befleckte Seele im

Erleben einer reinen Liebe sich läutern und zum Opfermuth des Märtyrers reif werden kann), zwar zweifelten sie, ob diese Kameliendame je mit greisen Lustkäufern im cabinet particulier soupirt, je in durchdufteten Boudoirs an müden Genießern galante Künste geübt habe: aber es war doch eine andere Marguerite, — und das Andere gefällt den Blasirten zunächst immer. Das selbe Gesetz, das vor einem vom Parademarsch praller Schenkel gelangweilten Publikum den dünnen Beinchen der Barrisons einen europäischen Erfolg brachte, sicherte auch der mit dem Reiz der Abwechselung wirkenden leisen und kranken Kunst der Frau Duse den Sieg. Einzelne unkluge Enthusiasten stellten die Virtuosin der Natürlichkeit über die Bernhardt, über alle Sterne der französischen Bühne; und verstummten erst, als ihr verzücktes Rasen von der Frage unterbrochen wurde: »Et Réjane?« Nach einer Pause stammelten sie, ein Bischen verlegen: Ja, freilich . . Réjane hat auch ihre Vorzüge, aber Réjane spielt ja keine Fedoren und Caesarinen und an Réjane hatten wir eben gar nicht gedacht.

Als Frau Gabriele Réjane nach ihrem ersten Gastspiel von Berlin Abschied genommen hatte, las man in den Zeitungen, sie habe sehr gut gespielt, ganz vortrefflich sogar, gewiß, aber der Duse dürfe man sie doch nicht vergleichen, denn das Auftreten der Duse habe »eine Theaterrevolution erregt«. Ich muß bekennen, daß ich von dieser angeblich revolutionären Wirkung der blassen Eleonore nichts, wirklich gar nichts, gemerkt habe. Ein Mann, der das löbliche Werk Eduards

Devrient fortsetzen und die Geschichte der deutschen Bühne im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts schreiben will, wird von einer durch Italiener bewirkten Revolutionirung des Schauspielens zu erzählen haben, aber er wird die umstürzende Bewegung an die Namen Ristori, Rossi, Salvini knüpfen müssen. Vor zwanzig Jahren, als Adelaide Ristori, damals schon an der Schwelle des Greisenalters, den Deutschen die düstere Barbarin Medea, die reizende Dulderin Marie Antoinette und die in einen schwachen Frauenleib gebannte Hypnotiseurkraft der Lady Macbeth zeigte, Rossi uns seinen Romeo, Othello, Macbeth und Lear, Salvini seinen Hamlet und Ingomar gab, wurde die schöne Kartonlinie durchbrochen, die so lange in der klassischen Tragoedie den Stil unserer Schauspielkunst bestimmt hatte. Der schmächtigen Frau Duse blieb nichts zu thun übrig und ihre blassen, von Nervenkrisen und Hysterie geplagten Salonpüppchen waren auch viel zu schwach, von Morphiumgenuß im Willenscentrum viel zu sehr zerrüttet, um einen Umsturz wirken zu können. Sie zieht seit Jahren mit Stücken, die von den Modernen mit verächtlich gerümpfter Lippe besprochen werden, durch die alte und neue Welt; und wenn sie, um ihrem Publikum doch einmal Abwechselung zu bieten, nach einer neuen Rolle umhergespäht hat, dann wählt sie Magda, die widrige Hintertreppenheldin des Herrn Sudermann, oder läßt sich von ihrem Landsmann D'Annunzio das bequeme Gewand einer holden Theaterwahnsinnigen zurechtschneidern. Frau Réjane sollte in ihren literarischen Neigungen wenigstens den Modernomanen näher

stehen als die schlangenhaft zierliche Zauberin aus dem Lande der Goldorangen, denn sie hat in gefährlicher Stunde für Goncourt gekämpft und ist den Trägern der »jungen« Literatur, den Becque, Lavedan, Porto-Riche und Donnay, eine stets zur Hilfe bereite Trösterin geworden. Auch sie hat keine Revolution »gemacht« (in Frankreich, das so viele Revolutionen erlebt hat, weiß man längst, daß sie überhaupt nicht gemacht werden), aber sie hat ihre Kunst entschlossen in den Dienst der Revolutionäre gestellt, denen es damals noch recht schlecht ging, und ihr hell, einem schmetternden Signal gleich, klingender Name wird mit der Bewegung, der die Brüder Goncourt zuerst das Ziel zeigten, eben so fest verbunden bleiben, wie die Namen Talma, Mars und Rachel mit dem klassischen, Frédérick-Lemaître und Dorval mit dem romantischen Drama verbunden sind. Als das geistreiche Fräulein Desclée, die erste Frou-Frou und die Freundin des jüngeren Dumas, gestorben war, suchte Zola unter den beliebten Spielerinnen die Dorval des Naturalismus und richtete seine Hoffnung auf Sarah Bernhardt; die in lyrischer Süßigkeit unerreichte Donna Sol, die von der Romantik mit dem ersten, bestimmenden Eindruck geprägt war, erfüllte die Wünsche des großen Epikers nicht: sie ließ sich von Dumas und Sardou locken und halten und spielt heute noch lieber Rostands princesse lointaine, die aus duftenden Schleiern hervorlächelnde Märchenheldin, als die robuste Gervaise, die brünstige Therese Raquin und deren schlimme Geschwister. Erst im Dezember 1888 fand Zola die Gesuchte: an dem

Abend, da die Réjane im Odeon Goncourts Germinie Lacerteux lebendig machte.

Fräulein Gabriele Réjane übte die junge Kraft als Possensoubrette. Sie war kaum mittelgroß, munter und frech wie ein pariser Taugenichts und mager wie ein Kätzchen, das fleißig nachts die Dächer besucht: leichtsinnige Mädchen und listige Kammerkatzen mußten ihr mühelos gelingen. Damals, um das Jahr 1875, stand Céline Chaumont auf der Sonnenhöhe des Ruhmes und alle Konservatoristinnen träumten davon, der vergötterten Heldin von Toto chez Tata und La petite marquise eines Tages ähnlich zu werden; daß die kleine Gabriele den Parisern einst die große Céline ersetzen und ihren Rollenkreis weit über das Chaumontreich hinaus dehnen könne, ahnte die flinke Anfängerin selbst sicher nicht. Sie hat viel, namentlich als Sprecherin, von dem Vorbild gelernt, und wenn sie die Unerreichbare auf deren eigenstem Gebiet auch nicht erreichte, so schuf sie doch bald ein neues poncif, das nicht weniger gefiel als Célines Frauentypus und früh schon den Blick der beliebtesten Theatraliker auf das werdende Talent lenkte. Sie merkten: der süße Racker ist für listige Zofen und Zwanzigfrancsmädchen zu gut; er kann vielleicht die neue Pariserin, das Modepüppchen der Dritten Republik, leibhaft auf die Bühne stellen. Henri Meilhac, der immer nach neuen Weiblichkeiten umherschnüffelte, hatte auch diesmal wieder die beste Witterung; er gab der rasch wachsenden Schauspielerin, die in Gondinets »Club« und in Richepins »Glu« aufgefallen war,

aber noch nicht zu den Lieblingen der Boulevards zählte, die Hauptrolle in seinem feinen Schwank »Décoré«: und hatte sein Vertrauen nicht zu bereuen. Die Réjane fand den ersten großen Erfolg, Papa Sarcey breitete segnend die fetten Hände über ihr pfiffig blinzelndes Köpfchen; die neue Heldin der vie parisienne war entdeckt. Sie brachte Alles mit, was der alternde Meilhac brauchte, ersehnte: die elegante, wenns nöthig war, auch höchst korrekte Haltung, die nun nicht mehr an den Hetärismus des Zweiten Kaiserreiches erinnern durfte, die ironische Grundstimmung, die ihr erlaubte, mit einem Blick, einem aufleuchtenden Ton, einer raschen, kaum merkbaren Geberde die Komik der ernsten und den Ernst der komischen Vorgänge zu zeigen und so zwischen Bühne und Publikum eine stets schmeichelhafte, dem Pariser besonders willkommene Intimität herzustellen, und die behende Laune einer in allen Temperamentsfarben schillernden, über alle Töne und Mienen nach Belieben verfügenden Persönlichkeit. Der erfahrene Meilhac, der sich seit den Tagen der schönen Schneider an mancher großen und kleinen Komoediantin gerieben hatte, wußte den Werth solcher Persönlichkeit zu schätzen; ihm schien in Réjane das parodistische Talent besonders stark und er ließ sie in der vom Dichter nicht allzu reichlich ausgestatteten Posse »Ma Cousine« deshalb die Künste produziren, die sonst nur auf Montmartre zu bewundern sind. Auch diesmal trog die Berechnung den Schlauen nicht: alle Pariser und erst recht alle Fremden wollten sehen, wie der soignirten Vaudevilleherrscherin der schauerlich freche Tanz der Dame Grille

d'Egout gelang. Vorher aber schon war Fräulein Réjane zu helleren Kunsthöhen emporgestiegen, den Warnern, die sie im warmen Thal der gallischen Schwänke zurückhalten wollten, zum Trotz. Alte und junge Freunde, Kritiker, Kollegen und Chroniqueurs beschworen sie, sich auf das gefährliche Abenteuer nicht einzulassen, ihren Ruf nicht in leichtsinnigem Frevel aufs böse Spiel zu setzen, sondern sich im Lande Meilhacs und Sardous auch fernerhin redlich zu nähren. Doch da half nichts: Réjane lachte den Warnern ins bekümmerte Gesicht, legte die zu Stößen geschichteten Briefe säuberlich in den Kasten und erzählte Jedem, ders je hören wollte, sie sei für ihr Stück, ihren Autor und ihre Rolle begeistert und wolle um jeden Preis mitkämpfen, wenn der Naturalismus auf der Bühne die Hauptschlacht schlage. Zu diesem Entschluß gehörte damals immerhin Muth. Edmond de Goncourt, dessen Germinie gespielt werden sollte, hatte sich durch antisemitische und antikapitalistische Regungen bei einem wichtigen Teil des Publikums und durch mancherlei unbequeme Eigenthümlichkeiten seines sensiblen Künstlerthums bei den Stimmführern der Presse verhaßt gemacht und die Schauspielerin, die für sein schon vor der Aufführung in den Abgrund verdammtes Werk so hitzig eintrat, mußte die Rache der Mächtigen fürchten. Und war denn sein Stück, das entfleischte Gerippe eines psychologischen Romans, auf der Bühne überhaupt möglich? Würde das geputzte Publikum sich für die Lebensgeschichte des Dienstmädchen interessiren, das sich in einen hübschen Kerl vergafft, im Rausch dumpfer Sinne nur das eine Streben

noch kennt, den flatterhaften, lüderlichen Buhlen zu halten, den geliebten Leib fest zu umklammern, und kaum spürt, wie dieser Trieb die Vergiftete in die Tiefe zieht, in Trunksucht, Prostitution und das dunkle, ruchlose Diebsgewerbe? Und war denkbar, daß die Darstellerin mondäner Niedlichkeit für diese Elende, im Maschinenlärm der Großstadt Verkommende die Gestalt, den Ton, die Geberde finden werde?

Nach der Generalprobe schrieb Goncourt in sein Tagebuch: »Oh, elle est merveilleuse, tout le temps, Réjane! Et au moyen d'un dramatique tout simple, du dramatique que je pouvais rêver pour ma pièce. C'est vraiment une actrice!« Am nächsten Abend wurde in diesem Punkt wenigstens sein Urtheil vom Massengericht bestätigt: das Stück fiel und ward mit allen literarischen Ehren bestattet, die Schauspielerin aber erlebte einen Triumph, der an Sarahs ersten Heldinnensieg im Hause Molières die Erinnerung weckte. Die kleine Soubrette Meilhacs fand für die arme Germinie, qui a un gros fonds de tendresse à placer, einen ins Tiefste vordringenden, ganz persönlichen Ton; sie verbannte jede eitle Regung, trat in derben Stiefeln als plumpe, rotharmige Küchenmagd auf: und wieder zeigte sich, daß die in der Possenschule erzogenen Schauspieler, wenn sie Starkes kräftig empfinden, mit ihrer derben, entschüchterten Seele die besten Darsteller der Alltagstragik sind.

Germinie Lacerteux blieb im Bühnenleben der lacertenhaften Réjane eine Episode. Sie kehrte wippend bald in den Salon zurück, trug wieder seidene Röcke, funkelnde Ringe und modische Hüte, war wieder die galante Heldin in der

geschniegelten Welt des Snobismus. Aber die Dichter und Direktoren wußten nun, was diese schlanke Frau konnte, und sorgten für Rollen, in denen der ganze Umfang ihres Könnens sichtbar werden sollte. Daudet ließ sie seine entsetzlich wahre Sappho spielen und Goncourt, der sonst nicht so unvorsichtig ist wie sein Kollege Bahr, schrieb verzückt: »Jamais on n'a joué l'amour comme cela;« und Frau Daudet überlegte, ob sie ihren jungen Sohn ins Theater mitnehmen, ihn der anstecken≈den Wirkung dieser Fieberbrunst, dieses letzten, verzweifeln≈den Sinnenbegehrens, aussetzen dürfe. Georges de Porto≈Riche gab ihr Amoureuse, Henri Lavedan Viveurs, Maurice Donnay Lysistrata und La Douloureuse; und allmählich entstand so ein neues, dunkler gefärbtes Genre Réjane. Von ihr gespielt zu werden, war der ehrgeizige Traum aller jungen oder Jugend heuchelnden Dichter; denn sie allein schien ihnen modern, sie nur konnte die neue Frau glaubhaft verkörpern. Das merk≈würdige, erschreckende Wesen, das diese Herren die neue Frau nennen, ähnelt ein Bischen der guenon du pays de Nod, der Uräffin, von der Dumas, der zärtliche Frauenfreund, war≈nend einst sprach. Die ist ein sehr sinnliches, sehr skrupelloses, sehr listiges Geschöpf, das nicht an den Herd und nicht in die Kinderstube taugt, Hausfrauenpflicht und Mutterschaft als unerträgliche Last empfindet und nur auf den Mann dres≈sirt ist: auf den bourgeoisen, in allen geilen Lüsten und Lastern der Ohnmacht erfahrenen, in schmutzigen Geldhändeln ent≈sittlichten, in der Treibhausluft der Großstädte verweichlichten Mann, der sich gern eine weiße Luxusbestie mit weichem Fell

im parfumirten Käfig hält und wüthend aufheult, wenn die Gefangene die Stäbchen des Gitters durchbricht und draußen dem Geschlechtssehnen Befriedigung sucht. Solche Männer, in denen, nach Nietzsches Wort, des Mannes zu wenig ist, mit Indianerschlauheit zu quälen, am glimmenden Feuer der Eifersucht langsam zu rösten und, wenn der Appetit sich regt, mit Haut und Haar zu verspeisen, daß zwischen den Zähnen die Knöchelchen knacken, ist solchen Frauen höchstes Vergnügen. Manchmal glückt der Spaß, manchmal rafft der Mann die Energiereste zusammen, dünkt sich kraftvoll, während er nur brutal ist, und schlägt die äffische Quälerin zu Boden; immer bleibts aber ein netter, durch seine Fährnisse unterhaltsamer Sport und immer bewahren die Weiber, die doch wissen, daß es um Leben und Tod geht, die ironische Grundstimmung ihrer Wesenheit. Ironie ist der Trost und die Wonne der Müden, denen an der Peripherie der sittlichen Welt die Leuchtfeuer erloschen, die festen Grenzen von Gut und Böse verwischt sind und die nun an nichts mehr glauben, auch nicht an sich selbst, und an den eigenen Gefühlen, Trieben und Leidenschaften neugierig so lange herumklopfen, bis die hohle Stelle gefunden, die tragische Maske zerlöchert ist; dann kichern sie, mit einem Thränchen im Auge, über die Komik der kleinen, schwindligen Bürgerseelen, die auf geliehenen Stelzen in ein Heldenpathos hineinstolziren wollten. Der natürliche, gesunde Mensch kennt und versteht ironische Regungen nicht; wo sie sich melden, muß schon eine Kultur überreif geworden und mit Schimmelgespinnst bedeckt, ein

Glaube geborsten, ein Baugrund versumpft sein. Sie zerbeizen mit Laugenschärfe jede Weltanschauung, zerstören die Einheit jedes Charakters und krümmen die große, gerade Linie der Volksepen ins Operettenhafte. Ironie ist die letzte Stütze der dem Tode Geweihten; und wenn gar die Weiber, die Pathetiker unter den zweizinkigen Gabelthieren, ironisch werden, dann hat einer Kultur, die so Unerschautes schuf, schon die Sterbeglocke geläutet. Die jungen französischen Dichter, die von den Brüdern Goncourt, von Stendhal und Flaubert, dem Schöpfer des unsterblichen Paares Bouvard und Pécuchet, abstammen, sind stets bitter und stets ironisch gestimmt und ihre Heldinnen tragen die Spur des väterlichen Geistes. Sieht die neue französische Frau, die berühmte, wirklich so aus? Der alte Sardou, der ein streng Konservativer war und für Sitte und Ordnung schwärmte, hat von der Pariserin gesagt, sie sei launisch und komplizirt, zärtlich, tückisch und treulos, selbstsüchtig und zum schwersten Opfer bereit, als Geliebte ein Kätzchen mit Krallen, als Freundin ein anhänglicher Pudel. Mit dieser Charakteristik soll das besondere Wesen der Réjane bezeichnet sein, die nach Sardous Ansicht die echteste Verkörperung der Pariserin ist; mir scheint, die Beschreibung paßt auch auf ältere Töchter der aus der Rippe Geschaffenen, und ich möchte sagen: Alles Allzuweibliche liegt im Bereich der réjanischen Kunst, der nur die hehrste Hoheit der Heldin und der Vestalin versagt ist. Seltsam, daß man dieser zum Küssen und zum Entsetzen weiblichen Künstlerin, vielleicht, weil sie auch wie ein Schlingel necken und toben kann, den Geschlechtsartikel entzogen hat: sie ist nicht

die, nicht Frau Réjane, sie ist Réjane, kurz und bündig. Und doch hat sie ihrem Mann zwei Kinder geboren, nicht ihn nur beglückt und die Weiblichkeit ist ihr stärkster Reiz.

Ich sah sie zuerst als Frou=Frou. Das Stück, das Zola noch 1881 une peinture charmante d'un coin de notre société nannte und an dem er die Wahrheit und Feinheit der Beobachtung rühmte, ist uns innerlich fremd; die heiteren Szenen wirken noch frisch, die Sentimentalitäten schmecken wie kostbares Zuckerwerk, das lange im Ladenfenster gelegen und auf dessen Oberfläche sich ein dünnes Staubkrüstchen gebildet hat. Ach, die Zeit vergeht jetzt wirklich zu schnell! Zola fand außer Sarah keine Schauspielerin, die ihm für Frou=Frou modern genug war, und heute rufen unsere Feuiletonfürsten, in diesem verlogenen Stück dürfe eine echte Künstlerin eigentlich gar nicht auftreten. Von Frou=Frou braucht man nur den Bonbonstaub abzukratzen, dann sieht man: das Drama ist gar nicht so unmodern, denn es zeigt, wie unter der determinirenden Einwirkung der Umwelt und ererbter Anlage sich ein Menschenschicksal gestaltet. Die kleine Gilberte Brigard ist ein leichtes Blut (sie hats vom Vater, der noch unter dem weißen Haarschopf für geschminkte Chanteusen erglüht) und wird, weil sie nur für Putz und Tand, für seidene Fähnchen, glitzernden Schmuck und rauschende Schleppen Sinn hat, im Hause kosend Frou=Frou genannt. Keine starke Seele kümmert sich ernstlich um sie, Keiner sucht sie zu bilden, zu stützen, gegen die Fährlichkeiten des Lebens zu stählen. Papa, der die läst=

igen erwachsenen Töchter gern unter der Haube hätte, treibt an einem lauen Sommerabend seine Jüngste in die Arme eines Mannes, den sie nicht liebt und der sie nicht kennt. Das nannte man damals schon »eine Verlobung«. Die tändelnde Braut wird eine müssige Frau und eine lieblose Mutter, die mit dem Kind nur wie mit einer Puppe spielt, ihm die Brust, deren feine Linie nicht leiden darf, versagt und nur krause Gedanken an Kurzweil und heitere Gesellschaftfreuden im hübschen Vogelköpfchen hegt. Sie nimmt nichts ernst als das Komoedienspiel, das sie in einem Salon »für die Aermsten« veranstalten will, merkt nicht, daß im eigenen Hause die Aermsten wohnen, ihr Mann und ihr Kind (L'Arronge hat aus den Flicken, die Meilhac hier fallen ließ, ein ganzes Familienstück von wohlthätigen Frauen gemacht), und ist sehr erstaunt und beinahe zornig, da sie unter dem Ehedach mählich vereinsamt. Der Mann liebt sie zärtlich, ist aber für den Versuch, sie sich zu erziehen, zu schwach und findet bei der älteren, hausfraulich verständigen Schwester Trost; der Vater denkt nur an seine Tricotdamen und das zappelnde Knäbchen gewöhnt sich, in der Tante die Mutter zu sehen. Nichts bleibt der armen Frou-Frou, in der die Frauensehnsucht erwacht, gar nichts, sie wird verdrängt, ist überall bald entbehrlich und stört, wenn sie einmal nicht auf den Ball gegangen ist, nur die gemüthliche Harmonie der am Kamin froh Vereinten. Das kann das eitle, verwöhnte Kinderherz nicht ertragen. Frou-Frou läuft davon, mit einem munteren Lebemann, der sie schon lange gierig umwirbt. Nun aber rächt

sich die Sitte, die immer Recht behalten will, und die Sünderin muß erleben, daß durch ihre Schuld, durch die Schuld einer närrischen, putzsüchtigen, frivolen Frau, ein Familienglück vernichtet und ein blühender Mann blutend und fast schon verröchelnd vom Kampfplatz getragen wird. Unter der Wucht dieses Schicksales bricht die Schwache zusammen und rafft nur noch einmal sich auf, um von dem gekränkten Gatten Verzeihung zu erwinseln. Er vergiebt der hilflos Gewordenen, kindisch Gebliebenen; und Gilberte stirbt selig, mit einem letzten, ohne Bitterkeit hingehauchten Scherzwort über die eigene Nichtigkeit auf lächelnder Lippe, — immer die Selbe, immer Frou-Frou. Das Stück trägt den Stempel des Zweiten Kaiserreiches und Frau Réjane ist geistig ein Kind der Dritten Republik, der resignirten, ironisch gestimmten; ihre sprühende Heiterkeit hat am Rand einen Sprung und kann klirrend im nächsten Augenblick schon in Scherben zerfallen. Ihr fehlt das für Frou-Frou Wichtigste, die naive Unbewußtheit, auf die unsere (für die Tochter des Herrn Brigard freilich allzu robuste) Hedwig Niemann die Rolle baute; aber ihr sicher im Dunklen tastender Kunstinstinkt macht aus der Noth eine Tugend. Diese Gilberte umweht schon im ersten Akt ein fader Fäulnißduft, der uns vom Kommenden die Witterung giebt und später das Staunen erspart; sie hat furchtbar erfahrene Blicke und man merkt: ihr Mund hat ein Früchtchen wenigstens schon vom Baum der Erkenntniß genascht. Aus einem Menschensinn kann nichts hervorwachsen, wozu der Keim nicht in der Seele lag; hier spürt man im Kind schon

den Keim und das klinische Bild der Erkrankung wird, nachdem die Giftpilze in den faulenden Organismus gedrungen sind, in lückenloser Logik vor dem zuschauenden Auge gestaltet.

Ein allerliebstes Bild aus dem Siechenhaus sittlich haltloser Weiber. An Grazie, an blitzartig aufzuckendem Witz und technischer Kunst ist Frau Réjane nicht zu übertreffen. Sie ist reizend bei der Theaterprobe, ganz vom Ernst ihrer Sache erfüllt, noch ohne die Spur eines Verständnisses für die wirklich ernste Pflicht ihres Frauenlebens, und rührend, wenn sie all in ihrem Jammer den früh welkenden Leib zum Teppich machen will, über den des geliebten, schmählich beleidigten Mannes Fuß lautlos hinwegschreiten kann, wenn sie aus irren Augen in die kalte Welt starrt und gar nicht begreift, wie um sie, um ein in rauschende Schleppkleider gehülltes Nichts, solcher Streit, so unsägliches Unheil entstehen konnte. Wie sie aussieht? Sie ist nicht hübsch, war es auch in der ersten Jugendblüthe wohl eigentlich nie. Der schlanke, fast hager scheinende Wuchs einer fausse maigre, ein schöner, geschmackvoll ausgestellter Hals, feine, in ihrem Geberdenspiel wunderbar ausdrucksvolle Hände, deren spitze Nägel rosig geschminkt sind, die schlaffen Arme einer alternden Frau. Aus dem blassen Gesicht springt, wie ein dunkler Blutfleck, der Mund hervor, ein sehr großer, sehr sinnlicher Mund mit dicken, begehrenden Lippen, hinter denen ein festes Gebiß, das Gebiß einer Pantherkatze, drohend sichtbar wird; die schmale Nase ist keck nach oben gestülpt und in den Nüstern mit dem Karminstift betupft; in den schwarz umränderten Augen, die unter dem röthlichen

Haar noch schwärzer scheinen, funkeln alle Lichter lustiger Laune, ruchloser Bosheit und höllischer Hexenkunst. Sie kann aussehen wie ein Clown und wie eine gefährliche, mit saugendem Blick das Opfer lockende Verführerin; Grisette und Vampyr, Dulderin und Teufelin scheinen. Sie kann aussehen, wie es ihre Rolle verlangt.

Sie gleicht als Baronin d'Ange in »Le Demi-Monde« nicht mehr der kleinen Frou-Frou, nicht der fast heldisch frechen, kerngesunden, gegen alle Sitte und prüde Sittlichkeit revolutionären Madame Sans-Gêne. Ich glaube, Dumas hat sich seine Abenteurerin eleganter, stattlicher, damenhafter gedacht, so, wie Rose Chéri und die Croizette sie spielten, wie sie heute noch von den Darstellerinnen der großen, klassischen Koketten gespielt wird. Die Réjane giebt sie ganz als Kanaille, als das Raubthier, die rothe Bestie, die aus finsteren, schmutzigen Höhlen gebrochen ist und sich, nach Beute gierig, nun auf die prassende Gesellschaft stürzt. Diese Susanne kämpft um die Anerkennung, um ihr Bürgerrecht im hellen Licht des Reiches, in dessen verschwiegenen Winkeln sie bisher nur, als ein für Jeden käufliches Luftobjekt, still geduldet wurde. Ein gütiger Freund hat sie aus dem Schlamm gezogen, sie glänzt seit Jahren im Kreis der Entgleisten, beglückt mit ihrem Reiz und ihrem behenden, anschmiegsamen Geist die Männer aus der Oberschicht, die in der Nähe auch nicht ganz reinlich riecht noch zweifelsohne aussieht, und will nun den letzten Schritt wagen, den schweren Schritt in die ehrbare

Bürgerlichkeit. Sie kämpft athemlos, mit Nägeln und Zähnen, mit List, Gewaltthat und Betrügerkunst, um den Mann, der sie endlich legitimiren, mit seinem Namen die unsaubere Spur ihres Ursprunges verdecken soll: sie wird diesen Mann glücklich machen, wird so sittsam sein wie andere Frauen: und sieht sich, da sie das Ziel schon erreicht zu haben wähnt, um den Preis des verzweifelten Ringens geprellt. Ihr alter Liebster, dem sie doch unbezahlbare Wonnen gespendet hat, tritt zwischen sie und ihr Glück, die Ehrbaren, Tugendsamen schließen den schützenden Ring und sie, die Ehrlose, bleibt draußen, bleibt in der Kälte, dem rauhen Novembersturm eines Lebens ausgeliefert, das über den Scheitelpunkt längst hinausgeführt hat und schon zum Abend neigt . . . Man müßte das ganze Stück, das in den ersten Akten ein blankes, glänzendes Meisterwerk seiner Gattung ist, erzählen und lange bei jeder Szene verweilen, um einen Begriff von der reifen, der thierisch klugen Kunst zu geben, die Frau Réjane, Schritt vor Schritt, bot. Jeder Ton, jeder rasche Blick, jede leiseste Geste war vorher genau berechnet und überlegt und schien doch in der Eingebung der Sekunde entstanden. Und das Unwahrscheinlichste wurde wahr: die abenteuernde, tückisch schweifende Bestie listete uns Mitleid ab und unser feinstes Menschengefühl war mit ihr, als sie dem alten Liebsten, der ihr, mit plötzlich erwachter Ehrenmännermoral, nun die legitimirende Liebe wehren will, unter Thränen zornig das echte Dumaswort entgegenrief, daß jeder Mann ewig der Schuldner des Weibes bleibt, das ihn liebend einmal umklammert hat, und

nie, niemals ihr Opfer vergelten kann. Später erst, da der Eindruck verwischt war, dachte man der niedlichen Sophistik der kleinen Dame nach, die aus der Hingebung ihres Leibes seit Jahren schon ein Geschäft gemacht hatte.

So ging mirs auch in Donnays »Douloureuse«; auch hier wurde das Empfinden eine Weile verwirrt und fand sich nur langsam zurecht. Das in der Dumasschule locker gefügte Stück ist unbeträchtlich; hübsche, geistreich vorgetragene Beobachtungen, wie Maurice Donnay sie früher dem Publikum der Vie Parisienne allwöchentlich kredenzte, sind um eine große, stark wirkende Szene gereiht; dem Ganzen fehlt die Einheit, das dramatische Leben, aber es beleidigt nicht, wie manche berühmte Leistung unserer Kneipendichter, und plaudert allerlei lustige und ernste »Wahrheiten« über das Wesen der für die Gesellschaft und in der Gesellschaft erzogenen französischen Frau aus. Ein schnöder Spekulant hat ein Dutzendmädchen gekauft oder, wie man gesitteter sagt, geheirathet und die schlimm Gepaarte verliert sich aus Langeweile in schwüler Stunde an einen in der Erlegung jagdbaren Wildes erfahrenen Mann, der sie zur Mutter macht. Der Gatte merkt nichts; er steckt bis an den Hals im Panamasumpf. Aber die fromme und doch treulose Helene langweilt sich wieder, noch mehr als vorher, seit sie mit dem ersten Liebhaber ausgespielt hat, und nimmt, wie es in solchen Fällen bei schönen Sünderinnen der Brauch ist, einen zweiten. Diesmal ists eine ernste Leidenschaft. Der Zweite ist ein berühmter Künstler, ein versonnener, bei Weibern nicht sehr

aktiver Herr, der sich nehmen und lieben läßt und, wenn die Traute ihn zärtlich küßt, für sein geduldiges Stillhalten noch Dank zu heischen scheint. Der Panamist wird ertappt, erschießt sich: Helene ist frei und kann ihren Philippe vor der Welt nun bald als Gatten umarmen. Da, als die Vorbereitungen zur Hochzeit schon fast beendet sind, erfährt der Bräutigam den ersten Fehltritt der Geliebten; er hat sich, bequem, lauwarm und geduldig wie immer, von Helenes Freundin verführen lassen (nichts Ernstes, mein Gott, nur so zur Probe, zum Zeitvertreib): und die herzige Dame, die natürlich auch im Ehebund schmachtet, hat ihm das Geheimniß ins Ohr geraunt, um vor dem Abschied noch sein Glück zu vergiften. Der Mann, der selbst erst eben gesündigt hat, kann über die frühere Sünde der Frau nicht hinweg. Nie. Der endlich aus einer müden Passivität Gerissene brüllt der Erbebenden seinen ganzen Groll ins Gesicht. Aber er verräth sich: nur die Freundin kann ihm das Geheimniß zugetuschelt haben, kein anderer Mensch kennt es; und nur einem Liebhaber sagt eine Frau solche Dinge. Und nun beginnt die Auseinandersetzung, die große Szene, um die das Stück geschrieben wurde . . .

Man erlebt in der Alltagswirklichkeit selten »Szenen«, aber Verliebte erleben sie manchmal; und wie sie roh dann in ihrer Leidenschaft rasen, mit Lust in schmerzenden Wunden wühlen und nicht eher ruhen, als bis sie ganz morsch sind, zerkratzt, kraftlos und zerrüttet: Das hat der Dichter ohne Tünche nach Erlebtem geschildert. Der Mann beschimpft die Frau, die Frau den Mann, Eins sucht das Andere an Bru-

talität zu überbieten, jeder alte Vorwurf, der längst eingesargt schien, wird hastig hervorgekramt, — und schließlich brechen Beide, erschöpft, mürb, leer, entgeifert, zusammen und mühen sich, mit zitternden Nerven, die muthwillig einander geschlagenen Wunden, so gut es geht, zu verbinden. Donnay hat seine Szene ironisch beleuchtet. Frau Helene ist zum Diner eingeladen; und nun ist ihre Frisur zerrauft, das Gesicht geschwollen und von Thränen geröthet, die ganze kunstvolle Herrichtung der Weltdame durch den unerwarteten Ausbruch thierischer Leidenschaften zerstört. Die kleinen mondänen Sorgen melden sich. Zu einer Absage ist es zu spät. Schnell die Quaste, ein Bischen Puder, ein paar Striche mit dem Taschenkämmchen, ein Tropfen kühlenden Wassers. Zur Noth wirds so gehen. Der Liebste hilft ihr in den schweren Pelzmantel, stopft sorgsam, als gebe es nichts Wichtigeres auf der weiten Welt, die modisch gebauschten Aermel des Kleides in die warme Hülle; und die Frau wankt, mit müdem, zärtlichem Gruß, hinaus und wird in einer halben Stunde lächelnd, munter mit ihrem Tischnachbar plaudern. Was Frau Réjane hier gab, hatte ich noch auf keiner Bühne gesehen. Ihr hilfloses Schluchzen, das Keuchen der wunden Brust, die aus den tiefsten Geschlechtsgründen hervorbrechende brünstige Wuth, der unstillbare Thränenstrom, der wirklich, nicht zum Bühnenschein nur, ihr Gesicht verheerte und sie in fünf Minuten um zwanzig Jahre gealtert aussehen ließ: nur ganz große, die Natur zwingende Kunst vermag solche Wunder. Wie der menschliche Automat sich

wieder zu regen und in die Wirklichkeit und ihre kleine Gesellschaftpflicht zurückzufinden begann, wie aus Schmerz und Zorn Zärtlichkeit wurde, neue, gesänftigte, nicht mehr hitzig, selbstsüchtig begehrende Zärtlichkeit: Das zu sehen, an lebendigem, warmem Fleisch zu fühlen, mußte dem Psychologen ungeahnten Genuß bereiten. Wieder wurde das Empfinden zunächst in die Irre geleitet, wieder litt man fiebernd mit einer Frau, die, in ihrer Haltlosigkeit, doch nur gerechte Vergeltung empfing; wieder aber währte der Irrthum nicht lange. Frau Réjane putzt die wurmstichige Schwäche nicht zum Heldenthum heraus; schwindelt uns ihre sittlich kranken Geschöpfe nicht für gesunde auf. Ich war von dem falschen Pathos ihrer Helene im ersten Akt überrascht und merkte erst später, wie fein ihr Gefühl sie auch hier wieder geführt hatte: Frau Helene kennt den Ausdruck der Leidenschaft nur aus dem Theater, von den klassischen Abenden der Comédie, und lernt erst im wehen Zusammenbruch ihres ganzen Wesens wahr und schlicht fühlen. Ob es Frau Gabriele auch so ergangen ist?

TOLSTOI UND ROCKEFELLER.

Ueberall waren Solche, die den Greis gebeten hatten, für seinen achtzigsten Geburtstag ihnen etwas Geschriebenes zu liefern. Kurz oder lang: wenn an diesem Weltfeiertag Etwas von ihm in der Zeitung steht, sind sie zufrieden. Denn ihre Berufspflicht ist, zu zeigen, daß sie Beziehungen haben und ihr Wink den Berühmtesten zum Reden bringt. Lew Nikolajewitsch sitzt und sucht. Einem könnte er, Zweien vielleicht Neues sagen; die Schaar muß sich mit der Wiederholung des Alten begnügen, das in Hirn und Herz ja noch nicht Wurzel schlug. Drum sitzt er und sucht seines Lebens Motti. Sätze, die lehren, wie er in seinem Werk des Lebens Sinn und die Bestimmung der Menschheit zu erdeuten getrachtet hat. »Fünfunddreißig Jahre lang habe ich als Nihilist gelebt. Nicht (nach dem entstellten Sinn, den der Sprachgebrauch dem Wort Nihilist gegeben hat) als Sozialist und Revolutionär; nein: als Einer, in dem nichts ist, nicht ein Fünkchen Glaubens. Den Glauben verlor ich früh und lebte dann, wie die Meisten, in den Eitelkeiten unserer Welt. Ich schrieb Bücher und wollte, wie die Anderen, lehren, was ich nicht wußte. Doch mit unerbittlicher Wuth verfolgte mich die Sphinx und rief mir

zu: ‚Löse meine Räthsel oder ich verschlinge Dich!' Die von den Menschen gerühmte Wissenschaft erklärte mir nichts. Auf die immer wiederholte, mir allein wichtige Frage nach dem Zweck des Lebens antwortete die Wissenschaft mit der Lehre ganz anderer Dinge, die mich nicht bekümmern. Wer auf diese ‚wissenschaftliche' Lehre horcht, mußte in den Säkularchor der Weisen, der Salomo, Sokrates, Sakya-Muni, Schopenhauer, einstimmen und, wie die großen Vorgänger, das Leben ein sinnloses Uebel nennen. Ich wollte mich töten. Endlich erleuchtete mich der Gedanke, die ungeheure Mehrheit der Menschen leben zu sehen. Alle, die sich nicht, wie wir den ‚höheren Klassen' Angehörige, fruchtloser Hirnspekulation hingeben, sondern arbeiten, leiden und dennoch ruhig und ihres Lebenszweckes sicher sind. Ich begriff, daß man wie diese Menge leben, in die Einfalt ihres Glaubens zurückkehren müsse. Aber mein Verstand konnte sich der befleckten Lehre nicht anpassen, die den im Geist Armen von der Kirche gespendet wird. So beschloß ich denn, den Lehrstoff genau zu durchforschen, auf daß ich erkenne, was daran echt, was vom Aberglauben gesponnen sei. Die Kirche bietet uns Nahrung, die nicht nährt; bei der schon das Neugeborene nicht gedeihen kann. Statt des Geistes der Evangelien giebt sie uns Riten, statt des Glaubens inhaltlose Formeln. Ihr Katechismus erlaubt, zu richten, zu töten sogar, wenns nur im Dienst des Staates geschieht; erlaubt, eines Anderen Gut zu nehmen und dem Uebel zu widerstreben. Seit Konstantins Zeit verfällt die Kirche; hört sie nicht mehr auf Gottes Stimme,

sondern auf den Ruf des Jahrhunderts. Heute ist sie heidnisch geworden. Wer hat Euch gerathen und gestattet, ums Dasein zu kämpfen? Euer Dasein den Anderen zu widmen, hat Euch Jesus befohlen. Widerstrebet nicht dem Uebel. Richtet nicht. Tötet nicht. Das steht geschrieben. Ihr aber habt Gerichtshöfe, Heere, Gefängnisse und wendet, als Einzelne und als Gemeinschaft, täglich Gewalt an. Weil Ihr müßt? So lange die irdische Macht der göttlichen Wahrheit so fern ist, dürfen ihre Befehle und Verbote für Euch nicht gelten. Wie aber denkt und handelt Ihr? Einst schritt ich in Moskau durch das Borowitzkythor. Unter der Wölbung saß ein zerlumpter alter Bettler mit verbundenem Kopf. Ich griff nach meiner Börse, um ihm ein paar Kopeken zu geben. Da sah ich vom Kremlin her einen Grenadier auf uns zu laufen; einen kräftigen jungen Mann, dem in der Uniform wohl zu sein schien. Als er den Soldaten sah, erschrak der Bettler, stand auf und floh hinkend in den Alexandergarten am Fuß des Hügels. Er hatte vergessen, daß man unter dem Thor nicht sitzen darf. Der Grenadier lief ihm nach und schimpfte laut. Ich wartete, bis er dicht vor mir war, und fragte dann, ob er lesen könne. ‚Natürlich; warum denn?' Hast Du das Evangelium gelesen? ‚Ja.' Auch die Stelle, die empfiehlt, den Hungernden zu speisen? Ich sprach ihm die Worte vor. Er kannte sie, hörte aber aufmerksam zu und ich fühlte, daß er unruhig wurde. Zwei Männer blieben bei uns stehen und horchten. Dem Grenadier war nicht gut zu Muth. Er hatte gethan, was die Dienstpflicht befahl, und doch schlecht ge-

handelt. Dieser Widerspruch quälte ihn. Er war unsicher und suchte eine Antwort. Plötzlich leuchtete sein kluges Auge auf; er sah mich scharf an und fragte: ‚Hast Du die Armeedienstvorschrift gelesen?' Ich mußte gestehen, daß sie mir unbekannt sei. ‚Na, dann halte den Mund!' rief der Grenadier; hob mit Siegermiene das Haupt und marschirte bedächtigen Schrittes weiter. So tappt die Menschheit heute in die Irre. Was ich empfinde und sehe: Alles bestätigt mir, daß ich den richtigen Sinn der christlichen Lehre gefunden habe. Nur konnte ich mich lange nicht in den seltsamen Gedanken eingewöhnen, daß nach neunzehnhundert Jahren, in deren Verlauf Milliarden die Lehre des Heilands bekannt und Tausende ihr Leben der Glaubensforschung gewidmet haben, mir beschieden sein sollte, das Sittengesetz des Christus wie ein Neues zu finden. So aber ists geschehen; wie seltsam mirs auch scheinen mochte.«

Das wieder zu lesen, wird ihnen frommen. Noch Einiges. »Alles Uebel kommt von der dummen, der schurkisch gemeinen Vernunft. So lange ich nicht weiß, was ich bin und wofür ich hier bin, ist das Leben unerträglich. In der Unendlichkeit der Materie, der Zeit und des Raumes entsteht eine organische Zelle, lebt eine Minute und stirbt dann wieder. Diese Zelle bin ich. Das also ist das letzte, das einzige Ergebniß der Gedankenarbeit, die sich Jahrhunderte lang mit diesem Thema beschäftigt hat? Nein. Nicht für sich soll man leben, sondern für Gott. Sonst lebt man eben wie ein Hund. Karatajews Hündchen ist selig, als es ringsum Fleischstücke wittert; Fleisch von Thieren aller Art, auch von Menschen,

in verschiedenen Graden der Zersetzung. Die Soldaten ließen die Wölfe nicht heran: und so konnte das Hündchen sich nach Belieben vollstopfen. Sieht unser Glück, unseres Lebens Ziel nicht anders aus? Wenn ich mich des Geisteszustandes erinnere, in dem ich meine Jugend verlebte, begreife ich die schlimmsten Verbrechen; auch solche, die ohne Zweck, ohne die Sucht, Schaden zu stiften, nur aus Neugier und unbewußtem Thatendrang ausgeführt wurden. Manche Minute zeigt uns die Zukunft in so düsteren Farben, daß der Blick sie flieht und der Geist sich selbst zu überreden sucht, er habe weder Zukunft noch Vergangenheit. In solchen Minuten, wenn der Gedanke nicht mehr jede Willensregung kontrolirt und nur die Instinkte des Körpers noch walten, begreife ich, warum das unerfahrene Kind, ohne Zögern, ohne Furcht, mit einem neugierigen Lächeln auf den Lippen, das eigene Haus ansteckt, in dem Eltern und Geschwister schlafen, das alle von ihm zärtlich Geliebten herbergt. Ich will die Kinder des Volkes denken und schreiben lehren. Müßte nicht ich in ihrer Schule denken und schreiben lernen? Die Entwickelung des Menschen bringt ihn dem Ideal der Harmonie, das er als Bild in sich trägt, nicht so nah, daß ers Wirklichkeit werden fühlt; sie hindert eher die Verwirklichung dieses Ideals. Ein gesunder Säugling verkörpert das Ideal der Wahrheit, der Schönheit und Güte; dieses Kind ist den nicht denkenden Geschöpfen, dem Thier, der Pflanze, dem ganzen Naturbereich nah und jeder Lebenstag entfernt es nur davon. Wir suchen unser Ideal vor uns: und ahnen, blinde Thoren, nicht, daß es längst

weit hinter uns liegt.« Das muß den Menschen gesagt werden. Auch heute. Immer wieder. Nichts Anderes. Keine Städte, keine Massenansammlung, keine Fabriken mehr. Auf dem Lande bleiben; da mag Jeder mit seiner Hände Arbeit das dem Bedürfniß Unentbehrliche schaffen. Das Unentbehrliche: nicht dummer Einbildung nöthig Scheinendes. Seinem Bedürfniß: nicht dem Anderer. Weh Einem, der Andere für sich arbeiten läßt! Mit sich soll Jeder sich beschäftigen; in sein Innerstes schauen und das Licht suchen, aus dem Göttliches zu ihm spricht. Mit dem Anderen soll er nur leiden und ihm willig geben, was er entbehren kann. Geben, ohne sich zu brüsten und Belohnung zu heischen. Als mein Herz sich noch freute, weil man mich einem Armen drei Rubel geben sah, war ich noch weit vom Heil. Almosen thuns nicht; was wir brauchen, ist Theilung des Besitzes. Müßiggang und Luxus, Lohnsklaverei und Schuldknechtschaft sind aller Laster Anfang. Widerstrebet nicht dem Uebel; richtet nicht, tötet nicht; hütet die Zunge, daß sie nicht gegen den Stachel lecke. Wir sind winzige Theilchen der Weltseele und haben nur für unsere Reinheit zu sorgen. Wozu brauchen wir eine Obrigkeit, Waffen, Heere, Gerichte, Urtheilssprüche, Gefängnisse, wozu gar Kriege? Das Alles hat Gott nicht gewollt. Auch nicht, daß wir die Lügen einer sich spreizenden Wissenschaft für wahr nehmen und der Niedertracht der Vernunft glauben, die allen Zweifel und Hochmuth, alles Unheil auf die Erde gebracht und nichts Nützliches gewirkt hat. Sondern, daß wir Christen seien, brüderlich im Licht neben einander wandeln

und dem Nächsten, dem Fernsten, dem Bösen sogar durch unser Thun und Lassen keinen Grund zu Groll und Angriff geben.

»Und mit dem Bekenntniß solcher Auffassung des Lebenszweckes sind Sie der Held zweier Erdtheile, ihr verehrter, beinahe angebeteter Liebling geworden und bis heute noch, Jahrzehnte lang, geblieben? Seltsam.«

Lew Nikolajewitsch hebt das Mushikhaupt mit den großen, unter mächtige Stirnknochen gebetteten, matt glänzenden Greisenaugen. Hat er wieder laut gedacht? Schlich der Kömmling auf leisen Zehen in die Kammer? Da steht er. Alt, doch sehnig; zerfurcht und ernst. Greift ungebeten schon nach einem Strohstuhl. Fragen, wie er hineinkam? Dem Weisen ziemt nicht, um so Kleines sich zu kümmern. Auch klänge es, als wolle der Angesprochene ausweichen. »Seltsam? Daß die Menschen Einen nicht hassen, der sich müht, sie die Liebe zu lehren? Daß es noch Christen giebt, die der Irrsinn modernen Daseins nicht für den wahren Lebenszweck geblendet hat und deren Seele sich freut, wenn ein Menschenbruder, um den Brüdern in Demuth zu dienen, ihnen die Richtung weist, in der sie wieder ein friedliches Glück finden könnten?«

»Seltsam: so dünkt michs. Denn bisher haben die Menschen solche Wegweiser, Warner, Propheten, Bußprediger nicht gerade freundlich behandelt. Manchen gesteinigt, ans Kreuz genagelt oder, statt auf den Thron, auf den Scheiterhaufen gesetzt. Und Christen sind sie nun doch bald zweitausend Jahre lang. Bleibt also die Frage, ob sie seit der Zeit Savonarolas edler geworden sind oder ob sie heute die Män-

ner, die zur Läuterung rufen, nicht mehr gefährlich finden, die Mahnung zu höherer Sittlichkeit nicht mehr so recht ernst nehmen, vielleicht nur als neue Alltagswürze; andächtig scheinen, doch ihren Weg, den getadelten, weiter gehen.«

»Zweierlei Menschenart giebts; heute wie einst. Solche, die thierisch leben und des Fleisches Begierden nicht zügeln, und Solche, die im Licht wandeln wollen. Eine Zunahme an Edelsinn und Güte sehe ich nicht; eher einen Machtzuwachs der gottfeindlichen Thierheit. Sie aber reden, als werde mir nur Dank und Liebe entgegengetragen und als hätten sich nicht alle irdischen Gewalten vereint, den Lichtbringer zu ächten und ihm die Hand zu knebeln.«

»Ist es so arg? Von Savonarola sagte Alexander der Sechste: ‚Dieser Mensch müßte sterben, auch wenn in ihm ein neuer Johannes, ein zweiter Täufer getötet würde.' Alexander der Dritte aber sprach, als er gebeten worden war, Sie der Rache des Heiligen Synod auszuliefern, das beinahe westweltlich kluge Wort: ‚Dieser Mensch ist ein Apostel; ich will keinen Märtyrer aus ihm machen.' Und Ihre Gemeinde, die dem Land Kinder, Wehrdienst, Steuer weigert, ist an sich doch nicht unschädlicher als der Haufe der Piangioni, der Jammerthalleute, die hinter dem bologneser Dominikaner dreinheulten. Dem Haus Holstein-Gottorp ists ja noch nicht so schlecht gegangen wie damals den Medici. Das verdankt es aber nicht Ihnen. Savonarola wollte die Herrschaft frommer Bürger, die alles Schöne, alles den Sinnen Labung Bietende wie giftiges Unkraut ausjäten sollten. Immerhin: Herrschaft; also Ord-

nung und Unterordnung. Sie? Regirung, Kirche, Heer, Gerichtsbarkeit, Steuerpflicht, Volksvermehrung: alles dem Staat Unentbehrliche bekämpfen Sie. Den Staat selbst als das schlimmste aller Uebel. Sie wollen keine Herrschaft irgendwelcher Art; keinen Zwang, keine Abhängigkeit, Zucht, Wehrmöglichkeit. Den Kaiser und seine Beamten, die Kirche und ihre Priester, den Grund- und Fabrikherrn, alle Mächtigen und Reichen treffen Sie mit dem härtesten Rügewort; möchten die staatliche Gemeinschaft auflösen, das Eigenthum abschaffen, dem Lande die Schlagkraft nehmen und deren wichtigstes Werkzeug, die Menschenzahl, verkleinern. Und man krümmt auf Ihrem Haupte kein Haar. Exkommunizirt sind Sie freilich, wie der Reformator von Florenz. Aber hats Ihnen geschadet? Waren Sie nicht längst vorher aus der Gemeinschaft geschieden, die Sie nun ausstieß? Hat der Bannstrahl Anderes gewirkt als eine weithin lodernde Beleuchtung Ihrer unangreifbaren Größe? Unangreifbar sind Sie, weil der Ruhm des Dichters, des genialen Schöpferintellektes Sie heiligt. Nur in diesem Land wunderlichster Widersprüche; nur hier konnten Sie ungefährdet Ihr letztes, schroffstes Wort sprechen. Nicht in der freisten Republik. Achtzig Jahre alt und kein Tag davon hinter Mauern und Eisenstäben verlebt! Als der Feind Ihre aus hundert Wunden blutende Heimath bedrängte und sie der Vertrauensreste bedurfte, wie ein Ackersmann nährenden Brotes, spie Ihr Zorn der Verschmachtenden Geifer ins Antliz; wollten Sie die Mutter wehrlos machen. Und diese Mutter liebt Sie, blickt stolz auf Sie, als auf ihren besten

Sohn. Und wie für ein Volksfest bereitet die Heimath sich für Ihren achtzigsten Geburtstag. Ins Martyrologium, scheint dem alten Kopf, paßt solcher Lebenslauf doch wohl nicht.«

Zwei Blicke kreuzen sich. Als träfe Eiswasser glühenden Stahl: so knisterts. Sahet Ihr im Altmännerhaus unter dem Schädelschnee einen Funken auflohen und zischend wieder verglimmen?

»Jesus Christus sei mit Ihnen auf allen Wegen! Wer Anderen die Wahrheit sagt, muß bereitet sein, sie auch selbst zu hören. Der Absicht, mir diese Wahrheit ins Gewissen zu prägen, danke ich Ihren Besuch?«

»Erzieherabsicht? Subjekt und Objekt sind dazu doch wohl schon zu lange in Umlauf. Nein: eigentlich trieb mich nur Neugier her. Nehmen Sie das Geständniß nicht übel auf! Ich hatte mich auf den Weg gemacht, um mit eigenem Auge zu prüfen, wie es in und bei Baku aussieht. In Cernij Gorod, meine ich, und in der Nachbarregion des Ewigen Feuers. Nicht viel Neues. Tankschiffe und Cisternenwagons haben sich nicht verändert und über die Ziffern konnte man mir nichts vorlügen. Aber das Land! Hält man bei Ihnen denn Kaukasien noch für russisches Gebiet? Das ists kaum mehr. Der Steuereintreiber bemüht sich vergebens und der Fremde lernt das Wesen der Anarchie kennen. Ob Ihr Zar weiß, daß er dieses Land fast schon verloren hat, geht mich nicht an; auch nicht, ob die Nobel und Rothschild, denen die Naphtaquelle fließt, ruhig schlafen können. In Apscheron kamen mir aber allerlei Müßiggängergedanken. Hier, auf dem

Felsgrund der vierzig Meter langen Grube, brennt das Große Ewige Feuer, das weder raucht noch riecht und dem die Parsen einen Tempel gebaut hatten. Fromme Leute. In ihrer Art, versteht sich. Ob man die Leichen auf den Dakhmas von Geiern oder in der Erde von Würmern fressen läßt, zur Läuterung nach Priestergebot Weihwasser oder Rinderurin benutzt, ist schließlich nur eine Modefrage. Leute, die sich, trotz dem Avesta, den Gezeiten der Weltstimmung behend angepaßt haben und, während andere Orientalen noch weiterträumen, längst Eisenbahnen und Schiffe bauen, Agentur- und Bankgeschäfte machen. Wir haben mit Manchem von der Sorte zu thun gehabt. Mit dem Kohlenwasserstoffgas aber, das auf der Halbinsel Apscheron das Feuer nährt, haben sie nichts Rechtes anzufangen vermocht. Ein Tempel und ein Kloster sind schätzbare Dinge. Bringen aber nichts ein, sorgen nicht für die Düngung des Erdreiches; und von der Anbetung kann Keiner leben. Jetzt zerfällt das Kloster, und wo einst der Tempel ragte, pocht es und stampft in Fabriken; wird der unterirdisch austretende Gasstrom zur Heizung der Retorten genützt. Der Paktolos hat den Lydern nicht so leicht münzbaren Segen gebracht wie der Erdathem den Kaukasiern, seit starker Unternehmergeist sich der Wissenschaft gegattet und die für den neuen Zweck taugliche Technik gezeugt hat. Unternehmergeist, Wissenschaft, Technik: schon beim Hören der Worte schütteln Sie sich. Dachte mirs. Schön. Herrschaftlos ist das Land; Zucht und Gehorsam kaum noch zu merken. Währt es so fort, dann werden am Ende die Fabrik-

mauern niedergerissen und auf ihren Fundamenten wieder Tempel gebaut. Christliche oder parsische: der Unterschied ist nicht sehr gewichtig. Den Mann, der diese Rückbildung (Rebarbarisirung: sagen seine Gegner) wünscht, wollte ich sehen. Ganz nah. Deshalb, Mr. Tolstoi, bin ich hier.«

»Als Feind. Als Einer, der noch an das Heil ‚moderner Entwickelung' glaubt und nicht begreift, warum die Menschen des Kaukasus das Band lösen wollen, das sie an den Gewaltstaat knüpft, und dem es Verbrechen schiene, wenn sie dem Fabrikbrodem entliefen und in die Reinheit des Naturzustandes zurückkehrten. Verbrechen, was ihr einziges Heil ist. Feinde kommen selten her. Sind aber, als Brüder, willkommen.«

»Danke. Aber ein Feind bin ich nicht. Anna Karenina, Peter Bezuchow und Andreas Bolkonskij zählen mich zu ihren andächtigsten Verehrern. Den Kaukasus hat erst der Dichter der Kosakengeschichten mich lieben gelehrt. Und ich verstehe, daß der Gram über eine Vermögenseinbuße das Saitenspiel zu einer Kreutzersonate stimmt. Wer könnte sich der Zauberkraft des Poeten entziehen, der aus Worten, schlechtem, zerfaserndem Stoff, haltbare, den Witterungwechsel überdauernde Welten schafft? Auch nicht des Philosophen oder Messias Feind. Was Der sagt, ist ja (verzeihen Sie!) nicht so neu, daß es Greisenblut ins Sieden bringen müßte; von Lollharden, Wiedertäufern, frommen Kommunisten bis auf Rousseau und seine Erben ists so oft gesagt worden, daß sich das Ohr der Menschheit dran gewöhnt hat. Die Reinheit des Naturzustandes: Das war immer die Formel. Die Natur als

zuverlässigste, als allein von Gott gewollte Freundin des Menschen. Ist sies denn aber wirklich? Nicht, in ihrer Größe und Herrlichkeit, auch eine Feindin, deren zähen Versuch, ihn wieder in die Thierheit zurückzuzwingen, der aufrechte Vierfüßler mit seinem ganzen Kraftaufgebot abwehren muß? Von Allem, was ihm seit Jahrhunderten unentbehrlich scheint, bietet sie ihm fast nichts. Dem Thier Alles: Bäume und Buschwerk, Höhlen und Klüfte, Kleid und Waffe, Speise und Trank. Der Mensch muß ihr alles Nöthige mühsam abringen: Werkzeug, Wehrmittel, Wohnung Gewand, Nahrung. Er kann nicht unter einem Blätterdach leben, das in jedem Herbst welkt; Blatt, Halm, Korn, Kraut, Fleisch nicht so genießen, wie es wuchs. Welche Fülle von Phantasie, Arbeit, Talent mußte er aufwenden, um diese Erde wohnlich zu machen! Ists ein Wunder, daß ihn immer wieder der Zweifel beschlich, ob ein Gott, den er für weise und gütig halten soll, diese Erde für ihn geschaffen habe? Doch die göttliche Weisheit bestand eben darin, daß der Kampf zum Lebensprinzip gemacht wurde. Für Alles, was kreucht und fleucht, schwimmt und schreitet. Das Starke verschlingt das Schwächere, saugt seinen Saft ein und mehrt damit die Streitbarkeit, die ihm in neuen Kämpfen den Sieg sichern soll. Die göttliche Güte zeigt sich in der Sorge, das Kind des sechsten Schöpfungtages vor Erschlaffung zu wahren. Der den Hecht und den Hai, Fuchs und Wolf, Hyäne und Tiger schuf und sein All mit Raubzeug jeglicher Art bevölkerte, war kein Gott weichmüthig träger Schwachheit, dem Thränen in den Bart tropfen, wenn

das Lamm unter Zahn oder Messer verblutet. Dem Menschen, dessen Bild ihm gleichen soll, gab er die Herrschaft über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über Vieh und Gewürm, über die ganze Erde. So lehrt das Buch der Genesis; spricht ausdrücklich von Herrschaftrecht, das nur durch Gewaltanwendung wirksam wird, und läßt uns ahnen, daß weise Güte den Menschen zum Kampf um das von der Nothdurft Geforderte zwingt, weil er, wenn ers mühelos pflücken könnte, die Kraft nicht üben und die Leistungfähigkeit mindern würde, statt sie zu mehren. Auch im Geröll der Mythologie hat, wie Sie sehen, das Gesetz des Kampfes ums Dasein feste Wurzeln. Und göttlicher als der Gott brauchen wir nicht zu sein. Der hat die ‚Reinheit des Naturzustandes' nicht für die Dauer gewollt. Weder Gleichheit (Baum und Pflanze sind seine Zeugen) noch zwanglose, herrschaftlose Brüderlichkeit. Der kann nicht wollen, daß die Natur, der sein Odem den Meister gab, Siegerin bleibe, der Mensch wieder kriechen lerne, als doppelzinkiges Gabelthier mit Brei und Röstfleisch in Höhlen hause, Kunst und Wissenschaft, Civilisation und Kultur schwinde und die Erde veröde. Kann es nicht wollen, weil er sein eigenes Werk sonst zum Untergang verdammen müßte. Wie sähe Ihre Welt des Lichtes denn aus? Das Iammerthal Savonarolas wäre daneben ein Ort üppig aufblühender Freuden. Und in dieser Niederung einträchtigen Gewinsels sollen nicht trübsälige Thiere gedeihen sondern Gottmenschen, deren Haupt in den Himmel ragt?«

»Zwischen uns sind die Grundbegriffe streitig: drum wird

die Verständigung über das Einfachste schwer. Für das Lob des Dichters kann ich keinen Dank sagen. Nicht nur, weil der selbe Mund solches Lob auch einem Shakespeare, einem Maupassant und anderen Schädlingen wohl schon gespendet hat. Sondern, weil ich weiß, daß es der Darstellungsgabe gilt, der Kunst des Schilderns und Gestaltens, also etwas ganz Gleichgiltigem, nicht Dem, worauf es allein ankommt: dem sittlichen Verhältniß zum Gegenstand und der sicheren Unterscheidung zwischen Gut und Bös. Einerlei. Bald sind dreißig Jahre verstrichen, seit ich der Eitelkeit des Dichterruhmes entwuchs; und schon vorher hätte mich im Tiefsten der Lobspruch gekränkt, daß ich das Leben meisterlich male, ohne je zu verrathen, was ich davon halte. Ein Maler, der eine Prozession darstellt und nicht zeigt, ob er solchen Kirchenbrauch liebt oder verabscheut! Wie Einer den Sinn des Lebens auffaßt und worin er die Bestimmung des Menschen findet: darauf allein kommt es an. Des Lebens wahren Sinn aber und alles menschlichen Regens wahre Bestimmung hat uns vor neunzehnhundert Jahren die Lehre Christi für alle Zeit erklärt und wir haben die Tafeln, in deren Erz diese Lehre geätzt ward, nur aus dem Schutt zu schaufeln. Daß ichs versuchte, mißfällt Ihnen. Daß Sie Absicht und Ziel des Versuches mit all Ihrer stolzen Vernunft nicht fassen, offenbart jedes Wort, das von Ihrer Lippe fällt. Ja: Ich will eine Welt ohne Trüffeln, Gansleberpastete, Automobile, Elektrochemie, Pferderennen, Kirchen, Kriege, legitimirte oder verstohlene Hurerei. Ich will nicht den Staat noch irgendeine Zwangsanstalt, nicht Hierarchie

noch Geldsklaverei. Was Jesus Christus wollte, will ich. Und Sie glauben, den Achtzigjährigen bekehren zu können?«

»Nur ein Tropf oder Geck könnte sich mit solchem Wahn mästen. Ich hoffte nicht einmal, auch nur für Sekunden die Selbstgewißheit des Propheten zu stören. Wie ließe ers zu und bliebe doch, der er sein möchte? Zu sehen, kam ich. Einen lebend Heiligen. Den am Lautesten Gepriesenen, vom hellsten Schein der Liebe Umstrahlten. Als der am Lautesten Verwünschte, vom Haß, von neidisch fahler Wuth in die tiefste Finsterniß Gestoßene.«

»Wer sind Sie, der so den Zorn der Brüder auf sich zog? Einer, der die männliche Jugend seines Volkes am Strick auf die Schlachtbank schleppte? Wenn der Klang der Rede nicht trügt, ein Sohn britischer Erde . . .«

»Amerikaner. John Davison Rockefeller aus Richford im Staat New York. Am achten Juli werde ich Siebenzig. Also kein genußfroher Jüngling mehr. Der war ich auch mit unverbrauchter Kraft nicht. Leider. In dem Alter, das Ihnen in Kasan die bunteste Lust des Studentenlebens gewährte, mußte ich alle Sinne an den von schärfster Konkurrenz bestrittenen Gelderwerb verwenden. Mit neunzehn Jahren hatten Sie, der Sproß eines alten Adelsgeschlechts von ansehnlichem Besitz, Orientalia und Jurisprudenz hinter sich und lebten sorgenlos auf Ihrem Gut; war ich schon Leiter eines selbst gegründeten Geschäftes. Die Jahre, die Sie im Rock des Artilleriefähnrichs verbummelten und verschwärmten, versaß ich hinter dem Hauptbuch. Und als Sie das wüste Treiben der

petersburger Hofgesellschaft und Kunstzigeuner satt hatten, schuf ich mir schon zum zweiten Mal eine Existenz. Und so gings weiter. Lebensläufe von verschiedenerer Kurve sind kaum zu erdenken.«

»Gewiß nicht. Industrieherr und Bauer, Gewalthaber und Kind Gottes; Einer, dessen Lebensleistung auf Zwang und Ausbeutung beruht, und ein Christ; der reichste Mann auf dieser entchristlichten Erde und der ärmste.«

»Der ärmste? Ach ja: was hier an guten Dingen zu sehen und zu schmecken ist, gehört Ihrer Frau. Sie essen anders, trinken anders, putzen Ihre Kleider selbst (bei uns drüben keine Seltenheit); machten früher auch den Schuster und Pflugscharführer. Ein sehr gesunder Sport und eine Askese, die sich ertragen läßt, weil man sie aufgeben kann, sobald sie unbequem wird oder dem Körper nicht mehr bekommt. Arm nenne ich Einen, der nie geschwelgt hat, gern schwelgen möchte und darben muß; nicht den Uebersättigten, der nur die Hand zu strecken braucht, um die hungrig erwachte Begierde füttern zu können. Doch streiten wir darüber nicht! Ob ich der Reichste bin? Gedruckt hat mans oft genug. ‚Mindestens hundert Millionen Francs im Jahr.' Die, denkt der Leser, steckt der Spitzbube in die Tasche und kauft sich dann Paläste und Juwelen, Leckereien und Mädchenfleisch. Was, nebenbei gesagt, auch kein Verbrechen an der Menschheit wäre; über den sozialen Nutzen großartiger Verschwendung könnte ein kluger Nationalökonom Mancherlei lehren. Im Grunde lebe ich ungefähr wie Sie; wie jeder Alte, der

nicht durch Völlerei und Lüdrianthum seinen Tod beschleunigen will. Nicht ganz wie Sie; weil Art und Intensität unserer Arbeit verschieden ist. Sie schreiben und lesen, müssen nach langem Sitzen also durch starke Bewegung für ausreichende Blutcirkulation sorgen; Holz spalten, sich in Schweiß laufen oder den Acker pflügen. Meine Arbeit ist nicht so seßhaft und nimmt viel mehr Zeit; ich wäre ein Esel, wenn ich ihr nicht Alles nutzbar machte, was zu kaufen ist. Da ich in zehn Minuten vielleicht Werthe schaffen kann, die, wenn just diese Minuten ungenützt blieben, nie entstünden, muß ich für die Stundenpartikel den höchsten Preis zahlen. Pullmanwagen, Automobil, eigene Drähte zum Schreiben, Sprechen, Drucken sind spottbillig, wenn sie mir Zeit sparen. Mein Geld? Das arbeitet auch; kommt auch nie zu Ruhe. Rinnt durch abertausend Röhren und ist nach der Ernte gleich wieder Düngmittel und Saatgut. Wer das Gras wachsen hört, mag auch feststellen, wie viel ich als sicheren Gewinn rechnen darf. Aber der Zwang und die Ausbeutung! Muß die Menschheit Den nicht hassen, der so ruchlos mit ihren Söhnen verfährt? Nicken Sie nur! Als Fünfundzwanzigjähriger habe ich mit dem Petroleum angefangen, das damals erst knappe fünf Jahre als Beleuchtungstoff ersten Ranges galt, und bis heute nicht nur für mich Einiges erreicht. Aus den Standard Oil Works in Cleveland ist die Standard Oil Company, dann der Trust geworden, gegen den so laut gezetert wird. Als zwischen Ontario und Kanawha der Ausfluß schmaler, der Pumpertrag dürftiger wurde, bin ich nach Kansas und Kentucky, Florida

und Kolorado vorgegangen; bis an den Stillen Ozean und in die Südstaaten. Mit Liebe und Güte war da nichts zu machen. Ein von drei Erdtheilen beschickter Markt. Ihre Heimath mit dem ungeheuren Reichthum von Apscheron und Tscheleken der gefährlichste Konkurrent. Ich mußte meine Macht zusammenballen, die dagegen kampffähig war, durch bessere Reinigungmethoden den Prozentsatz des als Leuchtstoff brauchbaren Erdöls erhöhen, durch Transportverträge und die Beherrschung des Röhrennetzes, das den Rohstoff in die Raffinerien und die Marktwaare an die Küste leitet, etwas auf unserem Kontinent wenigstens einem Monopol Aehnliches erstreben und dann mit vorsichtiger Kühnheit das Gebiet zu erweitern suchen. Ob ein durch Unterbietung ins Wanken gebrachtes Importhaus einstürzt, ob die Leute der Pipe Line stöhnen: daran liegt nicht viel. Gott, der Herr, selbst konnte den Großen nicht Raum schaffen, ohne ihn den Kleinen zu verengen. Wie vermöchten wirs? Wo ein Knubben zurechtgehobelt wird, fallen Spähne. Wer nichts thut und die Hände faltet, kann das Kleid vor dem kleinsten Fleck schützen. Nichts von Vertheidigung oder von Bitte um wohlwollende Nachsicht hier! Allzumal sind wir Sünder, wenn man uns den heilig Reinen vergleicht. Wie es auf dem Markt aussähe, wenn der böse John nicht für Einheit und Organisation gesorgt hätte: daran wird nicht gedacht. Jeder Demagog, mag er Roosevelt oder Bryan heißen, schimpft ihn und bespuckt seine Ehre. Daß ich Schwache, damit sie mir nicht zwischen die Beine laufen und sich selbst zu Schaden bringen, aus dem Weg

stoße: Verbrechen. Daß ich den höchsten Preis fordere, der zu erzielen ist, und nur abgebe, was man erzwingt. . .«

»Verbrechen und Sünde wider den Heiligen Geist. So nenne auch ichs. Und sehe in Einem, der so lebt und Andere unter das Joch solchen Lebens duckt, den leibhaftigen Satansknecht. Auch wenn er zu der von Pfaffen vorgeschriebenen Stunde in die Kirche geht und gehorsam, wie seines Arztes Mixturen, Dogmen schluckt, in denen der Sinn des Urchristenthums Unsinn wurde. Wie? Menschen zusammenpferchen, in stinkenden Gruben und verpesteten Fabriken zu Arbeit zwingen, die der Seele nicht frommt und deren Ertrag dem ‚Herrn' zufließt, also Einem, der sich über die Brüder Gewalt anmaßt und mit den Machtmitteln des staatlich organisirten Räuberwesens diese Gewaltanwendung durchzusetzen vermag? Und Der so thut, kommt hierher und will . . .«

». . . Einen sehen, den die Menschheit als Heiligen ehrt. Warum? Weil er, der die einzige fruchtbare Leistung seines Lebens verleugnet, mit der stolzen Wichtigkeit des Finders wiederholt, was vor ihm hundertmal gesagt ward, und einen Glauben bekennt, dessen Unbrauchbarkeit für den Menschenalltag längst erwiesen ist. Mit der Lippe bekennt; nicht etwa in seinem Leben Ereigniß werden läßt. Hier wäre ja Platz für eine Urchristengemeinschaft. Ist das Land, wie von Einem, der spät in die Schule unseres guten Henry George kam und ihr nie mehr entwuchs, zu erwarten wäre, unter die Bauern vertheilt? Nein. Der Frau Gräfin gehört es. Die hat Vermögen, Diener, Komfort; Alles, was der Herr Graf als unchrist-

lich, des Menschen unwürdig verdammt. Die wird ihre Habe, unbewegliche und bewegliche, vererben, auf daß Kindern und Kindeskindern der Kampf ums Dasein erspart sei. Und womit beschenkt das Vermächtniß des heiligen Mannes das Volk breitstirniger Gottesleute, das seine Wunderlichkeit wie Heilandsthat anstaunen sollte? Ob der pechschwarze John Davison seinen Volksgenossen sechzig oder achtzig Millionen Francs gespendet hat, wollen wir nicht pedantisch nachrechnen; über dreißig warens allein für die chicagoer Universität. Wer umfragt, wird von mancher nützlichen Stiftung hören. Das ist noch nicht der Hauptpunkt. Was hat der Erzschelm in dreiundvierzig Jahren, seit er in Cleveland mit Petroleum zu handeln anfing, in die Staatskassen gezahlt? Um wie viel die Länder, die er seitdem umkrallte (so nennt Ihrs ja wohl?) bereichert? Das wäre in Ziffern zu zeigen; und dann zu prüfen, wie die Menschheit, die er geknechtet haben soll, vorher lebte, in den Wonnen ländlicher Freiheit, und heute, in den geschmähten Großstädten, lebt. Der Vergleich würde lehren . . .«

»Wie aus Freien Sklaven werden, aus Frommen Gottlose, aus zärtlichen Brüdern hinterlistige Feinde, und wie der Wille, die Gier mit Triebschmutz das Gewand der Seele besudelt. Das würde der Vergleich lehren. Das weiß Jeder, der aus offenem Auge die Erdkruste und das Himmelsgewölb schaut, auch ohne Vergleich. Lebten diese Menschen denn nicht, bevor Ihr sie glücklich machtet? Vom Glauben an das Evangelium Christi lebten sie. Als Landleute von schlichtem Wandel und strengen Sitten. In selbst genähtem Kittel von selbst

gebackenem Brot. Und brauchten sich nicht, weil es Moloch, Leviathan oder anderer Höllenmacht so gefiel, in Kriegen gegen Spanier, Tagalen, morgen vielleicht gegen Japaner als Kanonenfutter auf den Strand oder in den Gischt streuen zu lassen. Daß Einer sich mit dem von gestohlenem Gut gezahlten Tribut brüstet, ist schlimm genug. Er hüte sich, mit dem elenden Glück, das er schuf, vor dem Ohr Gottes zu prahlen!«

»Wer von uns Beiden der Prahlsucht näher ist, entscheide der höhere Richter. Nie vermaß ich mich, ihm zu gleichen, oder wagte nur, zu seinem Thron mich aufzurecken. Niemals habe ich mich als Heiland etablirt und der Menschheit mit Schwatz zu verekeln gesucht, was die Weisheit zweier Jahrtausende ihr als Schmerz stillendes, als betäubendes oder belebendes Mittel bot. Sie, heiliger Mann, wähnen, vor Ihnen habe Keiner die Mängel des Staates, der Kirche, jeglicher Zwangsanstalt erkannt und empfunden. Dutzende wären leicht aufzuzählen. Da sie aber nichts Besseres wußten und kein Rezept schreiben konnten, dessen Arzenei Brest und Jammer schneller und sicherer heilt, ließen sie das Ueberlieferte fortwirken und stellten Gott anheim, wann er den Kindern die Binde mehr lockern und endlich ganz vom Auge nehmen wolle. Die nenne ich wahrhaft fromm und demüthig; weil sie den Gott, der sie schuf, nicht überklügeln wollten. Schuf er nicht auch mich? Ließ oder hieß mich Den werden, der ich bin? Und konnte den Thon doch ganz anders kneten. Er wollte meine Wesenheit also, wie sie ward, und fand sie für seine Schöpfung brauchbar. Zur Unheilszeugung? Dann wäre er böse; ein Gott der Tücke. Nein:

um einen zum Kampf gegen feindliche Mächte Tauglichen vor die Front stellen zu können; auch zum Kampf gegen die Natur, der Menschenkraft und Menschenwitz Stück vor Stück vom Erdreich abringen, abrauben muß. Ich lasse Ihnen den Landmann von schlichtem Wandel und strengen Sitten; wenn Sie nicht sehen wollen, wie der altgläubige Mushik lebt und welche besondere Laster dieses Leben, nicht der Pope oder der Feldwebel, ihm anzüchtet, so bleiben Sie blind. Ich gönne Ihnen auch den Ruhm, zwischen Unterröcken den Krieg verschrien zu haben; den billigsten Lorber, der den Lautesten jetzt ja sogar vergoldet wird (mit Edelmetall, das die Naphthaquellen ans Licht trugen). An dem Tag, der die unkriegerisch Erzogenen, an Entmannung Gewöhnten zur Wehr zwingt, wird Ihnen gerechte Strafe für die gefährlichste, dem Volksgeist schädlichste Agitation, die seit dem Verschneidungwahnsinn erdacht ward; und die Skopzen verstopften sich wenigstens selbst den Lustborn, opferten also ihrem Wahn, während die Leichtfertigkeit der Friedensglöckner auf den bequemsten Wegen Lob und Lohn erntet. Die Gewißheit aber, daß ich Glück gezeugt und das meinem Willen erreichbare Häuflein vorwärts geführt habe, kann Ihr Säulenhochmuth mir nicht verstümmeln. Das vermag nur ein Geblendeter zu bestreiten, der leugnet, daß wir seit den Tagen des Höhlenmenschen tüchtig weiter gekommen sind. Kunst, Wissenschaft, Kultur wäre nur Trug? Das Schöne und Starke, dem die Sinne zuauchzen, Sünde und die Welt als das Reich blöder Schwächlinge geschaffen? Darum hätte ein Gott sich in sechs Tage-

werken gemüht? Der Teufel, an den Sie glauben müssen, freue sich des selbst genähten Kittels und selbst gebackenen Brotes. Wir reiften zu anderer Freude. Daß die Seuchengeschwader nicht mehr so leicht wie einst über die Grenze dringen, daß im Kindbett die Sterblichkeit kaum noch ein Hundertstel des früheren Durchschnittssatzes erreicht, daß wir uns ins All einzuordnen vermögen, des Vogels Fittich nicht mehr zu beneiden brauchen, mit dem von Menschenwillen gewirkten und auf ein fernes Ziel gelenkten Funken Hilfe herbeiwinken und eines scheiternden Schiffes Mannschaft und Gästeschaar retten können: unendlich scheint die Zahl solcher Wunder, die Vernunft uns gebar. Wie leben Ihre Menschen? In einer unfrohen Welt bleicher Geschöpfe, die der Thierheit ähneln (was den Menschen macht, ist ihnen, das Feinste wie das Stärkste, verwehrt), über das zur Daseinsfristung Nöthigste nicht hinausstreben dürfen und leiser stöhnen, wenn sie ein Gebälk über dem Kopf, einen Roggenteig und Gerstensud im Ofen haben. Brüder? Auch an dieser Hürde lauert der Wolf auf das Lamm, listet der Fuchs der Schafsdummheit Zottelzins ab. Vor hundert Jahren, zweihundert lebten sie so; unter dem Tatarenjoch kaum anders. Was haben sie davon, daß der heilige Mann sich nicht besser als sie bettet, ißt und trinkt, bäuerisch mit ihnen redet, Wasser ins Haus schleppt, den Ackergaul antreibt, das Feld mäht, zwischen Stoppeln den Leib füllt und leert, am offenen Fenster flickt und schustert? Das könnte der einfältigste Knecht. Von dem Herrn hofften sie Anderes. Nützt ihnen, daß er das Gelernte und Erlebte zu vergessen trachtet?

Daß er wunderlich ist und das Sehenswertheste im Gouvernement? Ja, wenn die Ehrfurcht und Neugier, die sich herandrängt, Geld ins Land brächte! Aber die Wallfahrer lassen höchstens mal einen Fuhrmann verdienen; und der Herr meint, wer über das Existenzminimum hinauskomme, sei sogleich in Gewissensnoth und Seelengefahr. Auch dürfe in Frisko und Tula, Paris und Mukden, Sizilien und Alaska keine andere Satzung gelten als am See Tiberias auf der Tenne des Täufers. Denn was damals verkündet ward, ist für alle Ewigkeit unwandelbar und für jeden Tag, jede Zone verpflichtendes Gesetz.«

»Ist von Gott, lieber Herr Flinkzunge. Der gab seine Gesetze nicht, wie Ihr einen Wechsel, auf drei Monate. Und war so frei, auf Diebe, Räuber, Menschenschlächter und Sklavenhändler nicht Rücksicht zu nehmen.«

»Hat auch ihnen aber seine Welt nicht verriegelt; Solche, die Sie dafür halten, sogar in recht großer Zahl hineingesetzt. Wie den Hecht in den Karpfenteich? Sein allumfassendes Auge sah, daß der Tropenmensch, dem das Nothwendige zuwächst, nicht vorwärts kommt und von Kains Affenweibchen, der geilen, schlecht riechenden Ahnfrau, zu viele Züge bewahrt. Vorwärts aber sollte die Brut seines sechsten Tages; weder aussterben noch wieder verthieren. Drum mußte sie mehr ersehnen, als ihr ins Maul hing und flog, und mit Sporn und Peitsche zu der höchsten Leistung gestachelt werden. Mit der Peitsche des Machtverlangens und dem Sporn des Bedürfnisses. Das Buddhalächeln schreckt mich nicht. Art und Zahl der Bedürfnisse steigern: auch dieses Unterfangen, das Sie

so lästerlich dünkt, kann von der Vorsehung Gottes befohlen sein. In diesem Glauben leben und wirken wir Diebe, Räuber, Menschenschlächter und Sklavenhändler. Beschnüffeln nicht das Verhältniß des Einzelnen zum Himmelsherrn, das Der oben, wenns ihm der Mühe werth scheint, schon selbst regeln wird. Treiben lieber mit der Hoffnung auf erhöhten Genuß die Leute zu erhöhter Leistung. ‚Von deren Ertrag Ihr dann den Löwentheil nehmt.' Richtig. Aber nicht, als spottschlechte Kerle, nur für uns, sondern zu festerer Sicherung und breiterer Dehnung der Produktion. Mit Ihrem gläubig stammelnden Rationalismus, dem Bastard, der seiner Mutter Vernunft flucht, halten wir uns nicht länger auf als mit unklaren Chiliasten- und Kommunistentraumbildern. Wir glauben an einen Gott, der die Natur dem Menschen unterthan wollte und aus Menschenmuskeln und Menschenhirn deshalb hervorpressen heißt, was die widerwillige Substanz irgend hergeben kann. Sanft und sauber gehts dabei nicht immer zu. Doch die Intelligenzsumme wächst und vertheilt sich von selbst in die Fassungräume. Wo wir gewirthschaftet, organisirt, Gewinn eingesackt haben, sieht die Menschenwelt anders aus als vorher. In meinen Leuten lebt heute mehr als in der Zeit animalischen Hirten- und Pflügerbehagens. Mehr Geistigkeit und mehr Sinnenfreude. Gehorchen müssen sie: sonst hätten wir, statt der Einheit des Werkzeuges, das Allen dient, einen Haufen von unnützlichen Splittern. Aber Sklaven? Jeder im Kleinen ein Herr. Frei, Verträge zu schließen und zu lösen, und fern von der brutalen Dumpfheit, die Ihre Leute an einem Tag des

Taumels oder Weltkurpfuscherwahnes die Grube anzünden läßt. Und weil ichs dahingebracht, mein Land bereichert, Millionen Verdienst geschafft, ganzen Geschlechtern ans Licht geholfen und Tausenden den Weg zu den Gipfelquellen der Kultur gebahnt habe, darum schätze ich sündiger, mit allen Makeln mühsamer Schöpferarbeit behafteter Mensch meine Lebensleistung höher ein als die eines fruchtlos heiligen Mannes. Der Gassenlärm wünscht mich an den Schandpfahl und Sie in die Glorie. Sie haben sichs, in Bauernhemd und Pelzstiefeln, bequem gemacht. Die Menschheit will weiter; will ohne Rockefellers erreichen, was diese schwieligen Gesellen sie erstreben lehrten. Nieder mit ihnen! Der kirchenfeindliche Kalenderheilige unter der Glasglocke hemmt den Marsch sicher nicht.«

DIESES WERK WURDE GEDRUCKT IM JAHRE 1911 IN
DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG

ERICH REISS VERLAG · BERLIN W 62

Gespräche mit Tolstoj

Mitgeteilt von J. Teneromo / Drittes Tausend

Aus dem Inhalt: Die Legende von Alexander I — Die Mitarbeiter Tolstojs — Wie „Die Macht der Finsternis" entstand — Die Früchte der Aufklärung — Die Legenden der Bettler — Die zwei Greise — Das vergossene Blut — Tolstoj über den Antisemitismus — Die Märchenerzählerin Der Zionismus — Tolstoj und die Konstitution — A. S. Suworin — Die Sage von Alexander dem Großen — Wie Tolstoj das Rauchen aufgab

Das Buch entstammt Aufzeichnungen über Gespräche, die J. Teneromo, der intime Freund Tolstojs, in Jasnaja Poljana in den Jahren 1885 — 1908 mit dem Grafen geführt hat.

Broschiert Mark 2.50 Gebunden Mark 3.50

Der sterbende Napoleon

Unveröffentlichtes Tagebuch von Hudson Lowe

Aus dem Inhalt: Vorrede (von Paul Frémeaux) — Die Krankheit Napoleons — Napoleons Todeskampf und Tod (Ungedrucktes Tagebuch Hudson Lowes) — Die Todesursachen — Krankheitsberichte Doktor Arnotts vom 1. April bis 5. Mai 1821, in dem Hudson Lowe gesandten ungedruckten Wortlaut — Offizielles Sektionsprotokoll vom 6. Mai 1821 mit einem ungedruckten Detail — Sektionsbericht des Doktor Antommarchi, den Grafen Bertrand und de Montholon am 6. Mai 1821 übergeben — Sektionsbericht des Doktor Antommarchi — Ungedruckter Sektionsbericht von dem englischen Militärarzt Henry, am 12. Sept. 1823 an Hudson Lowe gesandt.

Der Preis des Werkes beträgt: Broschiert M. 3.—, in Halbfranz geb. M. 4.—

ERICH REISS VERLAG · BERLIN W 62

Swift, Prosaschriften in 4 Bänden (je etwa 500 S.)

Aus dem Inhalt: I. Band. Jugendschriften, Tuchhändlerbriefe, Einwände gegen die Abschaffung des Christentums, Schriften über Irland usw. II. Band. Swifts Leben, Das Märchen von der Tonne, Die Bücherschlacht. Tagebuch an Stella (1. Teil). III. Band. Tagebuch an Stella (2. u. 3. Teil). IV. Band. Geschichte und Entstehung von „Gullivers Reisen" / Gullivers Reisen.
Preis des ganzen Werkes: brosch. 14 M., in Lwd. geb. 18 M. Einzelne Bände br. 4 M., geb. 5 M.

Unter den großen Namen der Weltliteratur zählt der Name „Swift" zu den berühmtesten. Jedes Kind hat irgendwann Gulliver auf seinen Reisen begleitet. Doch wer hat außer diesem Werke, daß geschäftige Hände aus einer blutigen Satire auf die Schwächen der Menschheit zu einem harmlosen Kinderbuch machten, ein Buch des gewaltigen Streiters der Feder gelesen? Die „Tuchhändlerbriefe" die nur durch ihr Erscheinen ein ganzes Volk bis hart an die Grenzen des Aufruhrs führten, diese bitteren, aufreizenden, von trockenem Hohn zuckenden paar Druckbogen, die eine der mächtigsten Regierungen ihrer Zeit zur Nachgiebigkeit zwangen? Wer, der je eine Literaturgeschichte durchblätterte, kennt nicht dem Namen nach das „Tagebuch an Stella"? — Doch wer hat diese wundervollen Blätter gelesen, diese lange Reihe von köstlichen Briefen, die ein Genius des Geistes, der gefürchtetste Satiriker und Pamphletist seines Jahrhunderts, täglich an die ferne Geliebte richtet? Swift, dieser herbe Menschenverächter, er, der durch die Macht seines Geistes und die grandiose Leidenschaft seines Hasses gegen alle Unterdrücker, gegen alle Drohnen der Gesellschaft und des Staatslebens, aus ärmlicher Existenz zu gewaltiger Machtstellung sich emporschwingt, Jonathan Swift, der trotzige Einsame, der selbst in den Tagen seines Glanzes Einsiedler der Seele geblieben: hier, in den Briefen an die Geliebte, offenbart er den wahren Schlag seines Herzens. Zwischen den zischenden Raketen seiner funkelnden Ironie, seines versengenden, bitteren Spottes klingt in ergreifender Verhaltenheit die geheime Sehnsucht des großen Mannes auf, der der Welt in Gullivers Reisen die furchtbarste Satire menschlicher Engherzigkeit schenkte und der zeitlebens sein inneres Sein spröde von der Umwelt abschließen wollte. — Die neue Ausgabe, die hiermit dem deutschen Publikum vorgelegt wird, ist von dem bekannten Übersetzer Felix Paul Greve übertragen und mit zahlreichen biographischen und historischen Anmerkungen versehen.

Die moderne Ehe und wie man sie ertragen soll ::::::

von Maud Ch. Braby

Warum Männer nicht heiraten — Warum Frauen nicht heiraten — Das Sichausleben für die Frauen — Und wahre ihr die eheliche Treue, der wunde Punkt in der Ehe — Vorgeschlagene Änderungen. Die Probeehe — Das Fiasko der freien Liebe — Die Vielweiberei — Ein Wort für die Zweiweiberei — Die Vorteile der Ehe „auf Sicht". Die Kinder, die Sackgasse aller Reformen — Kinder oder keine Kinder, die Frage des Tages. Wie man, obgleich verheiratet, glücklich werden kann. Broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—.

ERICH REISS VERLAG • BERLIN W 62

Max Reinhardt von Siegfried Jacobsohn :::

2. Auflage / Brosch. M. 5.— / Geb. M. 6.50

Mit einem Porträt von Max Reinhardt und 15 unveröffentlichten ganzseitigen Illustrationen n. Inszenierungen des Deutschen Theaters in Berlin

INHALT: Vorwort — Der Kaufmann von Venedig — Oedipus und die Sphinx — Cäsar und Kleopatra — Das Wintermärchen — Der Liebeskönig — Gespenster — Frühlings Erwachen — Das Friedensfest — Romeo und Julia — Der Revisor — Aglavaine und Selysette — Prinz Friedrich von Homburg — Marquis von Keith — Catharina von Armagnac — Hochzeit — Die Räuber — Nju — Ulrich Fürst von Waldeck — Clavigo — König Lear — Der Graf von Gleichen — Faust — Ein Sommernachtstraum — Major Barbara — Don Carlos — Das Heim — Der Widerspenstigen Zähmung — Christinas Heimreise — Judith — Hamlet — Tabellarischer Anhang — Register.

Über dies Buch, das zum ersten Mal einen künstlerischen Überblick über das Schaffen Max Reinhardts gibt, schreibt **Maximilian Harden** in der „Zukunft": Ein Buch, in dem mit tapferer junger Begeisterung der Versuch gemacht wird, aus einer Kritikenreihe wie von selbst das Bild des stärksten deutschen Theaterleiters sich gestalten zu lassen, aus einem Buch, dem die beste Eigenschaft, Liebe zum Objekt, auch der im einzelnen anders Empfindende nicht absprechen kann. Diese Liebe ist nicht blind, gibt sich manchmal allzu merkbare Mühe, nicht blind zu erscheinen. Das hübsch ausgestattete Buch bringt ein chronologisches Verzeichnis aller Dramen, die unter Reinhardts Direktion in Berlin aufgeführt worden sind, und fünfzehn Szenenbilder von Czechka (Lear), Ludwig von Hofmann (Aglavaine und Selysette), Knoetel (Prinz Friedrich von Homburg), Orlik (Wintermärchen), Roller (Faust), Walser (Romeo und Julia). Die Skizzen geben auch dem Fernen eine Vorstellung von der szenischen Kunst des Deutschen Theaters und können zur Zerstörung des Aberglaubens beitragen, daß da mit aufdringlich grellem Pomp, etwa nach dem berüchtigten Beerbohmmuster, und ohne Ehrfurcht vor der Hirnwelt des Dichters, gewirtschaftet werde.

Broschiert M. 3.50
Gebunden M. 4.50

Felix Poppenberg
Das lebendige Kleid

2. Auflage
Mit zahlreichen Autotypien

Aus dem Inhalt: Kunst auf der Straße — Autos — Schiffe — Hauskulturen — Das deutsche Bauernhaus — Sylt — Wien — Interieur — Das lebendige Museum usw.

Joseph August Lux in der „Frankfurter Zeitung": Endlich einmal wieder einer, der die stummen Dinge zum Sprechen bringt und ihnen das Kolorit feingestimmter Novellen gibt. Wer in fünfzig oder hundert Jahren sich für die heutige, sehr interessante und verwickelte Kulturverfassung interessiert und wissen will, wie wir das Leben nach unsern eigenen Wünschen einrichten, der wird ein solches Buch wählen, wie jenes von Poppenberg.

ERICH REISS VERLAG · BERLIN W 62

Der Hai. Roman von C. J. Sörensen

Preis broschiert M. 3.50, gebunden M. 4.50

Ein neues Reich öffnet seine Pforten. In menschenleerer Stille schwirren Myriaden beutesüchtiger grauer Seevögel mit heiserem Schreien um starre schwarze Klippen. Aus stillem blauen Fjord, zwischen trotzig ragenden Felsen, die als finstere Wächter die Nester der Tiere und Menschen hüten, durch Nebel und Sturmesbrausen hinaus in die wilde Schönheit des nordischen Ozeans. Mit wetterharten Männern auf schwankem Boote geht die Fahrt in die Wogenwüste. Das letzte Riesentier, der letzte gewaltige Enkel grauer Vorzeiten, der Wal ists, der hier von Menschensinn und Stahl bezwungen und ausgerottet wird. Dieser mitleidslose, tragische Kampf, die fremde Welt, in der er sich stumm und unerbittlich vollzieht, die Männer, die ihn führen, die stolze Wildheit des Meeres, die schwüle, dumpfe Einsamkeit der Walfischstation — das ist das Reich dieses kraftvollen Werkes. Zäh, hart und stumm wie der kalte Stahl, dessen Sieg über die Tierwelt der Dichter mit fortreißender Wucht der Sprache und in grandiosen Bildern zu Leben und Gestalt erweckt, ist die kurze, herbe Seelengeschichte, die sich scheu und verhalten durch die meisterhaften Schilderungen zieht. Über die Wirklichkeit hinaus wachsen Haß und Liebe; Berg, Meer und Wogen gewinnen fast gespenstisches Leben, und inmitten dieser phantastischen Welt kämpft der Held um sein Glück, um seinen Willen als ein Raubtier, dessen Machtgefühl mit elementarer Kraft die dünnen Hüllen zähmender Kultur sprengt; kämpft mit der nackten Kraft der Muskeln um den Preis bis zur Vernichtung des Feindes. Möge der Schöpfer dieses kraftvollen Werkes, der junge Dichter Sörensen, den wir mit diesem Buche in Deutschland einführen, schnell eine Gemeinde um sich sammeln.

Felix Hollænder, Unser Haus

Sechste bis achte Auflage — Ein Buch — Brosch. M. 4.—, Geb. M. 5—.

Ja, damals! Wir werden still und Felix Hollænder fängt an, von seiner Jugend und seinem Elternhaus zu erzählen, und mancher von uns fühlt, daß es seine eigene Jugend ist und seine eigene Geschichte. Berliner Tageblatt.

Ein rührendes und zartes Bild von Heimat und Vaterhaus; eine Wanderung von Kindheit an durch die Lernjahre des Jünglingsalters bis zum Eintritt in das wirkliche auf sich selbst gestellte Leben. Hamburger Nachrichten.

Das ist keine Autobiographie in gewöhnlichem Sinne, nur wenige Seiten las ich — da hatte ich schon vergessen, daß ich überhaupt ein Buch las, ich war in einem alten stillen Hause mit langen Korridoren, auf dem weiß gedeckten Tische brannte eine mächte Petroleumlampe, ein Hof mit einer breiten dunklen Kastanie lag vor mir: mir war, als sei ich selber wieder daheim. Da ist alles mit leisen, feinen Strichen von der Hand eines Meisters hingesetzt, und es ist, als würde uns von einer gedämpften, gütigen Stimme in der Dämmerung erzählt. Deutsche Tageszeitung.

Im gleichen Verlage erschienen:

Charlotte Adutti, Ein Buch der Liebe / Broschiert M. 4.— Gebunden M. 5.—

WITHDRAWN
FROM STOCK
QMUL LIBRARY

WITHDRAWN
FROM STOCK
QMUL LIBRARY